O.d. Herisson

# Die Legende von Metz.

# Die Legende von Metz

von

**Graf M. J. von Hérisson.**

Autorisierte Übersetzung

von

**O. Th. Alexander**

mit einem einleitenden

**Original-Brief des Verfassers.**

Berlin SW.
Verlag von Carl Ulrich & Co.
An der Jerusalemer Kirche 2.
1888.

Graf Hérisson hat uns mit einem Schreiben beehrt, das wir, obwohl es nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, dennoch veröffentlichen zu dürfen glauben.

Wir sind überzeugt, daß uns Graf Hérisson wegen dieser kleinen Indiskretion nicht zürnen wird; unsere Leser aber und die deutsche Presse werden uns Dank wissen, daß wir ihnen diesen mit der Offenheit eines privaten Schreibens verfaßten Brief nicht vorenthalten.

Wir geben ihn, um seine Eigenart unbeeinträchtigt zu lassen, zunächst in der Sprache des Verfassers und lassen die Übersetzung folgen.

Berlin, 18. Mai 1888.

Carl Ulrich & Co.

MESSIEURS CARL ULRICH ET C[IE], EDITEURS, BERLIN.

Messieurs,

J'ai reçu les bonnes feuilles de la „Légende de Metz“ que je vous retourne ci-joint.

Je tiens à vous adresser tous mes éloges pour les soins et la parfaite exactitude apportés, par le Traducteur

à son travail. Je vous prie de le complimenter de ma part, car toute traduction est une tâche difficile, lorsque l'on veut, non seulement rendre les pensées d'un auteur, mais encore lui conserver, autant que possible, son style personnel, son originalité, garder aux mots leur signification exacte, dont il est généralement fait trop bon marché dans nombre de traductions.

J'ajoute que les caractères sont d'une netteté parfaite et que l'impression ne laisse rien à désirer.

A cette occasion je ne puis m'empêcher de constater, non sans regret, une fois de plus, combien toute habitude devient une loi impérieuse:

Ne serait-il pas plus profitable à l'Allemagne d'adopter pour toutes ses impressions les caractères romains? Une innovation de cette sorte ne diminuerait en rien l'autorité de la Presse allemande et je crois que les quelques inconvénients, — s'il y en a — seraient largement compensés par les avantages que trouveraient les nombreux Etudiants et Lecteurs, dont les organes visuels s'affaiblissent à la longue par la fatigue matérielle qu'imposent à leurs yeux les caractères gothiques. Enfin, cela permettrait à de nombreux étrangers de lire plus couramment vos écrits nationaux; et, à cet égard, sans aucun doute, il y aurait profit pour tous.

Je lis dans la Préface de M[r] O. Th. Alexander, que vous avez eu l'obligeance de me communiquer, et qui est si flatteuse et bienveillante à mon égard, qu'il

a cru devoir modifier ou omettre certains passages des deux premiers chapitres de mon livre. Etait-ce nécessaire?

J'ai assez de respect pour le caractère allemand, assez de confiance dans sa justice et sa bonne foi, pour être convaincu que, quelles que soient les critiques sincères d'un auteur étranger, même d'un Français, elles seront lues, non seulement sans rancune et sans parti pris, mais encore avec l'intérêt et la curiosité qu'a toujours un peuple loyal et intelligent à s'entendre juger par un autre, fût-ce même par un ennemi.

J'ai conservé, de mon séjour à l'Université d'Heidelberg, alors que je faisais partie du corps des Westphaliens, le souvenir de la grande fraternité allemande et l'impression que tout ce qui est honnête, franc, courageux et loyal est estimé en Allemagne. C'est pourquoi j'étais sans inquiétude sur le sort de mon volume, et n'avais pas la crainte que quelqu'une de ses parties pût m'attirer un blâme mesquin.

Du reste, Messieurs, la Presse allemande, tout entière, en jugeant le volume français, n'a fait que confirmer ce sentiment que tant d'évènements malheureux, qui se sont accomplis depuis mon heureuse jeunesse, n'ont pas modifié.

Si vous avez jamais l'occasion d'exprimer à la Presse la gratitude que j'éprouve pour son impartialité et le soin tout particulier avec lequel elle a analysé

mes divers ouvrages; je vous serai sincèrement obligé de vouloir bien être mon interprête.

Quant aux omissions que vous m'avez signalées, et qui ont été inspirées au Traducteur par un sentiment de délicatesse patriotique un peu excessif, *elles sont de mince importance et n'altèrent en rien l'esprit du volume.*

Veuillez agréer, je vous prie, Messieurs, avec la nouvelle expression de mes remerciements, l'hommage de mes sentiments les plus distingués.

**Comte d'Hérisson.**

Paris, le 15 mai, 1888.

(Übersetzung des vorstehenden Original-Briefes.)

Herren Carl Ulrich & Co., Verlagsbuchhändler, Berlin.

Geehrte Herren!

Ich erhielt die Aushängebogen der „Legende von Metz" und sende sie inliegend wieder zurück.

Ich wünsche Ihnen meine volle Anerkennung für die Sorgfalt und absolute Genauigkeit auszusprechen, mit der sich der Übersetzer seiner Arbeit unterzogen hat. Ich bitte Sie, ihn in meinem Namen zu beglückwünschen, denn jede Übersetzung ist eine schwierige Aufgabe, wenn man nicht nur die Gedanken eines Verfassers wiedergeben, sondern ihm auch soweit wie möglich seinen persönlichen Stil, seine Eigenart bewahren und seinen Worten ihre richtige Bedeutung belassen will, mit der es im allgemeinen in vielen Übersetzungen gar zu leicht genommen wird.

Ich füge hinzu, daß die Buchstaben äußerst klar sind und daß der Druck nichts zu wünschen läßt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, mit Bedauern zu erwähnen, wie sehr jede Gewohnheit zu einem gebieterischen Gesetz wird.

Wäre es nicht vorteilhafter für Deutschland, wenn es für alle seine Druckwerke römische Lettern annähme? Eine solche Neuerung würde das Ansehen der deutschen Presse um nichts beeinträchtigen, und ich glaube, daß die wenigen Unzuträglichkeiten, die dabei hervortreten könnten, reichlich durch die Vorteile vieler Studierenden und Leser ausgeglichen werden würden, deren Sehorgane auf die Dauer durch die physische Anstrengung geschwächt werden, die ihren Augen das Lesen gotischer Buchstaben auferlegt. Endlich würde sie vielen Ausländern gestatten, Ihre nationalen Schriften geläufiger zu lesen und was das anbetrifft, so würden alle dabei gewinnen.

Ich lese in der Vorrede des Herrn O. Th. Alexander, die Sie mir gütigst mitteilten und die für mich so schmeichelhaft und wohlwollend ist, daß er gewisse Stellen in den beiden ersten Kapiteln meines Buches ändern oder auslassen zu müssen glaubte. War dies notwendig?

Ich habe Achtung genug vor dem deutschen Charakter, Vertrauen genug in seine Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit, um überzeugt zu sein, daß, wie immer die offene Kritik eines fremden Verfassers, selbst eines Franzosen, ausfallen mag, sie nicht nur ohne Groll und Vorurteil gelesen werden wird, sondern auch mit der Teilnahme und Neugierde, die ein loyales und intelligentes Volk stets bekundet, um das Urteil eines anderen Volkes zu hören, wäre es selbst das eines Feindes.

Ich habe von meinem Aufenthalt auf der Universität Heidelberg, von der Zeit, wo ich dem Korps der Westfalen angehörte, die Erinnerung an die große deutsche Brüderschaft und den Eindruck bewahrt, daß in Deutschland alles

geachtet ist, was ehrenhaft, frei, mutig und treu ist. Deshalb war ich ohne Besorgnis über das Schicksal meines Buches und fürchtete nicht, daß irgend ein Teil desselben mir kleinlichen Tadel zuziehen würde.

Im übrigen, werte Herren, hat die gesamte deutsche Presse durch ihre Beurteilung des französischen Bandes nur dieses Gefühl gestärkt, das so viele traurige Ereignisse, die sich seit meiner glücklichen Jugend vollzogen haben, nicht geändert haben.

Wenn Sie je Gelegenheit haben, der Presse meinen Dank für ihre Unparteilichkeit und für die ganz besondere Sorgfalt auszusprechen, mit der sie meine verschiedenen Werke behandelt hat, so werde ich Ihnen aufrichtig verbunden sein, wenn Sie mein Dolmetsch sein wollen.

Was die Auslassungen anbetrifft, die Sie mir angegeben haben und die dem Übersetzer ein etwas weitgehendes Gefühl patriotischer Rücksichtnahme eingeflößt hat, so sind sie unbedeutend und beeinträchtigen in nichts den Charakter des Bandes.

Empfangen Sie, geehrte Herren, mit dem erneuten Ausdruck meines Dankes, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Paris, 15. Mai 1888.

Graf v. Hérisson.

## Vorrede des Übersetzers.

Graf von Hérisson bedarf keiner Einführung mehr. Unparteilichkeit, Freimut und ein glänzender Stil haben ihm auch in Deutschland einen ehrenvollen Platz gesichert.

Vorliegendes Werk entrollt auf Grund authentischer, wesentlich neuer Dokumente ein geradezu ergreifendes Bild von der Zerfahrenheit Frankreichs vor und seit dem letzten Kriege.

Es beweist, daß der Prozeß Bazaine nur eine politische Intrigue war, eine Verschwörung der Revolution und des Orleanismus gegen einen immerhin achtbaren Vertreter des Kaisertums, der nur einer unmöglichen Aufgabe erlag.

Daß Bazaine kein Verräter, ist uns Deutschen bekannt; neu, fesselnd und achtunggebietend ist die sichere, schonungslos offene Beweisführung Hérissons.

Er zeigt uns das Verfahren der Canrobert, Mac-Mahon, Gambetta und Thiers in eigentümlichem, wenig schmeichelhaftem Lichte.

Durch seine ganze Arbeit zieht sich der Nachweis der blinden Hingabe der großen Masse Frankreichs zu wesenlosen, legendenhaften, von einzelnen ausgebeuteten Einbildungen, die Ereignisse wie Personen umgestalten und

ihren Leidenschaften gemäß, herabsetzen oder maßlos überschätzen.

Die kritische Beleuchtung des ganzen Feldzuges, das Hervortreten der auch auf deutscher Seite begangenen Fehler und Langsamkeiten, die eingeflochtenen Äußerungen politischer Größen und die Skizzierung der jetzigen politischen, gesellschaftlichen und militärischen Zustände in den Reichslanden verdienen unsere Beachtung auch da, wo sich die Ansichten des Verfassers mit deutschen Anschauungen nicht decken.

Jedenfalls glauben wir das neue Werk Graf Hérissons als einen wertvollen Beitrag zur Geschichte Frankreichs und zur Charakteristik des französischen Volkes, sowie als eine interessante Beleuchtung des letzten Krieges und besonders einer seiner hervorragendsten Episoden bezeichnen zu dürfen.

In der Uebersetzung haben wir uns streng an das Original gehalten. Nur in den beiden ersten Kapiteln machte uns unser nationales Gefühl eine Milderung vereinzelter Ausdrücke und zwei oder drei kleine Auslassungen zur Pflicht.

So hoffen wir, den deutschen Lesern mit der Übersetzung gedient zu haben und werden hohe Befriedigung empfinden, wenn unserer deutschen Ausgabe neben der französischen ein annähernd ebenbürtiger Platz eingeräumt werden kann.

Berlin, 12. Mai 1888.

O. Th. Alexander.

## Vorrede des Verfassers.

---

In einer Versammlung preußischer Offiziere sagte kürzlich Feldmarschall von Moltke:

„Im nächsten Kriege werden Strategie und Führung die erste Rolle spielen. Unsere Feldzüge und Siege haben unsere Feinde unterrichtet. Sie sind uns gleich an Zahl, Bewaffnung und Mut. Aber unsere Überlegenheit wird in der Leitung des Generalstabes liegen, dem ich den Rest meines Lebens widme.

„Um diese Macht können uns unsere Feinde beneiden, denn sie haben sie nicht.“ —

Einige Tage später fügte der unerbittliche achtzigjährige Stratege hinzu:

„Ich habe eine Ahnung, daß mein Leben trotz meines aufrichtigen Wunsches nicht in Frieden vollendet werden wird. In meiner Jugend hat man mir prophezeit, daß ich an drei großen Kriegen teilnehmen würde.

„Wie dem auch sei, seien wir bereit, für das deutsche Vaterland zu sterben.“ —

Wenn Frankreich also nicht auf einem Vulkan tanzt, so ist es nur, weil es seit vielen Jahren verlernt hat, zu tanzen. Ob Frankreich aber tanzt oder nicht, so

existiert der Vulkan darum nicht weniger, und Herr von Moltke erwartet einen Umsturz, eine Explosion von einem Augenblick zum andern.

Hat er mit dem Glück einen Pakt geschlossen? Glücklicherweise liegt nichts vor, das so etwas beweisen könnte, denn trotz allen Eifers, mit dem Preußen stets Militärwissenschaft gepflegt hat, sind ihm doch weder Kunersdorf noch Jena erspart geblieben, und beide Niederlagen waren sicher ebenso vollkommen wie Waterloo und Sedan.

Welches Schicksal die Zukunft uns auch vorbehalten mag, ich habe, als ich kürzlich den ganzen, an unsere Grenze stoßenden Teil Deutschlands durchreiste, überall dasselbe Vertrauen in den deutschen Generalstab gefunden, verbunden mit Haß gegen Frankreich und mit dem Wunsch, es für immer zur Ohnmacht verurteilt zu sehen.

Ich habe nach einander alle jene traurigen Schlachtfelder besucht, die in uns so grausame und demütigende Erinnerungen wachrufen. Ich habe die Festung Metz wiedergesehen, auf deren Fall ein Kampf folgte, der den Frieden nur noch unglückseliger machen konnte.

Wer würde es heute zu leugnen und wie damals zu behaupten wagen, daß nur einer, Bazaine, schuldig war?

Ich wollte darüber klar sein. Von Deutschland ging ich nach Spanien, um das letzte Zeugnis des Verurteilten von Trianon zu hören, ehe er zu den andern handelnden Personen dieses traurigen Dramas abberufen werden würde.

Ich fand einen Greis von fast achtzig Jahren, so entkräftet, schwach und gebrechlich, daß er keine Rolle

mehr im Getriebe dieser Welt spielen kann, in einer fast elenden Armut, ohne den mindesten Lohn für vierzigjährige Dienste und Feldzüge, die alle ruhmvoll waren, mit Ausnahme des letzten, in dem ihm der Kaiser die Erbschaft einer durchaus verzweifelten Lage aufbürdete.

Ich habe es für eine patriotische Pflicht gehalten, nicht länger auf einer Schulter die Last aller Fehler, die man begangen, ruhen zu lassen und eine genaue Bilanz der Verantwortlichkeiten aufzustellen, gleichviel, wen dieselben treffen möchten.

Ich lasse den Leser die Dokumente beurteilen, die ich zusammengebracht habe und ihm unterbreite.

Wenn meine Aufrichtigkeit noch anders als mit meiner Sorge um das Wohl des Vaterlandes nachgewiesen werden müßte, so wäre sie in diesem Falle hinreichend durch die Thatsache bewiesen, daß es nur eins giebt, dessen man Marschall Bazaine — den armen Mann! — nicht beschuldigen kann, — nämlich: mich gekauft zu haben.

## Erstes Kapitel.

An der Grenze. — Die französische und die deutsche Sprache. — Wie man Geschichte schreibt. — Der Brand des Heidelberger Schlosses. — Die Asche des großen Königs. — Das erste Opfer des Krieges. — Das Kloster Unserer Lieben Frau von Einsiedeln. — Vertrag von Tolentino.

Alt-Münsterol — 40 Minuten Aufenthalt — Gepäck-Revision. — Wir sind an der deutschen Grenze.

Vor wenigen Augenblicken sind wir vor Belfort vorbeigefahren. Wir haben vom Eisenbahnwagen aus Bartholdi's stolzen und majestätischen Löwen bemerkt, wie er am Fuße der Wälle liegt.

Die wackere Stadt, die so mutig gekämpft hat, um den Feind zurück zu schlagen, kann sich nicht in das Geschick fügen, demselben so nahe zu sein.

Wir sind aber nicht nach Deutschland gekommen, um über unsere Niederlagen zu klagen. Unser Zweck ist der, das Elsaß und namentlich Straßburg zu besuchen, uns den gegenwärtigen Zustand des Landes klar zu machen und zu sehen, was aus unsern Besiegern seit ihren Eroberungen geworden ist.

Lassen wir schmerzliche Empfindungen peinlicher Erregung nicht aufkommen; unsere Rolle ist jetzt, unsre Augen und namentlich unsre Ohren zu öffnen.

Wir sind von Uniformen und Pickelhauben umgeben. Alle diese kräftigen und gesunden Burschen von über-mittel-großer Statur, haben eine stramme Haltung und ihr Rock sitzt wie angegossen. Wir wissen längst, der Deutsche ist zum Soldaten geboren und für die Uniform geschaffen.

Die Bahnbeamten sehen nicht aus wie Civilangestellte, sondern wie Militärpersonen, die nur ein Zeichen erwarten, um sich zu vereinen und unter den Befehlen eines Chefs ein Regiment zu bilden.

Die höheren Beamten zeigen eine tadellose Würde, Mäßigung und Sauberkeit. Sie tragen eine rote Mütze mit schwarzem Rand und Offiziersuniform. Man würde sie für Offiziere halten, trügen sie nicht am Kragen und an der Mütze das beflügelte Rad, das Zeichen der Schnelligkeit, deren bescheidene Diener sie sind.

Die Lampenputzer, selbst die Wagenschmierer bekunden Achtung ihrer Uniform und scheinen eines Priesteramtes zu walten.

Die Revision des Gepäcks ist ohne ärgerliche Plackereien vor sich gegangen; man steigt wieder ein, und der Zug saust in der Richtung nach Mülhausen weiter.

Das Land, das wir durcheilen, ist sauber, freundlich und belebt. Die Felder sind grün und zwar von diesem tiefen, fetten und feuchten Grün, das uns an die herrlichen Weiden der Schweiz und Schottlands erinnert.

Hier sieht man keine Hütten. Freundliche, ziegelbedeckte, halb zwischen Laub- und Fruchtbäumen versteckte Häuschen erfreuen unser Auge.

Die Dörfer, nicht weit von einander gelegen, verraten

die Wohlhabenheit der Bewohner. Eine große Anzahl der Häuser und fast alle Kirchen, diese meist neu ausgebaut, verleihen diesem wahren englischen Garten geradezu den Anstrich des Reichtums.

Täuschen wird uns nicht: das Land ist hier belebter als in Frankreich. Zu unserer Linken sehen wir zahlreiche Schiffe stromauf- und abwärts auf dem von hundertjährigen Bäumen beschatteten Kanal entlang ziehen. Sie sind meist mit Holz, Töpferwaaren und Blöcken roten Sandsteins beladen, und zwar von jenem schönen Sandstein, mit dem die meisten Monumentalbauten der Gegend, unter anderen das Straßburger Münster, erbaut sind.

Zur Rechten, auf einer durch Wiesen sich windenden Chaussee, schleppen Straßenlokomobilen zahlreiche schwer beladende Karren dahin und tragen ihrerseits zur Belebung der Landschaft bei. Nicht ein Winkel dieses Landstrichs ist zu sehen, der nicht mit Sorgfalt kultiviert ist.

Nach einem Aufenthalt weniger Minuten in Mülhausen setzen wir unsre Fahrt durch die Felder fort, die die Nacht allmählich in ihren Schatten hüllt.

Endlich erdröhnen unter dem Zuge die metallenen Drehscheiben vor dem Bahnhof. Wir sind in Straßburg. —

Seit zwanzig Jahren waren wir nicht in Straßburg. Die vielen Veränderungen und Verschönerungen, die mit der Stadt vorgegangen, sind gewiß interessant zu beobachten; worauf es uns aber heute ankommt, ist zu sehen, wie weit die Deutschen die Bevölkerung germanisiert haben, wie weit diese ohne Bedauern die ihr vom Erfolg der

Waffen auferlegte Nationalität annimmt. Endlich möchten wir erforschen, ob unter dem passiven Gehorsam, unter der Achtung, die der Sieger fordert, das Gefühl der Erregung noch aufwallt und der aufrichtige Wunsch fortlebt, wieder Franzosen zu werden.

Die Deutschen sind, wie wir auf unsere Kosten erfahren haben, unstreitig viel praktischer als wir. Wir schlagen uns, wie die Engländer spöttisch behaupten, für das Vergnügen des Sieges, aber wir verstehen nicht, unsere Siege auszubeuten und diese entschädigen uns durch ihre Vorteile, niemals für die Verluste unserer Niederlagen.

Diesen praktischen Sinn ihrer Nation haben die Deutschen wieder durch die Art und Weise gezeigt, wie sie im Elsaß vorgegangen sind.

Den Franzosen ist während eines zweihundertjährigen Besitzes nie der Gedanke gekommen, das Elsaß gewissermaßen wie ein Opfer zu behandeln, seinen Gefühlen und Gewohnheiten zu nahe zu treten, ihm z. B. die deutsche Sprache zu verbieten und es zu zwingen, sich der französischen zu bedienen. Wir haben, scheint es, nicht klug daran gehandelt, denn dadurch ist es unseren Nachbaren gelungen, die Provinz unter dem Vorwande zurückzufordern, daß alle deutsch sprechenden Länder zu Deutschland gehören.

Da sie ihre Handlungen mit ihren Worten in Einklang zu setzen pflegen — wieder ein Vorteil vor uns Franzosen — so mußten sie zu vermeiden suchen, daß wir dereinst das Elsaß auf Grund desselben Prinzips zurückfordern könnten, und deshalb haben sie ihm ihre Sprache mit der ganzen Strenge aufgezwungen, die die

Macht dazu verleiht und ohne vor der geringsten Maßregel zurückzuschrecken, die auf die Vernichtung der französischen Sprache abzielte. Es trat übrigens noch während des Krieges in Deutschland eine Thatsache in die Erscheinung, die, so seltsam und fast kindisch sie berührt, doch sehr wohl die Gefühle bemessen läßt, die unsere liebenswürdigen Nachbaren für uns hegten.

Viele Worte der deutschen Sprache sind unserem Wortschatz entlehnt, zahlreiche unserer Ausdrücke sind ihr vertraut geworden. Je höher die Gesellschaftsklasse, um so häufiger der Gebrauch französischer Worte. Während des Krieges wurde nun in vielen Vereinen und in fast allen Regimentern beschlossen, daß, wer sich eines französischen Wortes bedienen würde, nicht ein Pfand, wie in einem Pfänderspiel geben, sondern zum Besten der Verwundeten eine Geldstrafe zahlen solle.

Nach der Annexion wurden alle Käufe, Verhandlungen und Beziehungen mit der Bevölkerung deutsch geführt, den Schullehrern wurde amtlich untersagt, französisch zu lehren und selbst Privatstunden wurden verboten.

Heute verstehen alle Kinder aus dem Volke, alle jungen Leute von 15 bis 17 Jahren der ärmeren und arbeitenden Klassen kein Wort Französisch. Und wenn in den bürgerlichen und aristokratischen Kreisen sich nicht die Mütter der Mühe unterzögen, ihren Kindern Französisch zu lehren, so spräche die künftige Generation im Elsaß weniger französisch als in Deutschland. Denn hier hält es ein Jeder für seine Pflicht, die Sprache der feind-

lichen Nation zu lernen, die man verabscheut, verachtet, beneidet und stets bereit ist, zu bekämpfen.

Bis vor kurzem gestattete man die französischen Schilder, die sich über vielen Geschäftsläden befanden. Jetzt scheint man auch diese Konzession nicht länger dulden zu wollen, denn im „Gaulois“ vom 23. Dezember 1887 lasen wir in der That folgendes:

„Wir geben nachstehend einige Mitteilungen über die neue Bekanntmachung des Statthalters, welche augenblicklich eine gewisse Bewegung in Elsaß-Lothringen verursacht.

„Am Sonnabend früh ordnete die Polizei sämtlicher Städte an, daß die Kaufleute innerhalb 48 Stunden ihre Geschäftsanzeigen sowohl im Innern wie außerhalb ihrer Läden durch deutsche Aufschriften zu ersetzen hätten.

„Die Central-Behörde in Straßburg, bei der mehrere Kaufleute dieser Stadt sofort wegen eines längeren Aufschubes einkamen, antwortete ablehnend mit dem Hinweise, daß sie strenge Befehle erhalten habe.

„Ferner wurde den Kaufleuten befohlen, die Preise ihrer Waren auf Schildern wie Rechnungen nur noch in Mark und Pfennigen anzugeben.

„Endlich wurde ihnen durch eine besondere Mitteilung untersagt, in Zukunft französische Schilder an ihren Läden oder Geschäftshäusern zu führen.

„Dieses Dekret findet sogar auf Jahrmärkte Anwendung, wie an den Buden auf dem Broglie in Straßburg gelegentlich des Weihnachtsfestes zu sehen war.

„Die elsässer Handelswelt hat sich gefügt, ohne Einwendungen zu erheben.

„Bisher hat die Polizei wenigstens in Straßburg keine Übertretung dieser Verordnung bestrafen brauchen."

Ein solches Verfahren heißt politische Maßregeln bis in kleinliche Einzelheiten zur Anwendung bringen.

Nächst der Sprache wurden alle Erinnerungen, die dem Elsaß seine Anhänglichkeit an Frankreich ins Gedächtnis zurückrufen konnten, unterdrückt. Zahlreiche Straßen wurden umgetauft. Die neuen Viertel germanisieren die Stadt vollends. Und da es nicht paßte, Zeugen der Prüfungen bestehen zu lassen, welche die Straßburger durchmachen mußten, um Deutsche zu werden, so wurden alle Spuren ihres heldenmütigen Widerstandes sorgfältig verwischt.

Ein Hauseigentümer zum Beispiel, der bei Ausbesserung seines Gebäudes eine Kugel ließ, wo sie der Zufall des Krieges halb in die Mauer getrieben hatte, erhielt die amtliche Aufforderung, dieselbe zu entfernen. Um so mehr noch wurde jede Anspielung, jeder Hinweis auf diese Ereignisse verboten.

Nicht minder als die materiellen Zeugen dieser traurigen Epoche, sind auch alle übrigen streng verpönt.

Es ist verboten, am Grabe der Opfer der Belagerung zu beten. Das Thor des botanischen Gartens, wo die Straßburger ein Denkmal errichteten, ist geschlossen.

Dieses selbst ist von rührender und majestätischer Einfachheit: Halb im Grünen versteckt, tritt das weiße Grab aus dem dunklen Grunde der es auf drei Seiten um-

schließenden Säulenhalle hervor. Nur ein Datum lesen wir in riesenhaften Lettern auf dem schwarzen Grunde: 1870. — Die beiden letzten Ziffern sind fast ganz von einer Märtyrerpalme bedeckt; das Ganze ist von einem Stern gekrönt.

Wie es der deutschen Politik entspricht, die Spuren der Leiden, die die Eroberung dem besiegten Volke auferlegt, zu verwischen, so wird andererseits alles sorgfältig gepflegt, das die Landsleute mit Haß gegen Frankreich erfüllen und den Wunsch nach Rache erwecken und stärken kann. Es ist seltsam zu sehen, wie man der Schuljugend Geschichte lehrt.

Ludwig XIV. war ein Großmaul, seine Umgebung bestand aus Lumpen. Napoleon I. war nicht mehr wert als ein Straßenräuber u. s. w.

Während sich die Deutschen so bemühen, ihre Gewaltthätigkeiten in Vergessenheit zu bringen, so suchen sie andererseits alles sorgfältig zu erhalten, was in schmerzhafter Weise diejenigen der Franzosen vergegenwärtigen kann, und sie verweben damit ebenso phantastische wie unwahre Legenden.

Die französischen Heere wurden meist von unwürdigen und beutegierigen Chefs geführt, und man muß ein Volk bedauern, dessen Sorglosigkeit oder Schwäche ihm eine solche Plage auferlegt.

Von diesen Legenden will ich nur zwei anführen. Für jeden, der sich darum bemühen will, ist es leicht, auf den Ursprung der anderen zurückzugehen.

Jedermann weiß, daß der Pfalzgraf Karl Ludwig

seine Tochter an Philipp von Orleans, den Bruder Ludwigs IV. verheiratete und daß letzterer auf Grund dieser Verbindung den Pfalzgrafen aufforderte, sich mit ihm zur Bekämpfung des Kaisers Leopold zu vereinigen.

Als Karl Ludwig darauf nicht einging, drang ein französisches Heer unter Turenne in die Pfalz ein und verwüstete das Land.

Es war dies ein trauriges Ereignis, aber diese Art von Ungemach, eine bloße Folge von Familienzwistigkeiten, war nichts anderes, als was man allgemein einen ehrlichen Krieg nennt.

Später, beim Tode Karls (Karl Ludwigs Sohn), der ohne männliche Erben starb, verlangte Ludwig XIV., namens seiner Schwägerin, einen Teil der Erbschaft, und so sehen wir einen anderen Familienzwist entstehen, in dem die Vorteile der Regierenden allein in Frage stehen.

Nach langen Verhandlungen brach der Krieg wieder aus, Mélac wurde mit einem Heere in die Pfalz geschickt und Plünderungen und Verwüstungen begannen von neuem.

Man versäumt denn auch in Heidelberg nicht, den vielen Besuchern der imposanten Ruinen des Schlosses die rauchgeschwärzten Mauern des von Mélac nach der Ausplünderung des Schlosses angelegten furchtbaren Brandes zu zeigen.

Die Jugend der berühmten Universität ist im Abscheu der Barbaren, die dieses herrliche Bauwerk niederbrannten, aufgewachsen. Ich weiß das sehr gut, denn ich habe drei Jahre lang die Vorlesungen auf der Ruperto Carola

gehört. Diese großartigen und pittoresken Ruinen, die für Heidelberg mehr gethan haben, als je das Schloß in seiner ursprünglichen Pracht hätte thun können, werden mit ganz besonderer Sorgfalt erhalten. Man bessert freilich aus, aber derart, daß man einfach an die Stelle verwitterter Steine neue einfügt und den verfallenen Gesamteindruck unverändert erhält.

Es kommt darauf an, für die künftigen Geschlechter dieses niederdrückende Zeugnis von französischem Vandalismus zu erhalten!

Man muß hören, wie die Führer an der Spitze einer Schar Besucher immer wieder erklären: „Dies ist von einer französischen Armee zerstört worden.“ — „Dieser Teil wurde auf Befehl des Königs von Frankreich in Brand gesteckt,“ — „jener Flügel dort auch“ u. s. w., u. s. w. Und so oft der Cicerone seine traurige Erklärung wiederholt, sehen die Besucher einander an, und es fehlt nicht viel, daß sie laut ihre Gedanken aussprechen: „Ja, wahrhaftig, diese Franzosen sind erbärmliche Vandalen. Wir haben nie so gewütet, weder bei ihnen, noch sonst wo.“ —

Indes, eins sagen werden die Universitäts-Professoren, noch dürfen die Schloß-Führer es sagen: Wenn die Heere Turennes und Mélacs die Pfalz verwüsteten — wie im letzten Kriege die deutschen Heere unsere französischen Städte bombardierten, — so hat Kurfürst Karl Theodor das Schloß nach jenen Kriegen wieder aufführen lassen, und der berühmte Brand, dessen Spuren man heute noch sieht, wurde vom Blitz angezündet, dem, wie ich

glaube, weder Ludwig XIV., noch Turenne, noch Mélac Befehle zu geben hatten. Jedoch, die Sage ist nützlich, sie regt den Patriotismus an und nährt den Haß.

In der Heiligen Geist-Kirche auf dem Marktplatz in Heidelberg, welche die Eigentümlichkeit hat, bis Mittag katholisch, dann bis zum Abend protestantisch zu sein, erzählt der Kirchendiener, wenn er das verhältnißmäßig neue Denkmal des Marquis Forbin-Janson zeigt, daß die Gruft der pfalzgräflichen Familie früher vierzig Körper enthielt, daß die Soldaten Turennes aber auf Ludwigs XIV. Befehl die Särge öffneten und die Asche zerstreuten.

Es stehen mir leider keine Unterlagen zur Verfügung, um diese Behauptungen zu prüfen. Aber ich glaube kaum, daß eine solche Kirchenschändung von französischen Soldaten begangen worden ist und noch dazu auf Befehl Ludwigs XIV. Wenn der große König aber diese gehässige und unnütze Schmach anordnete, wenn er, um seinen Groll und seine Eitelkeit zu befriedigen, bis in die Gruft der Vorfahren den Verbündeten verfolgte, der sich seinem Despotismus entziehen wollte, so hat ihm das französische Volk nur eine gerechte Strafe auferlegt, als es seinerseits Ludwigs Asche in Saint-Denis in alle Winde zerstreute.

Da wir gerade in Heidelberg sind, so will ich noch erwähnen, daß sich in wenigen Schritten Entfernung von der Heiligen Geist-Kirche das Hotel Adler befindet, das im Jahre 1870 Herrn Lehr gehörte. Der Sohn desselben war damals das erste deutsche Opfer, das von einer französischen Kugel getötet wurde.

Der junge Mann machte mit einigen Kameraden eine Patrouillenfahrt auf dem Rhein. Eine Kugel schlug in ihr Boot und die Insassen stürzten in den Strom.

Lehr wurde schwer verwundet aus dem Wasser gezogen und starb am 4. August. Er ruht auf dem Heidelberger Kirchhof in geringer Entfernung des Denkmals der 158 Deutschen, die in den Spitälern der Stadt ihren Wunden erlagen.

Hinter der Gedächtnissäule hat die Stadtverwaltung mit anerkennenswertem Takt in gleicher Weise den in Heidelberg verstorbenen französischen Gefangenen ein bescheidenes Mausoleum errichtet. Dasselbe trägt die Namen der Gebliebenen.

Jetzt schlafen Franzosen und Deutsche zusammen in geweihter Erde ihren letzten Schlaf.

Ich komme nun zur anderen der beiden Legenden, die ich anführen wollte.

Etwa in der Mitte der deutschen Schweiz, jenseits Zürichs, liegt ganz vom Gebirge umschlossen ein in doppelter Hinsicht berühmter Wallfahrtsort. Er besitzt einen heiligen Brunnen, an dem Jesus Christus getrunken hat und eine schwarze, wunderthätige Jungfrau, vor der jährlich mindestens 150 000 Pilger beten. Auf der Stelle, wo sich die Klause des heiligen Meinrad, des ersten Besitzers dieser Mutter Gottes befand, entstanden im Laufe der Zeit eine prunkvolle Kathedrale und ein nicht minder prächtiges Kloster.

St. Meinrad, der vor über 1000 Jahren lebte, war

der Sohn Bertholds von Hohenzollern. Er hatte sich inmitten eines seitdem teilweis abgeschlagenen Waldes zurückgezogen, um hier ein einsiedlerisches Leben zu führen. Das Bild der heiligen Jungfrau war ein Geschenk St. Hildegards, Äbtissin von Zürich.

Wie schon gesagt, wurde hier eine großartige Kathedrale erbaut und mit reichen Schätzen ausgestattet, und an der Stelle, wo St. Meinrad verschied, entstand das Kloster.

Als dasselbe das Ziel zahlreicher Wallfahrten geworden war, und immer größere Scharen Pilger herbeizog, erhob Rudolf von Habsburg alle Äbte des Klosters zu Reichsfürsten. Dieses selbst erhielt den Namen Kloster von Einsiedeln oder Unserer Lieben Frau von Einsiedeln.

So seltsam dies erscheinen mag, so führt auch heute noch Abt Basilius, der unmittelbare Nachfolger des Fürsten und Abtes Heinrich IV. und einundfünfzigste Superior des Klosters, den Fürstentitel.

Viele Herrscher haben vor der schwarzen Mutter Gottes niedergekniet. Königin Hortense begleitete hierher ihren Sohn Ludwig, nachmaligen Napoleon III., zu seinem ersten heiligen Abendmahl.

In dankbarer Erinnerung an dieses Abendmahl und an seine Mutter, für die er stets eine wahre Verehrung hegte, schenkte später Kaiser Napoleon der Kathedrale einen bronzenen Monumental-Kronleuchter von 1200 Kilogramm Gewicht. Derselbe besteht aus drei über einander liegenden Reifen, die eine Kaiserkrone umgeben. Auf einem dieser Reifen, der mit wertvollen Steinen geschmückt ist, liest

man die folgende Stelle aus einem Briefe der Königin Hortense an den fürstlichen Abt:

Ich wünsche, mich und meine Kinder unter den Schutz der heiligen Jungfrau zu stellen

Könige, Königinnen und Gläubige aller Länder haben den Schatz der schwarzen Mutter Gottes mit immer neuen Gaben beschenkt, so daß er am Ende des letzten Jahrhunderts mit dem von Notre Dame de Lorette zu den reichsten der Christenheit gehörte.

Wünscht man heute diesen Schatz zu besichtigen, dessen Kunstgegenstände einen höheren Wert haben müssen als die Edelsteine, die dieselben schmücken, so erhält man die Antwort, daß er jetzt nur noch sehr bescheiden ist, da er im Jahre 1798 von den Franzosen geplündert worden sei.

Bei oberflächlicher Betrachtung erscheint die Sache ziemlich wahrscheinlich, wenn man berücksichtigt, daß sich Bonaparte, im Vertrag von Tolentino vom Papst, der schwach genug war, darauf einzugehen, die Gewänder, Reliquien und Schätze der Vierge de Lorette aushändigen ließ. Was Bonaparte durch Vertrag erhielt, konnten andere wohl mit Gewalt nehmen.

Der Vertrag, den Bonaparte am 19. Februar 1797 mit Papst Pius VI. schloß, ist übrigens so seltsam, daß wir ein paar Worte darüber sagen wollen.

Es ist dies eins der sonderbarsten Ereignisse im Leben des großen Kaisers. Er ließ sich in der That vom Heiligen Vater nicht nur den Apollo von Belvedere, die Laokoon-Gruppe u. s. w., u. s. w., abtreten, sondern auch, wie ich wiederhole, das Reliquienkästchen der Vierge de

Lorette und ihre berühmten Gewänder, zu deren Ausschmückung die Herrscher Europas zu verschiedenen Zeiten in freigebigster Weise beigesteuert hatten. Durch denselben Vertrag trat der Papst an Frankreich die ganzen Gebiete von Ancona und Macerata ab, aber die Bulle, die er nach seiner Rückkehr nach Rom im Geheimen veröffentlichte, ließ einige Ungläubige vermuten, daß es nicht ganz freiwillig geschehen war.

Er schleuderte den Bann gegen alle, die irgend welche Güter von der französischen Verwaltung in den Marken kaufen würden.

Die Madonna mit dem Santissimo Putto im Arme — beide mit Diamanthalsbändern und einer Unzahl kostbarer Juwelen bedeckt — trug früher die aus 3300 Diamanten bestehende Krone, welche Ludwig XIII. ihr in Erfüllung eines Gelübdes geschickt hatte.

Er erbat von der Jungfrau in heißen Gebeten und mit königlichen Gelübden die Geburt eines Sohnes. Graf Anton von Moret war, sagt man, sein Dolmetscher . . . Und Ludwig XIV. wurde geboren . . . .

Die Madonna erhielt ihre 3300 Diamanten. — Gut bezahlt!

Beim Einzug der französischen Heere in Loretto verschwand die berühmte Krone. Man weiß weder wohin sie gekommen, noch wer sie genommen hat. Franzosen? — Oder Italiener? — Man hat nie wieder davon gehört.

Von den kostbaren Reliquien des Heiligtums, die in den Besitz der Franzosen kamen, will ich nicht versäumen,

die berühmte bocetta zu erwähnen, ein geweihtes Fläschchen, welches das „Hupp!“ des heiligen Joseph enthält.

Wenn dieser Heilige, der vermeintliche Vater unseres Heilands, bei Ausübung seines Zimmermannsgewerbes Holz spaltete, so verstärkte er, wie seine Kollegen thun, gewöhnlich jeden Schlag durch einen Schwung des Körpers, den er mit einem Hupp! begleitete. Ein solches Hupp! wurde von einem Engel aufgefangen und in eine Flasche gesperrt.

Was mögen unsere republikanischen Heere wohl mit diesem sehr heiligen fiascone gemacht haben?

Um auf den Schatz Unserer Lieben Frau von Einsiedeln zurückzukommen, so scheint es, daß, als der Erzbischof von Paris 1793 mit einem großen geistlichen Gefolge nach Einsiedeln kam und von den Schrecken erzählte, deren Schauplatz Paris gewesen, Abt Konrad IV., vorsichtig zu handeln glaubte, wenn er der schwarzen Jungfrau half, ihren Schatz in Sicherheit zu bringen. Sämtliche Reichtümer wurden nach Amerika geschafft, verkauft und in Grundeigentum von beträchtlicher Ausdehnung angelegt, welches das Kloster noch heute besitzt.

Soll man glauben, daß die Mönche, die diese im eigenen Interesse bestätigte Lüge ausnutzen, den Schaden, den sie wissentlich der französischen Armee zugefügt hatten, bis zu einem gewissen Grade wieder gut machen wollten? Soviel steht fest: als Bourbaki's tapfere Soldaten nach der deutschen Schweiz übertreten mußten, fanden unsere unglücklichen Landsleute nirgends so herzliche Aufnahme, so humane Pflege, wie bei den Bewohnern Unserer Lieben Frau von Einsiedeln.

Vier der Unseren erlagen ihren Wunden und ruhen in der gastlichen Erde. Der Sockel einer kleinen Pyramide auf dem Kirchhof der nahen Abtei trägt in der That folgende Inschrift:

Den vier in Einsiedeln verstorbenen Soldaten
der Bourbaki'schen Armee
die Bevölkerung von Einsiedeln
1871.

Darunter die Namen und Todestage der Gebliebenen.

Auf diesem Stückchen Erde, wo fern von der Heimat vier der Unsrigen ruhen, hat eine unbekannte Hand einen Kranz niedergelegt, der in Perlen-Lettern die Worte trägt:

Eine Französin
ihren wackeren Landsleuten.

Giebt es wohl etwas rührenderes, als der Gedanke, der diese zarte Huldigung einflößte?

Dank sei der Französin, wer sie auch sein mag, die sich ihrer Brüder erinnerte und ihren unglücklichen Mut ehrte!

## Zweites Kapitel.

Kleber. — Eine Wache. — Das Begräbnis eines Ulanen. — Ein vorbeimarschierendes Regiment. — Der Zauber der Epaulette. — Die Kirche und die Armee. — Der Straßburger Putsch. — Ein Brief an die Königin Hortense. — Die Befehle für die „Andromede". — Wie Louis Bonaparte sein Vorgehen erklärt.

Die Deutschen haben im Elsaß die französischen Namen mit solcher Strenge ausgerottet, daß man bisweilen besondere Studien machen muß, um sie zu verstehen. Thionville ist Diedenhofen geworden; Sainte-Marie aux Mines, Markirch; Montreux-Vieux, Alt-Münsterol; Saint-Hippolyte, St. Pilt; Ribeauville, Rappoltsweiler u. s. w.

Man hat indes den Kleber-Platz in Straßburg nicht umgetauft. Sollte der Grund davon in dem Urteil liegen, das Las Cases im Mémorial de Sainte Hélène über diesen General fällt?

„Kleber war", schreibt dieser, „gewiß ein prächtiger Mensch, aber von rohem Benehmen; er hatte seine ersten Jahre in der preußischen Armee zugebracht; man konnte ihn für einen echten Deutschen halten".

Dann fährt er fort: „Der Kaiser wiederholte bis zum Überdruß, daß Ägypten Frankreich verbleiben müßte und sicher verblieben wäre, wenn es von Kleber oder Desaix verteidigt worden wäre. Diese waren seine ausgezeich-

netsten Generäle, pflegte er zu sagen, beide von hohem und seltenem Verdienst, obwohl von ganz verschiedenen Anlagen und Charakteren. Man findet eine Schilderung ihrer Persönlichkeit in den Memoires de la Campagne d'Egypte.

„Klebers Talent war rein natürlich, Desaix' war ein Ergebnis von Erziehung und Arbeit. Klebers Genie brach nur in Augenblicken hervor, wenn er von wichtigen Gelegenheiten aufgeweckt wurde. Waren diese vorüber, so überließ er sich der Trägheit und den Vergnügungen. Desaix' Talent war stets rege; er lebte nur für edlen Ehrgeiz und wahren Ruhm; er war ein durchaus antiker Charakter. Der Kaiser sagte, daß sein Tod der schwerste Schlag für ihn war. Bei der Gleichheit ihrer Erziehung und ihrer Grundsätze wären sie stets im Einverständnis geblieben. Desaix hätte sich mit dem zweiten Platze begnügt und wäre stets treu und ergeben gewesen. Wäre er nicht bei Marengo gefallen, so hätte ihm der erste Konsul die in Deutschland operierende Armee übertragen, statt sie Moreau zu lassen.

„In Folge einer eigentümlichen Fügung im Geschick dieser beiden Offiziere Napoleons, fiel Desaix von einer Kugel getroffen bei Marengo an demselben Tage und zu derselben Stunde, als Kleber in Kairo ermordet wurde."

Der tapfere Kleber, der, wie man trotz Las Cases' Urteil behauptet, die Ehre hatte, Bonaparte eifersüchtig zu machen, wurde am 6. März 1753 in Straßburg geboren.

Seine aus Kairo heimgeführte sterbliche Hülle ruht

unter dem Denkmal, das ihm zu Ehren auf dem Platze steht, der noch heute seinen Namen trägt.

Man liest am Sockel der Statue:

Kleber,
Seine Waffen-Gefährten,
Seine Mitbürger,
Das Vaterland. 1840.
Hier ruht seine Asche.

Der General ist aufrecht dargestellt, in stolzer, kriegerischer Haltung. Es berührte mich peinlich, diesen französischen Helden in der Haltung eines Siegers auf alle die Pickelhauben herabblicken zu sehen, die zu seinen Füßen wimmeln.

Auf diesem Platze steht ferner, an der Ecke der Hauptstraße, die Hauptwache, die wichtigste der Stadt. Sie befindet sich im Erdgeschoß eines großen Gebäudes, das auf dem Terrain eines Klosters erbaut wurde, dessen jetzige Stelle der Kirchhof war.

Das Gebäude dient verschiedenen städtischen Zwecken, als Musik-Konservatorium u. s. w. Wie die meisten Monumentalbauten der Stadt, hatte es nach der Beschießung fast ganz neu aufgeführt werden müssen. Die Fassade von rotem Sandstein ist vollständig neu.

Vor der Wache stehen im Boden eingerammt in grader Reihe und geringen Zwischenräumen eine Anzahl gabelförmig auslaufender eiserner Stützen. Gegen diese lehnen die die Wache bildenden Soldaten ihre Gewehre. An der letzten hängt die Trommel.

Diese Art, die Gewehre zu placieren und die achtungsvolle Entfernung, in der das Publikum stets bei dem Wachtposten vorüber muß, ohne ihn zu streifen und zu berühren, wie dies täglich bei uns geschieht, ist nur eine Kleinigkeit. Aber ist sie nicht sehr bezeichnend für den Unterschied in der Art und Weise, wie die beiden Völker ihre Armeen ansehen?

Auch hat diese Anordnung einen anderen Vorteil. Tritt die Wache ins Gewehr, so steht jeder Mann sofort an seinem Platze bei seinem Gewehr.

Bei uns ist dies nicht so einfach. Die Leute stürzen in wildem Durcheinander in die Wache, drängen und stoßen sich, um zuerst das Gewehr vom Ständer zu nehmen. An der Thür, die zu schmal ist, um mehr als zwei Leute gleichzeitig durchzulassen, drängt man sich von neuem. Wenn die Leute endlich ausgerichtet stehen, so hat man zu einem so einfachen Manöver mehrere Minuten gebraucht.

Zeit spielt in militärischen Fragen eine große Rolle. Zwei Minuten, zwei Stunden, zwei Tage gewinnen, ist, je nach der Wichtigkeit der Bewegung, ein großes Verdienst. Wer im Kriege zuerst fertig ist, ist gewöhnlich der Sieger.

Von der Wache wandte sich unsere Aufmerksamkeit einem militärischen Begräbnis zu, das aus der Hauptstraße vorüberzog. Man begrub einen Ulan.

Der Wagen ist von gefälliger Einfachheit, ohne die vielen Draperien, mit denen wir gewöhnlich bei unseren Leichen-Maskeraden Mißbrauch treiben. Er wird von

Pferden gezogen, welche Ulanen am Zügel führen, so daß der Soldat hier den alltäglichen Leichenträger vertritt. Der Sarg von poliertem Eichenholz ist mit feinem Tuche bedeckt. Der Waffenrock und die Epaulettes des Verstorbenen sind darauf befestigt. Zu beiden Seiten gehen Kameraden, unmittelbar dahinter eine Frau in Trauer und ein protestantischer Prediger. Dann folgen zwei Offiziere, und in einer gewissen Entfernung eine Abteilung von 250 bis 300 Mann im Parade-Anzuge, ohne Tritt; in dem herabhängenden linken Arm tragen sie den Säbel horizontal in der Scheide, und so macht diese Reihe blitzender Waffen einen ziemlich imposanten Eindruck.

Es ist der Leichenzug eines einfachen Unteroffiziers vom 1. Schleswig-Holstein'schen Ulanen-Regiment Nr. 15, eines der ersten Regimenter der deutschen Armee, dessen sämtliche Offiziere dem Adel des Landes angehören. Und die Art, wie man diesen Unteroffizier zur letzten Ruhe bestattet, entbehrt nicht der Größe.

Ich hätte gern einen Vergleich mit dem Begräbnis eines unserer Sergeanten angestellt; aber ich weiß nicht woher es kommt, ich erinnere mich, abgesehen von Obersten, Generälen und Marschällen, kurz, nur von Offizieren, außer im Kriege, nicht, je einen Unteroffizier oder gemeinen Soldaten militärisch bestattet gesehen zu haben.

Der Zug ist kaum vorüber und aus einer anderen Straße nähert sich mit klingendem Spiel das Rheinische Infanterie-Regiment Nr. 25.

Ein majestätischer Tambourmajor erinnert mich durch seine Gestalt und prächtige Haltung an jene Zeit, wo die Obersten, um Napoleon I. zu gefallen, ihren Regimentern goldstrotzende Riesen vorauf marschieren ließen. Diese waren in der Regel dermaßen von ihrer Würde überzeugt, daß, wie man sagt, die Letzten ihres Stammes glaubten, sich bücken zu müssen, um durch den Triumphbogen zu marschieren.

Auch die Regimenter waren stolz auf ihren Tambourmajor, und so kindisch dieses Gefühl auf den ersten Blick erscheinen mag, so war es dennoch wichtig. Napoleon I., der es meisterhaft verstand, die kleinen Züge des menschlichen Herzens auszubeuten, schmeichelte dieser Eitelkeit, indem er in jedem Regimente den Glauben erweckte, daß es das erste seiner Waffe sei.

Die Deutschen sind viel zu militärisch beanlagt, als daß sie Napoleons Beweggründe nicht verstanden hätten. Der Zweck derselben war nicht nur, den Geist seiner Leute zu heben, sondern sie auch auf ihre Knechtschaft stolz zu machen.

Deshalb sehen wir überall in Deutschland das Militär im Vorrang vor dem Civil, und die gesellschaftliche Stellung der deutschen Offiziere bildet einen seltsamen Gegensatz zu der der unsrigen.

Offizier bei uns sein, heißt eine sehr ehrenhafte Stellung haben, die einem erlaubt, sich für sehr wenig Geld totschießen zu lassen. Aber diese Stellung ist jedenfalls nicht so beneidenswert, als sie sein könnte und sollte. Es giebt keinen besseren Beweis hierfür, als die

beträchtliche Anzahl junger Unteroffiziere, die durch Kapitulation leicht die Offiziers-Epaulettes erlangen könnten, aber lieber bescheidene Civilämter annehmen, die sie in eine ganz andere Gesellschaft bringen, als die, zu welcher die goldenen Epaulettes berechtigen.

In Deutschland ist es ganz anders. Offizier sein ist der höchste Wunsch jedes jungen Mannes, und die Regierung versteht sich meisterhaft darauf, diesen Ehrgeiz zu fördern, indem sie diesen jungen Leuten eine Stellung von ungewöhnlicher Achtung und Autorität schafft.

Jedes junge Mädchen, jede deutsche Blondine hofft, mit einem dieser auserlesenen Männer verbunden zu werden, die die Natur mit ihren Gaben überhäuft zu haben scheint, und die das Vaterland als seine bevorzugten Kinder, als seine Verteidiger, ehrt.

So stehen denn auch die besten Partien diesen glücklichen Menschen zu Gebote, die nur die Mühe der Wahl unter den schönsten und reichsten Mädchen haben.

Was giebt man nicht darum, Frau Hauptmann oder Frau Leutnant zu sein! Der Unterschied ist groß hinsichtlich der vorschriftsmäßigen Mitgift, die man von der Gefährtin unserer tapferen Soldaten verlangt.

Indes, folgen wir unserem Regiment, das inzwischen weiter marschiert ist.

Die Mannschaften sind in fleckenlos weißen Hosen, ihre Haltung ist tadellos; die Offiziere scheinen sich zur großen Parade zu begeben. Und da ich mich bemühen will, die Wahrheit zu sagen, wenigstens was ich für solche halte, so muß ich gestehen, daß es sehr lange her ist, daß

ich in Frankreich ein Regiment in gleicher vollkommener Haltung — vollkommen im ganzen, wie in den Details — vorüber marschieren sah.

Unsere alten chapeaux chinois mit den vielen Glöckchen, und die vielen Instrumente, die mehr das Auge als das Ohr erfreuten, und die jetzt aus unseren Militärkapellen verbannt sind, stehen bei den Deutschen mehr als je in Ehren. Außerdem haben sie große metallene Halbmonde, an hohen Schäften, mit Roßschweifen geziert und große Lyren (Orpheus-Lyren) aus cuivre poli, die in der Sonne funkeln, und zahlreiche andere Instrumente, die dem Orchester ein eigentümliches, reiches und heiteres Aussehen verleihen, das einen jeden fesselt, bewegt und erfreut.

In diesem militärischen Lande, wo Rang und Disziplin alles beherrscht, ist der Besuch der Kirche der Armee nicht nur nicht verboten, sondern sogar befohlen. Der Soldat soll vor dem allerhöchsten Chef niederknieen, vor dem großen Spender jener Autorität, der er blind gehorchen muß. Wenn der Soldat, der ein Mensch ist wie jeder andere, sich gewöhnt, in Demut vor einer Macht zu knieen, deren Größe und Majestät ihm sein gesunder Menschenverstand offenbart, so fügt er sich leichter in die Strenge der militärischen Disziplin und in die Achtung, die er seinen Vorgesetzten schuldet. Ohne diese unbeschränkte Achtung, ohne gegenseitiges Vertrauen zwischen Offizier und Soldat, kann eine Armee nicht siegen.

Dank solcher Gefühle sieht man nicht bei der ersten Niederlage die Leute sich gegen ihre Offiziere wenden,

den Mut verlieren, davonrennen und schreien: Wir sind verraten!

Ich habe übrigens bemerkt, daß man gewöhnlich diesen Ruf nur ausstößt, wenn die Geschichte so heiß wird, daß man nicht abgeneigt ist, einen Vorwand zu finden, um ... frische Luft zu schöpfen.

So sehen wir denn auch Sonntags die St. Thomaskirche, die hauptsächlich dem Militär-Gottesdienst gewidmet ist, voller Uniformen.

Hier ruht der Marschall von Sachsen. Das berühmte Grab des Siegers von Fontenoy nimmt den ganzen Hintergrund des Chors ein. Es ist unstreitig eins der schönsten Meisterwerke der Bildhauerkunst.

Die innere Ausschmückung der St. Thomaskirche ist von durchaus protestantischer Einfachheit und erhöht so den imposanten Eindruck des Denkmals. Auf dem weißen Marmor tritt die Figur des Marschalls klar hervor, wie er in sein Grab hinabsteigt, obwohl das weinende Frankreich ihn verhindern möchte, die letzte Stufe zu überschreiten und auf der andern Seite der Tod den Sarg enthüllt. Die Wirkung ist ziemlich seltsam; der Künstler hat augenscheinlich die Logik der Harmonie seiner Schöpfung opfern müssen.

Der Kirchendiener, der uns während unseres Besuches begleitete, sprach, seiner Vorschrift gemäß, während der ganzen Zeit deutsch zu uns. Im Augenblick, wo wir die Schwelle überschreiten wollten und, einen letzten Blick auf das Denkmal werfend, in unsere Börse griffen, sagte er, vermutlich um sich ein besonderes Anrecht auf unser

Wohlwollen und besonders auf unsere Freigebigkeit zu erwerben, diesmal in gutem Französisch aber mit gedämpfter Stimme:

„Der da war ein anderer Kerl als Bazaine, immer siegreich."

Dies ist eine für die Franzosen besonders gemachte Phrase, auf welche sie mit klingender Münze antworten.

Auf unserem Wege zum Zeughaus besuchten wir das Haus Waisengasse Nr. 23, wo im Jahre 1836 Oberst Vaudrey wohnte, dessen Gastfreundschaft Louis Napoleon zur Zeit des Straßburger Putsches genoß. Hier legte er die Uniform eines Artillerie-Obersten an, in der er sich den Truppen vorstellen wollte: blauer Rock mit rotem Kragen und Vorstoß, sowie den Oberst-Epaulettes. Der Prinz trug die Insignien der Ehrenlegion, den in der Armee vorschriftsmäßigen Generalstabshut und den graden Degen der schweren Kavallerie.

Seine Feinde übertrieben natürlich die Sache und behaupteten, daß er sich verkleidet habe als ..... Napoleon I.

Da die Unternehmung mißglückte, wurde sie natürlich zum Verbrechen. Es fehlte aber nur sehr wenig, daß der zukünftige Napoleon III. schon damals triumphierend in Paris einzog. Der Zeitpunkt war gut gewählt, es war der psychologische Moment.

Aus Freiburg am 28. Oktober früh abgereist, fuhr er in seiner mit vier Pferden bespannten Postkutsche durch Neu-Breisach, Kolmar u. s. w. und langte abends 10 Uhr in Straßburg an. Am folgenden Tage, den 29.,

empfing er heimlich eine Anzahl von Offizieren der Garnison und hielt ihnen folgende Ansprache:

„Meine Herren,

„Sie kennen alle die Klagen der Nation gegen die Regierung vom 9. August; aber Sie wissen auch, daß keine der jetzt existierenden Parteien stark genug ist, sie zu stürzen, keine stark genug, alle Franzosen um sich zu sammeln, wenn es ihr gelänge, sich der Gewalt zu bemächtigen. Diese Schwäche der Parteien rührt daher, daß jede derselben nur das Wohl einer einzelnen Gesellschaftsklasse vertritt. Die einen stützen sich nur auf den Adel und die Geistlichkeit, die andern nur auf die bürgerliche Aristokratie, noch andere nur auf das Proletariat. Unter diesen Verhältnissen giebt es nur eine Fahne, die alle Parteien um sich scharen kann, weil sie die Fahne Frankreichs, und nicht eines Teiles desselben ist, ich meine den kaiserlichen Adler. Unter diesem Banner, das so viele glorreiche Erinnerungen erweckt, kann keine Klasse verstoßen werden, es repräsentiert das Wohl und die Rechte aller. Kaiser Napoleon empfing seine Macht vom französischen Volke, vier Mal erhielt seine Autorität die Zustimmung des Volkes. Im Jahre 1804 wurde die Erblichkeit in der Familie des Kaisers von vier Millionen Stimmen anerkannt; seitdem ist das Volk nicht wieder befragt worden. Als der älteste Neffe der kaiserlichen Familie kann ich mich also als einen der Repräsentanten der Volksabstimmung ansehen, ich sage nicht des Kaisertums, denn seit zwanzig Jahren haben die Ansichten und

Bedürfnisse Frankreichs sich ändern müssen. Aber ein Prinzip kann nicht durch Thatsachen vernichtet, es kann nur durch ein anderes Prinzip verdrängt werden. Weder die zwölfhunderttausend Fremdlinge von 1815, noch die Kammer der 219 von 1830 können das Prinzip der Volkswahl von 1804 ungültig machen.

„Das napoleonische System besteht darin, die Civilisation ohne Unordnung und ohne Ueberstürzung fortschreiten zu lassen, neuen Ideen Anstoß zu geben, das materielle Wohl zu entwickeln, die Macht zu stärken, indem es dieselbe verantwortlich macht, die Massen nach ihren geistigen Fähigkeiten zu schulen, endlich um den Altar des Vaterlandes die Franzosen aller Parteien zu sammeln und ihnen Ehre und Ruhm als Richtschnur zu geben. Setzen wir das Volk in seine Rechte, den Adler auf unsere Fahnen und Beständigkeit in unsere Einrichtungen.

„Wie! Fürsten von göttlichem Recht finden viele Männer, die für sie sterben, um Mißbräuche und Vorrechte wieder herzustellen, und ich, dessen Name den Ruhm, die Ehre und die Rechte des französischen Volkes vertritt, ich sollte in der Verbannung sterben?" —

Eine geschickt unter den Soldaten verbreitete Lüge, daß der Prinz nur ein Betrüger und der eigene Neffe des Obersten Vaudrey sei, ließ alles mißglücken. Die Lüge war plump, aber dem Urteilsvermögen der Massen angepaßt.

Der Prinz wurde in der Finkmatt-Kaserne arretiert und sofort ins Gefängnis geführt.

Wir geben hier den ersten Brief, den er an die Königin Hortense, seine Mutter, richtete:

„Straßburg, 1. November 1836.

„Liebe Mutter!

„Sie haben sehr bekümmert sein müssen, von mir keine Nachrichten zu empfangen, um so mehr, als Sie mich bei meiner Cousine vermuteten. Ihre Unruhe wird sich noch verdoppeln, wenn Sie erfahren, daß ich in Straßburg eine Bewegung versucht habe, die mißglückte. Ich bin mit anderen Offizieren im Gefängnis; um diese allein bin ich besorgt; denn als ich das Unternehmen begann, war ich auf alles vorbereitet. Weinen Sie nicht, liebe Mutter; ich bin das Opfer einer edlen Sache, einer ganz französischen Sache. Später wird man mir Gerechtigkeit thun und mich beklagen.

„Gestern, Sonntag, um 6 Uhr, habe ich mich dem 4. Artillerie-Regiment vorgestellt, das mich mit dem Ruf empfing: Es lebe der Kaiser! Wir hatten Leute detachiert. Das 46. Regiment leistete Widerstand, wir fanden uns im Hofe der Kaserne gefangen. Glücklicherweise ist kein französisches Blut vergossen worden. Dies ist mein Trost im Unglück. Fassen Sie sich, liebe Mutter, ich werde bis ans Ende die Ehre des Namens, den ich trage, zu bewahren wissen.

„Herr Parquin ist gleichfalls arretiert. Lassen Sie diesen Brief für meinen Vater abschreiben und thun Sie das Ihrige, um seine Unruhe zu mildern. Karl hat verlangt, meine Gefangenschaft zu teilen; man hat ihm ge-

währt. Leben Sie wohl, meine liebe Mutter, betrüben Sie sich nicht unnütz über mein Schicksal. Das Leben ist wenig, die Ehre und Frankreich sind alles für mich.

„Empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Liebe; ich küsse Sie herzlich.

„Ihr zärtlicher und achtungsvoller Sohn
„Napoleon Ludwig Bonaparte."

Er wurde nach Paris gebracht, verblieb hier aber nur zwei Stunden, so groß war die Schwäche der Regierung und ihre Furcht vor seiner Gegenwart. Er wurde von neuem einige Tage lang in der Festung Port-Louis eingesperrt und dann an Bord der „Andromede" eingeschifft.

Der Kommandant der „Andromede" hatte gleichzeitig mit dem Gefangenen versiegelte Befehle erhalten, die er erst beim Passieren des 23. Breitegrades öffnen sollte. Diese Befehle besagten, nach Rio de Janeiro zu gehen, den Prinzen während der ganzen Zeit, die das Schiff auf der Rhede verbringen würde, an Bord zu behalten, keine Verbindung mit dem Festlande zu erlauben und nach kurzem Aufenthalt in Brasilien nach den Vereinigten Staaten in See zu gehen.

Die Fregatte hatte in Rio de Janeiro keinen Auftrag auszuführen. Es ist also klar, daß die Anordnungen der Regierung unter dem Eindruck einer doppelten und sehr lebhaften Furcht gefaßt wurden: einmal den Prinzen in Frankreich zu lassen und dann ihn vor Beendigung des Prozesses in Freiheit zu setzen.

Aber der gute, großmütige Louis Philipp verbarg allen, selbst der Königin Hortense, die wahre Bestimmung der „Andromede“, ohne sich um die Angst, die er so vielen Familien verursachen mußte, zu bekümmern. Man wußte in Frankreich, daß die Fregatte nach den Vereinigten Staaten abgesegelt war, und da man vier Monate lang ohne Nachricht von ihr geblieben war und von heftigen Stürmen gehört hatte, so glaubte man sie mit Mann und Maus verloren.

Am 30. April 1837 schrieb der nachmalige Napoleon III. folgendes an Herrn Odilon Barrot:

„New-York, 30. April 1837.

„Werter Herr Barrot!

„Ich schulde Ihnen jetzt eine Erklärung der Gründe, die mein Verfahren verursachten.

„Ich hatte allerdings zwei Wege, um vorzugehen. Der eine hing gewissermaßen von mir ab, der andere von den Ereignissen. Wenn ich den ersten vorzog, war ich, wie Sie richtig bemerken, ein Mittel; wartete ich auf den zweiten, so war ich nur eine Nothülfe. Meiner Ansicht, meiner Ueberzeugung nach, erschien mir der erste um vieles vorzuziehen. Der Erfolg meines Unternehmens bot mir folgende Vorteile: ich that mit einem Handstreich das Werk von zehn Jahren; wenn ich Glück hatte, ersparte ich Frankreich die Aufregung und die Unordnung eines Umsturzes, der, wie ich glaube, früher oder später kommen muß. Der revolutionäre Geist, sagt Herr Thiers, besteht aus Leidenschaften für das Ziel, und aus Haß

gegen diejenigen, die sich ihm in den Weg stellen. Da wir das Volk durch die Armee mit uns gerissen hätten, so hätten wir die edlen Leidenschaften ohne den Haß für uns gehabt, denn dieser entsteht nur aus dem Widerstreit physischer und moralischer Kraft. Was endlich meine Person anbetrifft, so war meine Lage klar, bestimmt und daher leicht. Wenn ich mit fünfzehn Personen eine Revolution ins Werk setzte und nach Paris kam, so verdankte ich meinen Erfolg dem Volke und nicht einer Partei. Kam ich als Sieger, so legte ich meinen Degen freiwillig, ohne jeden Zwang, auf dem Altar des Vaterlandes nieder; man konnte mir dann vertrauen, denn nicht bloß mein Name, sondern meine Person wurde zur Bürgschaft. Im entgegengesetzten Falle konnte ich nur von einem Teile des Volkes gerufen werden und ich hatte nicht eine schwache Regierung gegen mich, sondern eine Menge anderer, vielleicht auch nationaler Parteien.

„Uebrigens ist es leichter, Anarchie zu verhindern, als dieselbe zu unterdrücken, und leichter, die Massen zu lenken, als ihren Leidenschaften zu folgen. Kam ich als Nothülfe, so war ich nur eine neue Fahne, deren Einfluß wohl im Angriff stark, aber vielleicht ohnmächtig gewesen wäre, zu sammeln. Endlich war ich im ersten Falle am Ruder eines Schiffes, das nur einen Widerstand zu brechen hatte. Im anderen Falle war ich nur auf einem, allen Winden preisgegebenen Fahrzeug, das im Sturme nicht weiß, wohin es seinen Kurs richten soll. Allerdings setzte mich das Mißlingen des ersten Planes eben so sehr dem Tadel aus, als sein Erfolg Vorteile bot. Als ich

nach Frankreich kam, dachte ich aber nicht an die Lage, die mir eine Niederlage bereiten würde; ich rechnete im Falle des Unglücks auf meine Proklamationen als ein Vermächtnis und auf den Tod als eine Erlösung.

„So habe ich die Sache angesehen.

„Ihr ergebener

„Napoleon Ludwig Bonaparte."

Ich habe in meinem Archiv einen Stoß Papiere, die sich auf den Prinzen Louis Napoleon beziehen. Sie rühren vom Baron Mounier, Pair von Frankreich, her, der mit zu denjenigen gehörte, die nach seinem zweiten Boulogner Versuch über ihn zu Gericht saßen. Ich entnehme demselben ein Dokument, das mir interessant erscheint.

Ich gebe ferner im nächsten Kapitel einige Seiten aus dem Tagebuch des Baron Mounier.

Diese Seiten waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und sind daher mit einem Freimut und einer Vertraulichkeit geschrieben, die ich ihnen erhalten will. Ich denke, der Leser wird meine Meinung teilen und diese noch unbekannten geheimen Blätter der Geschichte gebührend schätzen. Ich überliefere sie ihm deshalb in ihrer ganzen Einfachheit.

## Drittes Kapitel.

Jugend Napoleons III. — Güte und Wohlthätigkeit der Herzogin von Saint-Leu. — Von weitem etwas, in der Nähe nichts. — Wie mußte die Pairs-Kammer urteilen? — Montholon. — Beschießung von Straßburg. — Franzosen von ganzem Herzen. — Ein neuer Kaiser-Palast. — Die Deutschen sind bereit.

### Bemerkungen über den Charakter Louis Napoleon Bonapartes.

„2. Oktober 1840.

„Louis Napoleon Bonaparte lebte bis 1830 ruhig bei seiner Mutter, im Sommer in Arenenberg, Kanton Thurgau (Schweiz), im Winter in Italien, wo er mit seinem älteren Bruder und bisweilen mit seinem Vater zusammentraf.

„Infolge eines seltsamen Zufalls befand ich mich während der Woche der Juli-Revolution von 1830 (d. h. während der Woche, in der man sie in der Schweiz erfuhr, nämlich vom 29. Juli bis 6. August), bei der Herzogin von Saint-Leu, die einen Teil der Liebenswürdigkeit, die sie und schon ihre Mutter meinem Vater erwiesen, auch auf mich übertragen hatte. Die Ordonnanzen trafen auf ihrem Wege von Konstanz nach Schaffhausen gleichzeitig mit mir in Arenenberg ein. Die Herzogin

ließ sich dadurch so wenig stören, daß sie am Porträt des alten Vicomte von G. B. weiter arbeitete.

„Die Reihe gigantischer Ereignisse, welche den Ordonnanzen folgte, spielten sich während meines Aufenthaltes in Arenenberg nach einander ab, und ich muß sagen, daß die Herzogin nur Schrecken darüber bezeigte. Sie schien zu ahnen, daß die Folgen dieser Umwälzung für sie einen neuen Sturm heraufbeschwören würden. Kein Wort, keine Bewegung verrieten den leisesten Wunsch, daß diese Ereignisse sie oder ihre Söhne einem Throne näher bringen möchten. Sie nahm freudig die General-Vertretung des Herzogs von Orleans auf und äußerte den Wunsch, den König zu sehen.

„Monsieur Pasquier, der sich in der Nachbarschaft als damaliger Besitzer des Schlosses Walsberg aufhielt, schien sich um die Vorgänge nur soweit zu bekümmern, als sie ihm die Aussicht boten, wieder in den Dienst Frankreichs zu treten.

„Zu diesem Behufe reiste er bald darauf ab.

„Ich erinnere mich, daß die Herzogin nur einen Wunsch aussprach und nur in unbestimmter Form: daß durch die Revolution die Thore Frankreichs ihren Kindern wieder geöffnet würden, die ohne Verschulden ihrerseits daraus verbannt waren und nur zurückzukehren wünschten, um Frankreich zu dienen. Dieser Wunsch war berechtigt.

„Zu dem oben erwähnten denkwürdigen Zeitpunkt war Louis Napoleon nicht bei seiner Mutter. Er war auf der Militärschule in Thun, Kanton Bern, als Offiziers-Aspirant der Artillerie. Ich sah ihn dort bei meiner

Rückkehr am 11. August und fand in ihm nur einen einfachen Schüler und Aspiranten. Er führte morgens die Hacke und abends den Bleistift, als gäbe es damals in der Welt nichts, das sein zukünftiges Schicksal beeinflussen könnte.

„Der nächste Winter führte ihn nach Italien. Hier traten jene wichtigen Ereignisse ein, die die Geschichte gebucht hat und von denen ich hier nur sagen will, daß die Gährung, die Louis Napoleon umgab, wahrscheinlich den ersten Anspruch auf das französische Kaisertum in ihm angeregt hat.

„Ich sah ihn 1834 in Zürich wieder, während des Bundestages und während eines großen Volks-Schützenfestes, das ein Vorwand und sogar ein wirklicher Grund der Agitation war. Er hielt sich mit ziemlichen Takt sehr zurück. Jeder Gedanke, daß er selbst eine wichtige Rolle spielen wolle, wäre uns damals allerdings als eine unmögliche Thorheit erschienen.

„Im Jahre 1835 kam die Herzogin von Saint-Leu mit ihrem Sohne für den ganzen Winter nach Genf. Sein Auftreten hier war vollkommen ruhig. Er suchte, namentlich anfangs, mit hervorragenden Personen ohne Unterschied der Partei in Berührung zu kommen (mit den Herren de Candolle, Sismondi, de Château-Maurice u. a.), und so fern es mir liegt, über alle seine Stunden Rechenschaft geben zu wollen, so steht es doch fest, daß die Polizei absolut nichts über ihn erfahren konnte.

„Die Herzogin ihrerseits war bewundernswert. Sie war dort zur Zeit eines großen Bazars zum Besten der

Opfer einer beklagenswerten Rhein-Ueberschwemmung. Sie machte nicht nur bedeutende Einkäufe aus bloßer Wohlthätigkeit, sondern arbeitete viel mit eigener Hand, um die Verkaufsgegenstände zu vermehren. So kam es denn auch, daß sie eine Stadt, in der sie mit Mißtrauen und Vorurteilen aufgenommen worden war, unter aufrichtigem Bedauern und allgemeiner Anerkennung verließ.

„Auf eins wollte ich hier besonders Gewicht legen. Bei allen, die so wiederholt Gelegenheit hatten, Louis Napoleon zu sehen, besonders aber bei mir, ist daraus die Unmöglichkeit entstanden, ihn ernsthaft für einen Prätendenten und für eine Gefahr zu halten. Ich möchte sogar einige Worte wiederholen, deren ich mich gelegentlich der Diskussionen bediente, zu denen er Anlaß gab, als die Schweiz im Jahre 1838 seinetwegen ein (vielleicht falsch verstandenes) Prinzip internationalen Rechts verteidigen und gegen gewisse Formen protestieren zu müssen glaubte, die von denjenigen abwichen, an die Frankreich sie gewöhnt hatte.

„Der junge Mann erinnert mich genau an die Fabel „der auf dem Wasser treibenden Stöcke: von weitem ist „es etwas, sagt Lafontaine, und in der Nähe ist es nichts. „Er ist eine unfreiwillige Triebkraft seiner eigenen Be„stimmung. An ihm nagt das Verhängnis seiner Geburt „wie der Geier an der Leber des Prometheus. Der „furchtbare Name Napoleon drängt ihn stets wider „seinen Willen vorwärts. Er glaubt, den Schatten seines „Onkels zu sehen, wie er ihm den Degen hinhält und „ihm unaufhörlich zuruft: ‚Steh auf und vorwärts!‘“

„Die Unmöglichkeit, in der er sich befindet, in legaler Weise wieder Frankreich zu betreten, das ihm nicht zürnen kann, es allen anderen Ländern vorzuziehen, läßt ihm keinen anderen Ausweg, als mit offener Gewalt dahin zurückzukehren. Er macht sich zum Kaiser im schlimmsten Falle.

„Wenn es wahr ist, daß er nach der Juli-Revolution an den König schrieb, um die Aufhebung einer ewigen Verbannung, die er noch nicht verdient hatte, und die Ehre zu verlangen, als Offizier in der französischen Armee zu dienen, so muß man zugeben, daß durch eine Verweigerung seine Lage furchtbar und herausfordernd wurde, und daß sie dadurch für die Beurteilung ihrer Folgen mildernd geworden ist.

„Aber — lassen wir dies einmal gesagt sein — die Boulogner Wiederholung dieser Komödie des bewaffneten Einfalls eines unbekannten und verdienstlosen Kaisers an der Spitze seiner Bedienten in Frankreich, vereinigte nach der Amnestie von Straßburg Undankbarkeit mit dem erbärmlichsten Wahnsinn. Alles was Louis Napoleon in Boulogne gethan, geschrieben und gesagt hat, trägt den Stempel dieser kindischen Aufgeblasenheit, hohlen und blinden Anmaßung, die die Form für Wirklichkeit hält, die Paragraphen eines Tagesbefehls für Worte von Wert, und die Aufzählung imaginärer Pferde auf geduldigem Papier für wirkliche Aktionsmittel. Weil er das Äußere des Kaisers, seine Bewegungen und Worte nachahmte, glaubte er das innere Wesen seines Herrscher-

genies in sich aufgenommen zu haben. Er hat Kaiser gespielt, wie ein kleines Mädchen Dame spielt.

„Dieser doppelte Charakter des blinden Agenten einer Art moralischer Schwerkraft und der komödienhaften Persönlichkeit ohne greifbare Wirklichkeit hat ihn mir wieder vor Augen geführt, wie ich ihn als jungen Mann kannte: ohne energische Mittel und ohne tiefe Gedanken, aber fähig, aus seinen Studien und seinem Rekrutenleben eine dünne Schicht oberflächlicher und gewissermaßen mechanischer Ideen zu ziehen, die er für das ernsthafte und fruchtbare Résumé eben dieser Studien hält, die ihm die völlige Leere seines Kopfes verdecken.

„Mehr wie jedem anderen konnten ihm interessierte Schmeichler vorreden, daß er in seiner Fähigkeit, auf dem Papiere Sold- und Entschädigungsziffern niederzuschreiben und die Aushebung und Verteilung von Pferden anzuordnen, kurz, die kleine materielle Wirtschaft eines großen Mannes zu führen, einen Hebel besitze, um die Welt zu bewegen. Er gleicht einem Koch, der, weil er Kasserollen zählen, in Ordnung halten und blank putzen kann, diejenigen gut zu nähren glaubt, deren Wohlwollen er zu verdienen wünscht.

„Beide vergessen nur das Feuer, das alleinige Prinzip des Lebens wie des Ruhmes.

„Ich möchte nun diesen Abriß von Louis Napoleons Charakter, der mir zur Beurteilung seines Auftretens nützlich erscheint, nicht beendigen, ohne zu einer Art Schlußfolgerung zu gelangen. Ich kann ihr kaum eine andere Form geben, als die einer Art Scherz, und in

einer ernsten Angelegenheit wäre dies gewiß nicht schicklich. Ich bitte indes bis ans Ende zu lesen und erst dann zu urteilen.

„Ich nehme also an, daß die Pairs-Kammer folgendes Urteil über die Angelegenheit Louis Napoleons fällen konnte und mußte:

„Der Gerichtshof .... In Ansehung der unbestreitbaren Beweise fortgesetzter Kinderei, wirklicher Unfähigkeit und vollkommenen Urteilsunvermögens, welche Louis Napoleon zu verschiedenen Malen gegeben hat;

„Von dem Wunsche beseelt, nur dem despotischen Einfluß seiner Fehler Handlungen zuzuschreiben, die als Akte der schwärzesten Undankbarkeit und Treulosigkeit und vollkommener Urteilsunfähigkeit erscheinen könnten;

„Verurteilt Louis Napoleon, für den Rest seiner Tage als einen nichtigen und unschädlichen Menschen angesehen zu werden und als unwürdig, je als irgend ein gefährlicher Prätendent oder Verschwörer gefürchtet zu werden.

„Indes, in fernerer Erwägung der Wohlthaten, welche Frankreich von seinem Onkel empfangen und der Studien, welche der Angeklagte machen konnte;

„Und nach längerem oder kürzerem Aufenthalte des Genannten in einer Heils- oder Erziehungsanstalt behufs Klärung seines Verstandes und Vervollständigung seiner Studien ..... Wird der Gerichtshof bei würdiger Führung desselben, die Regierung des Königs ersuchen, ihn zum Unter-Leutnant der Artillerie oder zum Unter-

Präfekten in Beaugency, Pontoise oder einem anderen Orte ähnlicher Bedeutung zu ernennen.

„Pictet de Sergy.“

So urteilte man 1840 über den, der kurz darauf Kaiser der Franzosen, und für lange Jahre der Schiedsrichter Europas werden sollte! —

## Aus dem Tagebuch des Baron Mounier, Pair von Frankreich.

### Prozeß Louis Napoleons.

„Der Gerichtshof war zum Dienstag, 15. September, zusammenberufen worden. Ich verließ Vesoul mit der Post vom 14. um 10 Uhr abends und langte erst am Mittwoch den 16., morgens 5 Uhr in Paris an. Ich hatte geglaubt, daß die Dienstag-Sitzung mit den einleitenden Schritten, dem Verlesen der Anklage-Akte verstrichen wäre. Aber man hatte Zeit gehabt in Beratung zu treten, und die Anklage des Prinzen und des Herrn de Montholon war bereits formuliert. Uebrigens sagte man mir (die Herren Pasquier und Cauchy), daß ich, da ich beim ersten Namensaufruf gefehlt habe, an der ferneren Beratung nicht teilnehmen könne. Dennoch habe ich nicht bereut, hergekommen zu sein. Ich habe guten Willen gezeigt und mehrere Journale haben mich in der Liste der anwesenden Pairs mit aufgeführt.

„Die zweite Sitzung, der ich beiwohnte, bot kein besonderes Interesse. In der ersten hatte der Herzog von

Cadore eine Rede gegen die Kompetenz, Fehlen des Gesetzes und anderes altes Zeug, gehalten. Allein mit seiner Meinung, erklärte er, sich zurückzuziehen, und erschien weder am folgenden Tage noch beim Urteil.

„Berryer hat seinen Gegenstand nicht beherrscht. Er hatte ihn gut skizziert, aber er war unglücklich in der Ausführung und schrie wie ein Besessener.

„Man hatte Befürchtungen, daß es zu Spaltungen und Diskussionen über die Strafe kommen würde. Die Todesstrafe war ausgeschlossen. Deportation oder Festungshaft boten sich von selbst. Aber namentlich die Generäle waren von der schimpflichen Bezeichnung, die diesen Strafen anhaftet, betroffen und erklärten, daß sie keine entehrende Strafe verhängen würden.

„Mehrere Beratungen fanden beim Kanzler vor der Sitzung des Gerichtshofes statt. Anwesend waren: der Kanzler, die Groß-Referendare Broglie, Molé, Portalis, Siméon, Pontécoulant, Bastard, Persil, Merilhon, Girod, Barthe, Mounier, Rossi, Framcarré. Das erste Mal wurde Gérard (der krank geworden), und in den letzten Tagen Viennet und Serrurier gewählt, um an der Spitze des Aufrufs zu stimmen. Man einigte sich, daß die richtige Strafe Einschließung in einer Festung wäre, aber man stritt sich lange über die Formulierung derselben. Molé und Barthe sagten, es sei eine besondere Strafe nötig, die nicht entehrend sei und schlugen „lebenslängliche Gefängnisstrafe" vor. Portalis, ich und Persil sprachen dagegen und stützten uns darauf, daß wir wohl die Strafen des Codex anordnen, aber nicht neue erfinden

könnten; daß dies heute willkürlich zur Milderung, ein anderes mal zur Verschärfung dienen würde. Wir hätten im Übrigen die Präzedenzfälle für uns und es sei nicht schwer, die Beispiele der Minister zu widerlegen. Da man aber von einer Festungshaft nichts wissen wollte, so schlug ich, um beide Meinungen zu versöhnen, folgende Fassung vor: „Verurteilung zur zwanzigjährigen Einschließung in einer der Festungen auf dem kontinentalen Gebiet des Königreichs."

„Diese Fassung verlieh dem Urteil den Charakter einer politischen Strafe und entkleidete es jeden Zusammenhanges mit der Gefängnisstrafe von Dieben und Gaunern; sie hatte ferner den Vorteil, daß sie die vom Codex bestimmte Strafe wählte, ausgenommen, daß sie den Namen derselben, wegen der technischen Bezeichnung einer entehrenden Strafe verwarf. Aber gerade dies wurde als Mittel benutzt, um sie zu bekämpfen und man behauptete, daß keine Ausnahme gestattet werden würde.

„Der Kampf wurde in mehreren Sitzungen fortgesetzt und anfangs mit Aussicht auf Erfolg; schließlich aber gewannen die Herren Pasquier und Molé die Oberhand.

„Beim Namensaufruf beharrten Portalis und ich dabei, für meine Fassung zu stimmen, um nicht an der Schaffung eines gefährlichen Präcedenzfalles mitzuwirken und der Kammer den Vorwurf zu ersparen, daß sie sich an keine Regel 'binden wolle. Beim Aufruf, betreffend die Schuldfrage, verlangte ich, mich der Abstimmung über Montholon enthalten zu dürfen. Meine Forderung war geschickt gefaßt und fand günstige Aufnahme. Als

aber Herr Decazes dasselbe Verlangen stellte, bemerkte Herr Molé, daß viele dieselben Gründe geltend machen könnten, und die Kammer erklärte auf Befragen, daß sie mir die gewünschte Ermächtigung verweigere. Herr von Montguyon, der sich vorbehalten hatte wie Herr Mounier zu sprechen, mußte mit abstimmen.

„Bei der Beratung über die Schuldfrage wurde Desjardin mit 84 Stimmen Mehrheit gegen 76 freigesprochen; ich befand mich unter der Minorität.

„Galvani wurde gleichfalls, und zwar infolge einer unbegreiflichen Nachsicht, freigesprochen mit 94 gegen 60 Stimmen.

„Ueber den Sekretär d'Alembert, der Militärkleidung angelegt hatte, die Marschall Clauzel dem Prinzen gegeben, wurde in gleicher Weise abgestimmt. Debure wurde mit 130 gegen 31 Stimmen außer Anklage gesetzt.

„Die Beratung über die Strafe des Prinzen war sehr erregt und wurde durch drei Sitzungen fortgesetzt. D'Alton-Shée verlangte in einer geschriebenen Rede Todesstrafe, im übrigen herrschte Stimmeneinheit mit Ausnahme von Portalis, Breteuil und mir, und 16 waren für zwanzigjährige Gefängnisstrafe.

„Montholon: 2 Stimmen für Todesstrafe — Fleury und Dejean, — 50 für Deportation, alle übrigen für Haft (ich auch), ausgenommen 25 für zwanzigjährige Gefängnisstrafe.

„Voisin: 30 für zwanzig Jahre Haft, 95 (darunter ich) für zehn Jahre.

„Parquin: 25 Stimmen für fünfzehn Jahre (ich unter

denselben); man war für strenge Strafe, des Rückfalls wegen. Als rückfällig sah man alle diejenigen an, die in Straßburg beteiligt gewesen waren.

„Lombard und Fialin: für beide stimmte ich wie über Parquin.

„Nach meiner Meinung war Montholon im höheren Maße schuldig — aber Montholon war ein Vertrauter des Ministeriums und gab demselben von allem Kenntnis."

## Der Zwischenfall mit den Briefen.

„General Préval wünschte Briefe, die er von Montholon aus London erhalten hatte, niederzulegen und beantragte, daß dieselben dem Gerichtshof vorgelesen würden. Nach langer Debatte wurde bestimmt, sie nicht zu lesen, weil der Angeklagte weder selbst noch durch seinen Rechtsbeistand die Verlesung verlangt haben, aber man ermächtigte Préval, zur Begründung seiner Ansicht davon Gebrauch zu machen.

„Es stellte sich heraus, daß diese Briefe für Montholon nichts weniger als günstig waren. Sie bewiesen, daß Montholon seit dem Monat Mai vom Vorhaben des Prinzen wußte. Er sagte darin, die Asche habe alle Köpfe erregt.

„Hierauf fußend, hielt Villemain eine vorzügliche Rede über die Unklugheit, alte Erinnerungen aufzuwecken u. s. w. Aladenize gab Gelegenheit zu einer lebhaften Debatte; bei der ersten Abstimmung votierten 52 für Tod, 104 für Deportation, bei der zweiten 112 (darunter ich) für Deportation.

„Dejean erhob dagegen Einspruch und erklärte das Urteil nicht unterzeichnen zu wollen. Er zog sich zurück und kam thatsächlich nicht wieder.

Es ist etwas seltsames gegen Nachsicht Einsprache zu erheben — er war für Todesstrafe.

„In Bezug auf Delaborde und Conneau, die nur zu Gefängnis verurteilt wurden, hatte ich für fünf Jahre Haft gestimmt.

„Als man an die Abstimmung über das Strafmaß ging, beantragte ich, das von der Kommission vorgeschlagene und von der Kammer zur Zeit des Verantwortlichkeitsgesetzes angenommene Verfahren zu befolgen. Nach ziemlich lebhafter Diskussion, in der ich von Pontécoulant unterstützt wurde, erklärte die Kammer indes, nicht von Präcedenzfällen abweichen zu wollen. Ich hatte unrecht, diese Frage beiläufig zur Sprache zu bringen, ohne mich vorher mit unseren hauptsächlichsten Rechtsgelehrten zu verständigen.

„Im allgemeinen muß man sich über die unendliche Milde der Kaiserlichen, Pajol, Exelmans u. s. w. wundern. Einer der Gründe hiervon ist vermutlich der, daß sie sich sagten: „Wir sind oft in ähnlicher Lage gewesen.“

„Rossi war äußerst geschwätzig und gradezu langweilig in seinen Redereien. Viennet improvisierte die folgenden Strophen:

Spricht als Richter in dem Rat
Ein geschwätz'ger Advokat,
Bringt man leichter ihn zum Schweigen
Als wenn ein Professor spricht.

Dem kann Rang und Gunst man zeigen,
Lob und Geld, das stört ihn nicht."

Erwähnte man Napoleon gegenüber, nachdem er Kaiser geworden, seine fruchtlosen Unternehmungen in Straßburg und Boulogne, so urteilte er ziemlich streng darüber, aber er pflegte hinzuzufügen: „Sie hatten wenigstens den einen großen Vorteil, mich bekannt zu machen."

Der tolle Streich von Straßburg war der erste politische Schritt Louis Napoleons in Frankreich, die Kapitulation von Sedan der letzte.

Beide sollten ihn in Gefangenschaft führen. Und eine sonderbare Ironie des Schicksals wollte, daß er, ganz wie gehetzte Tiere in ihre Höhle flüchten, um hier zu sterben, seine Laufbahn fast an demselben Orte endete wo er begann.

Die deutsche Herrschaft hat das Aussehen Straßburgs vollständig verändert. Die Beschießung, unter der ganze Stadtteile in Trümmer versanken, beschädigte mehr oder weniger auch die meisten öffentlichen Gebäude, die sorgfältig wieder ausgebessert, neu aufgeführt und verschönert worden sind.

Die Ausbesserungskosten für das Münster allein beliefen sich auf mehrere Millionen.

Während der sieben Wochen dauernden Beschießung wurde es jeden Augenblick von Kugeln getroffen. In der Nacht vom 25. zum 26. August fing das Dach Feuer; der Brand griff immer weiter um sich, als der Giebel

plötzlich einstürzte und unter seinen Trümmern das Feuer erstickte.

Die Franzosen hatten auf der höchsten Plattform einen Beobachtungsposten errichtet, der natürlich das Ziel der deutschen Batterien wurde.

Am 4. September endlich, während Paris jubelnd die Abschaffung des Kaisertums und die Entthronung des Neffen jenes großen Mannes proklamierte, der unsere siegreichen Heere nach der Hauptstadt der Belagerer Straßburgs geführt hatte, trafen zwei Kugeln den Turm des Münsters und schleuderten mächtige Steinblöcke bis in weite Entfernungen hinab.

Als Straßburg kapitulierte, reichten die um das Gebäude aufgehäuften Trümmer — Steine, Blei, Statuen, Basreliefs, Säulen u. s. w. — bis zur Höhe eines ersten Stockwerks.

Jetzt sieht man keine Spur mehr von dieser Verwüstung. Das Münster steht vor uns, herrlicher und majestätischer als je.

Eine der nützlichsten und wichtigsten Verbesserungen war jedenfalls die ganz bedeutende Erweiterung des Befestigungsgürtels. Dadurch, daß man denselben im Norden um mehr als einen Kilometer hinausschob, wurde ein großes Terrain gewonnen, das, früher sumpfig, jetzt mit freundlichen Gärten, Alleen und Palästen bedeckt ist. In diesem neuen Stadtteil entstanden nach Vornahme der Aufschüttungsarbeiten, die noch immer fortgesetzt werden, die neue Universität, das chemische und physikalische Institut, die Sternwarte, der botanische Garten und

sorgfältig gepflegte Gewächshäuser, in denen tropische Wasserpflanzen gezogen werden. Endlich, etwas mehr zurück, an den von den erwähnten Alleen abgezweigten Seitenwegen reizende Häuser, halb Schloß, halb Cottage, wie wir solche in der Umgebung von Hamburg, Paris und London antreffen.

Grund und Boden, der vor 18 Jahren, vor dem Kriege, durchschnittlich 2 Franken der Meter wert war, wird heute mit 40, 60 und selbst 80 Franken bezahlt.

Nicht weit von hier geht der Bau eines majestätischen Kaiserpalastes seiner Vollendung entgegen.

Bei diesem Palast, wie bei den andern bedeutenden Bauten, haben die Deutschen nicht verstanden, alle Gruppen des Straßburger Gewerbes zu beteiligen, um dadurch die Zuneigung der arbeitenden Klassen zu gewinnen.

Fürwahr, trotz allem was man gesagt und geschrieben hat, trotz allem was man hat glauben machen wollen, die wohlhabenden Klassen sind im Herzen französisch geblieben. Es ist einleuchtend, daß einige Familien eine Ausnahme von der Regel machen, aber ich spreche von der Mehrzahl. Was die armen Klassen anbetrifft, die mit Handarbeit ihren täglichen Lebensunterhalt verdienen, für die die Frage des täglichen Brotes alle übrigen in den Hintergrund drängt und die der Sieger leichter gewinnen kann — so hat man nichts gethan, um sie an sich zu ziehen — im Gegenteil.

Gerade weil es der deutschen Politik entsprach, die Befestigungswerke von Straßburg wieder herzustellen, und die Stadt zu vergrößern und zu verschönern, gab es

nichts einfacheres, als zahlreiche Bauplätze zu schaffen, die allen Industrien Beschäftigung und dem Arbeiter Gelegenheit geboten hätten, sein Brot ein bischen leichter zu verdienen als zur Zeit der Franzosen. Darin lag die ganze Aufgabe. Und nichts von dem: die Arbeiten wurden an deutsche Unternehmer vergeben, die sich kontraktlich verpflichteten, nur deutsche Arbeiter und nur aus Deutschland bezogenes Material zu verwenden. Dies hieß den Groll der Betreffenden herausfordern und ihm Berechtigung verleihen.

Die Erdarbeiten wurden Unternehmern übergeben, wieder Deutschen, denen es aber freistand, neben ihren Landsleuten .... Italiener zu beschäftigen.

Der italienische Arbeiter, nüchtern, anstellig, fleißig, leider nur zu flink mit dem Messer bei der Hand, arbeitet mehr und billiger, als die Franzosen und Deutschen. Gesellschaftlich ist er noch nicht so weit, um alle Vorteile periodischer Arbeitseinstellungen, Lohnerhöhung und Arbeitsverminderung, zu begreifen.

Ich kann mir übrigens hier das Lob der italienischen Erdarbeiter sparen; wenn man die französischen Arbeiter hört, werden sie von den staatlichen Unternehmern und den Eisenbahn-Gesellschaften nur zu sehr geschätzt.

Alle Arbeiter, die am Kaiserpalast arbeiten, sind also Deutsche. Nicht nur die eiserne Dachkonstruktion, sondern auch die Ziegel aus diesem Metall kommen aus Deutschland, ebenso die Täfelungen; die Steinblöcke endlich sind aus den Steinbrüchen der Rheinpfalz. Mit einem Wort, mit der Ausnahme einiger Skulpturen, die man Straß-

burger Künstlern übertragen mußte, sind diese Arbeiten in keiner Weise den Architekten, Unternehmern und Arbeitern von Straßburg von Nutzen gewesen.

Der Palast, eine ungeheure mit dem deutschen Wappen gekrönte Masse, wird ein Zeugnis bleiben, wie wenig die Sieger sich um die durch ihre Beschießung schwer geschädigte Bevölkerung bekümmert haben.

Was liegt ihnen an der Liebe derselben? Die zahlreichen Forts, welche die Stadt umgeben, ihre mächtige Artillerie, die Verstärkung der Wälle, die auf riesige Verteidigungswerke verwendeten Millionen bezeugen den festen Willen, trotz etwaiger politischer Schwierigkeiten, trotz der Liebe oder des Hasses der Einwohner, das Elsaß zu behalten. Straßburg ist das Herz desselben, das sie mit einem eisernen Gürtel umschlossen haben.

Die Gebäude des Zeughauses bedecken ein ausgedehntes Terrain. Durch die Straße davon geschieden, erheben sich die Bauten für die Pferde und das Material des Train.

Der militärische Geist ist in Deutschland so entwickelt und die Möglichkeit irgend eines Krieges stets den Gemütern so nahe, daß man in den Zeughäusern bereit ist, als wenn er morgen ausbrechen müßte.

In Straßburg liegt das Material des Armeekorps vollkommen bereit, die Geschosse sind gefüllt, verpackt und in Körben in den Wagen aufgeschichtet. Ebenso ist es mit den Patronen und der ganzen übrigen Munition.

Das gesamte Marschmaterial einer Armee ist, wie ich wiederhole, nicht nur für den Gebrauch bereit, sondern

auch auf Wagen untergebracht, die mit dem Plan bedeckt, in mehreren Reihen aufgefahren stehen. Die Sanitätswagen — die Pflege der Verwundeten geschieht mit ganz besonderer Sorgfalt — sind gleichfalls bereit zum Aufbruch und vollgestopft mit Charpie, Bandagen, Binden, Arzenei und den besten chirurgischen Instrumenten. Tragbahren und andere Transportmittel für die Verwundeten sind sorgfältig abgeteilt und placiert. Dieselben Anordnungen treffen wir in den Trainkasernen, wo jedes Geschirr in unmittelbarer Nähe des Pferdes, für das es bestimmt ist, aufgehängt ist. Reservegeschirre u. s. w. sind gleichfalls in Wagen aufgeschichtet, und es bedarf nur eines Befehles, um aufzubrechen. Die Requisitionslisten sind fertig zum Gebrauch, Marschrouten liegen in Päckchen bereit und brauchen nur verteilt zu werden, damit jeder Mann weiß, auf welchen Posten er sich zu begeben hat.

Der Intendanturdienst endlich ist bis in die kleinsten Details gesichert und die Arsenale sind durch den Telegraphen und das Telephon mit dem Kabinet des Kriegsministers verbunden.

Angenommen, der Krieg wird um 12 Uhr mittags erklärt, so haben um 2 Uhr Pferde und Mannschaften gegessen, alle Geschütze und Wagen sind bespannt, alles ist fertig und jedes Armeekorps kann sich in Bewegung setzen.

Ist unsere Organisation in Frankreich ebenso vollkommen? Sind wir ebenso bereit? Unsere Armee ist moralisch umgewandelt worden, und hierin bestand in erster Linie die Aufgabe der 17 Kriegsminister, die einander in

17 Jahren gefolgt sind; unser Material ist verbessert worden; unsere Offiziere haben eine überraschende Bildung erworben; unsere Intendantur, die zur Zeit des letzten Krieges so kläglich war und der deutschen so sehr nachstand, ist reorganisiert worden, — sind wir nun materiell im stande, zwei Stunden nach der Kriegserklärung ins Feld zu rücken?

Dies sind Fragen, auf die ich nicht zu antworten habe. Ich beschränke mich darauf, zu berichten, was ich gesehen habe, und den Wunsch eines sein Vaterland liebenden französischen Soldaten auszusprechen: daß wir im stande sein mögen, nicht nur die Deutschen zu bekämpfen, sondern auch dies mit Erfolg zu thun.

## Viertes Kapitel.

Die Ansichten des Feindes. — Die Meinung des Feldmarschalls Burgoyne. — Ein Artikel aus der „Comédie Politique" — Briefe der Marschälle Le Boeuf, Canrobert, Mac-Mahon. — Die gerichtliche Untersuchung. — Eine Antwort des Marschalls Bazaine.

Als ich im vergangenen Frühling Deutschland durchreiste, kannte ich weder den Marschall Bazaine, noch hatte ich ihn jemals gesehen.

Die Urteile, welche ich über ihn von verdienstvollen und höchst ehrenhaften Männern fällen hörte, verursachten mir ein gewisses Bedenken.

Ich wußte damals von Bazaine nur, was die meisten Franzosen von ihm wissen, welche das Prozeßverfahren von Trianon als gut und richtig annahmen und sich daher einbildeten, daß der zum Tode verurteilte Marschall wirklich sein Vaterland verraten und sein Heer verkauft habe.

Da er ohne Zweifel reichlich bezahlt worden sein mußte, so setzte ich voraus, daß er jetzt nach Verminderung seiner Strafe und nachdem seine Flucht geglückt war, in Madrid Pferde und Wagen besäße.

Eine Unmenge von Zeitungen hatten zur Verbreitung dieser Meinung beigetragen; und ich hatte so viele Zeitungen gelesen! So war ich denn nicht wenig überrascht, als ich von Bazaine mit Achtung sprechen hörte, als ich

vernahm, daß man in ihm einen würdigen und ehrenhaften Soldaten, einen guten Vater schätzte, der jetzt nicht immer das tägliche Brot für seine Kinder hat, kurz, daß man ihn als ein Opfer politischer Intriguen aller Art ansah.

Angesichts solcher Beurteilungen, die das Gegenteil von dem waren, was ich bis dahin geglaubt hatte, gab ich mir das Versprechen, mich nicht mehr auf bestehende Urteile, auf feststehende Meinungen zu verlassen, sondern sofort nach meiner Rückkehr nach Frankreich den Prozeß Bazaine bis zu einem gewissen Punkte wieder durchzugehen, und die wahren Ursachen desselben ebenso genau zu untersuchen wie die politischen und privaten Interessen, welche den Urteilsspruch diktiert haben konnten.

Kurz darauf traf ich in Würzburg einen der ersten deutschen Ärzte und alten Studiengenossen, Korpsbruder, der Universität Heidelberg; wir hatten Brüderschaft getrunken, gemeinschaftlich das „Gaudeamus igitur, juvenes etc.“ gesungen und uns ewige Freundschaft geschworen, welche gegen unseren Willen der Krieg 1870/71 unterbrochen hatte.

Bei einer Unterhaltung über Frankreich und Deutschland kamen wir auf Bazaine zu sprechen. Ich gebe hier, so gut es mein Gedächtnis zuläßt, die Ansicht eines Deutschen wieder, welcher der Aristokratie der Bildung angehört und ein eben so guter Patriot wie rechtschaffener Mensch ist. Es ist gut, die Meinung eines Feindes kennen zu lernen: sie ist oft lehrreich und immer von Nutzen.

— In Ihrem Lande, sagte er, — dem einzigen der Welt, welches die erschütternden Wirkungen von acht Revolu-

tionen in weniger als hundert Jahren erduldet hat, ist an die Stelle der Geschichte, — d. h. Wahrheit und Gerechtigkeit, die Legende, d. h. Leidenschaft und Eigennutz getreten.

Daraus folgt, daß Sie niemals aus Ihrer eigenen Erfahrung etwas lernen werden — ein unverbesserlicher Fehler, der heute nur zu augenscheinlich ist. Die Legende ist in Frankreich ein unheilbares Übel, das aber dem qualvollen Dasein des Volkes fast notwendig geworden ist. Es sieht in den Personen und Dingen nur Trugbilder, welche die Legende schafft. Eines Tages geht es daran zu Grunde, oder doch beinahe, dann lebt es wieder auf und beginnt von neuem.

Das Übel reicht weit zurück: bis auf Ludwig XIV. Die eigenmächtigen Sitten des Königs während seiner Jugend, die blutschänderischen Ausschweifungen des Herzogs von Orleans, die Sittenlosigkeit Ludwigs XV., die gefügsame, niedrige Unterwürfigkeit des Adels, — dies alles hat Abscheu gegen die leitenden Klassen hervorgerufen, das soziale Gleichgewicht gebrochen und den revolutionären Zustand herbeigeführt, in dem Sie seit einem Jahrhundert wie in Ihrem normalen Zustand leben.

Ich sage Ihnen nichts neues, wenn ich behaupte, daß bei allen Völkern, welche eine große Rolle in der Geschichte gespielt haben, der Verfall unmittelbar nach dem Zeitabschnitte des Höhepunktes ihrer Größe begann. Betrachten Sie die Griechen nach Perikles, die Römer nach Augustus, die Italiener nach den Medicis. Auch Sie sind dem allgemeinen Gesetz nicht entgangen.

Es ist äußerst interessant, den sittlichen Zustand des heutigen Frankreichs zu analysieren. Jeder begreift die Interessen des Vaterlandes auf seine Weise. Die Parteien streiten sich um die Macht; um diese zu erlangen, dünken ihnen alle Mittel, selbst die am wenigsten patriotischen, gut.

Wenn Ihr Volk in einer Volksabstimmung befragt wird, so stürzt es sich zu Füßen eines Mannes, den es einige Tage später verjagt. Es braucht neue Götzen, welche ihrerseits bald wieder gestürzt werden.

Kurz, — da wir uns alles sagen wollen, — Ihre gegenwärtige Regierung wird im Auslande nicht geachtet.

Wir, die wir gezwungenermaßen Ihre Feinde sind, weil unsere Interessen den Ihrigen entgegengesetzt sind, wir freuen uns über Ihren politischen Zustand und über die Parteiungen, welche bei Ihnen herrschen, weil sie die Nation nur schwächen können.

Wohin muß Sie das führen? Die Geschichte kann es ahnen lassen. Gott allein könnte es sagen.

In diesem Augenblicke steht bei Ihnen weder ein Bourbon, noch ein Bonaparte der Macht am nächsten, nicht einmal ein großer Republikaner: es ist der General Boulanger. Die Legende, von der ich soeben sprach, hat schon das ihre gethan. Den Geist Ihrer Feldzüge kennen wir so gut wie Sie selbst und wissen, daß Boulanger in den Hütten den kleinen Korporal ersetzt hat. Für die einen ist er nichts als der Erbe Bonapartes, für die andern personifiziert er die Revanche.

Hat der General Boulanger wirklich die erforderlichen Eigenschaften zur Regierung einer großen Nation,

welche lange die erste der Welt war? Besitzt er Genie genug, um ihre Heere zum Siege zu führen? Vielleicht wird die Zukunft dies entscheiden, aber, offen gesagt, er hat noch nicht genug gethan, um im Volke die Begeisterung zu rechtfertigen, die sein Name erweckt. Überdies ist es möglich, daß diese Popularität eben so schnell vergeht, wie sie entstand, aber auf Boulanger wird ein anderer folgen, und so geht's weiter!

Sie wollen Revanche, recht so! Führen Sie Krieg mit uns, aber seien Sie wenigstens diesmal dazu vorbereitet. Vergessen Sie nicht, was unser großer Bismarck gesagt hat:

„Ich habe mich getäuscht, ich gestehe es offen:

„Ich habe das französische Heer zu hoch und seine Finanzen zu niedrig geschätzt. Wenn Frankreich uns jetzt den Krieg erklären würde, so wäre dies allerdings ein großes Unglück, aber Deutschland würde seine Pflicht zu thun wissen. Der Krieg von 1870 würde im Vergleich zum nächsten nur ein Kinderspiel sein."

Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Gefährten zu unterbrechen und ihm zu sagen, daß Elsaß und Lothringen beständig einen Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich bilden würden, wie groß auch immer unser Wunsch sei, in Frieden mit unsern Nachbaren zu leben.

Die Franzosen hätten leicht Preußen ihre Niederlage vergeben, auch die Milliarden vergessen; aber daß man sein Gebiet geschmälert, ihm zwei seiner geliebten Töchter geraubt hat, das sei eine frische Wunde im Herzen des

Vaterlandes, welche zu seiner Ehre noch nicht vernarbt sei.

— Ihre Töchter geraubt! sagte der Professor lachend; es waren jedenfalls keine legitimen Töchter: Sie hatten zwei Kinder angenommen, welche wir als die unsrigen ansehen. Sie verlieren eine Ihrer Eroberungen wieder, welche noch dazu die am wenigsten französische von allen ist; im Jahre 1815 haben Sie ganz andere verloren!

Gott verhüte, daß Sie Krieg mit uns anfangen! Aber wenn Sie es thun und geschlagen werden, beruhigen Sie sich, wir werden Ihnen nicht wieder Ihre Töchter, sondern Ihr Geld nehmen: 20 Milliarden, welche Sie nicht so leicht wie die letzten bezahlen werden, sondern in Jahreszahlungen, welche Sie ein Jahrhundert lang verhindern sollen, irgend welchen kriegerischen Gedanken zu fassen. Ich spreche nicht von Ihren Kolonieen und von dem, was Ihnen gewisse Ihrer Nachbaren nehmen oder wiedernehmen könnten.

Sie werden wohl oder übel und ein für alle mal, vollendete Thatsachen annehmen und darauf verzichten müssen, die Ruhestörer von Europa zu sein.

Ihren Machthabern steht es immer frei, sich andere Bazaines, — ebenso unschuldig wie der erste, — zu suchen, und sie ebenso ungerecht zu verdammen, um die Fehler anderer zu büßen.

— Gut! Ich danke Ihnen! Es ist viel wert, wenn man gewarnt wird. Ich denke in der That, daß wir bereit sein werden, wenn wir jemals gezwungen sind, nicht Ihnen den Krieg zu erklären, sondern ihn anzunehmen!

Was Bazaine anbetrifft, so gestehe ich, daß ich mich über die Meinung wundere, welche alle in diesem Lande über ihn hegen. Ist dieselbe aufrichtig? Eine Zeit lang habe ich geglaubt, daß Sie einen besiegten Gegner zu vergrößern suchten:

„Ohne Gefahr siegen, heißt ohne Ruhm triumphieren."

— Auf meine Ehre, alles was man in Frankreich gesagt hat, ist falsch und verleumderisch. Ich erstaune meinerseits darüber, daß Sie dies noch nicht bemerkt haben, da Sie doch die geschichtliche Wahrheit suchen.

Übrigens werde ich Ihnen morgen, vor Ihrer Abreise, einige deutsche Flugschriften und Zeitungen übergeben. Ich besitze auch englische und französische, welche zweifellos Ihr Urteil richtig stellen werden.

So öffnete ich denn in der That am folgenden Tage im Waggon ein kleines, mir bei der Abreise überreichtes Päckchen, das ich eilig in meine Reisetasche gesteckt hatte. Da die deutschen gotischen Buchstaben, namentlich auf der Eisenbahn, schwer zu lesen sind, griff ich nach der „Times" und der „Comédie Politique". Ich gebe hier die beiden Artikel:

## Die Übergabe von Metz.

An den Herausgeber der „Times."

Geehrter Herr!

Die heftigen Angriffe gegen den Marschall Bazaine und seine Verurteilung wegen der Übergabe von Metz können nur den Unwillen aller unparteiischen Menschen erregen.

Zuvörderst ist es durchaus unbegreiflich, wie man einen solchen Mann des Verrats beschuldigen kann. Nach einem langen, ehrenvollen Leben hatte er nichts bei einer Handlung zu gewinnen, die den Interessen seines Landes zuwider lief.

Das französische Volk hat sich mit jedem nur möglichen Nachteil in einen großen Krieg eingelassen. Der Gegner war besser vorbereitet, stärker an Hülfsquellen und militärischer Ausrüstung; mehr noch: die Franzosen befanden sich seit einiger Zeit in Folge politischer Parteizwistigkeiten in einer Unordnung, welche schon vor dem Kriege die militärische Machtentwickelung des Landes hinderte, dann nach den ersten Unglücksfällen den vollständigen Sturz der Regierung bewirkte und schließlich jede Leitung von Operationen in den verhängnisvollsten Augenblicken unmöglich machte. Alles schien sich aufzulösen, jeder Führer war seiner eigenen Initiative überlassen, und doch seinerseits den wohlgeordneten Angriffen eines gut geschulten, vorzüglich organisierten und überdies an Zahl weit überlegenen Feindes ausgesetzt!

So fiel denn ein Armeekorps nach dem andern mit furchtbarer Schnelligkeit; endlich auch Bazaine, welcher seit einiger Zeit mit starken Truppenmassen in Metz eingeschlossen war.

Welche Operationen hatten den rechtzeitigen Rückzug seiner Armee verhindert, um sich mit den andern Feldarmeen zu vereinigen? Darüber kann ich in diesem Augenblicke nichts sagen. Es wäre auch unnötig, weil die Anklage die Übergabe betrifft, die zwei Monate später erfolgte.

Wenn er die feindlichen Streitkräfte nicht im Augenblicke der Einschließung durchbrechen konnte, so verminderten sich die Aussichten dazu von Tag zu Tag. Denn die von Natur sehr starken Stellungen des Feindes konnten durch immer vollkommener werdende Arbeiten noch bedeutend ver-

bessert werden. Und während der wachsenden Fortschritte der Belagerer kamen seine Truppen infolge des Verbrauchs seiner Kavallerie, Feldartillerie und seines Transportmaterials, immer mehr zurück. Von jeder Unterstützung durch die weite Entfernung abgeschnitten, mit einem aller Kampfmittel entblößten Heere und ohne Vorräte, blieb ihm schließlich thatsächlich nichts anderes übrig, als zu kapitulieren. Seine Ankläger scheinen zu vergessen, daß seine Lage drei Monate früher, als von Châlons Operationen zu seinem Entsatz begannen, bereits als hoffnungslos angesehen werden mußte.

Da ich in der Krim mit dem Marschall gedient habe, so halte ich es für meine Pflicht, für einen tapferen Waffengefährten einzutreten, dessen militärischer Ruf von politischen Gegnern in so ungerechter Weise kompromittiert worden ist.

Ich verbleibe u. s. w.

London, November.

J. F. Bourgoyne
Feldmarschall.

„La Comédie Politique"
Sechster Jahrgang. Nr. 228.

**Bazaine.**

Bazaine hat soeben in Spanien ein Buch veröffentlicht, das von neuem Schmähungen und Beschimpfungen auf den Exkommandierenden der Rheinarmee häuft.

Es versteht sich von selbst, daß ich in diese Beschimpfungen nicht einstimme. Ich mache mich nicht gern zum Ohrenbläser der Volksleidenschaften und die „Comédie Politique" pflegt ihre Meinung zu sagen, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, ob sie gefalle oder nicht.

Heißt dies, auf den Marschall ein Loblied singen?

Lobeserhebungen! — Und wozu?

Marschall Bazaine ist nicht mein Mann, ich versichere Sie, noch weniger ist er mein politischer Glaubensgenosse.

Ich vergesse nicht, daß Bazaine unter dem Kaiserreich den Unzufriedenen spielte und eine Art zweiter Trochu war, weniger geschwätzig, aber ebenso tadelsüchtig als der Schöpfer dieser Gattung.

Ich vergesse nicht, das Bazaines Name, namentlich 1870, den Verleumdern der Regierung gewissermaßen als Fahne diente.

Ich vergesse nicht, daß der republikanische Deputierte Kératry als der erste den Gedanken hatte, den Marschall Bazaine zum Generalissimus unserer gegen Preußen marschierenden Truppen zu machen.

Ich vergesse nicht, daß es die Opposition des gesetzgebenden Körpers war, die dem Kriegsminister diesen Oberkommandierenden unserer Armeen aufzwang und sogar an Stelle des Kaisers, den man den Platz eines Zuschauers der Operationen anwies.

Endlich vergesse ich nicht, daß Jules Favre, Gambetta und Genossen damals, und solange sie ihre Rechnung dabei fanden, Bazaine „**Unsern** ruhmreichen Bazaine" nannten.

Ich lasse Bazaine also den Republikanern, denen er mit Recht gehört.

Aber wenn ich Herrn Bazaine gegenüber äußerst gleichgiltig bin, so ertrage ich mit weniger Langmut, daß man die Geschichte verdreht.

Bazaine mit den Verwünschungen des ganzen 1870/71 besiegten Frankreichs beladen, heißt meiner Ansicht nach nicht nur die Geschichte verdrehen, sondern ihr Arme und Beine brechen.

Wünscht man klar und bündig meine Meinung zu hören?

Der Prozeß, der 1873 Bazaine gemacht wurde, war zugleich eine politische Intrigue, eine Feigheit, und eine Schmach.

Wer waren die Ankläger des Marschalls?

Zunächst ein gewisser Valcourt, ein junger Industrieritter, der sich der Aushebung der jungen Leute seines Alters dadurch entzogen hatte, daß er als Dolmetscher in den Stab des Generals eintrat, und dem es später gelang, aus Metz herauszukommen, wie verschiedentlich behauptet wird, mit Einverständnis der Preußen. Dieser Valcourt, der zur Zeit wegen Betruges und Fälschung verhaftet ist, verfaßte für Geld und das Kreuz der Ehrenlegion, welches ihm Gambetta verschaffte, den Bericht, auf den sich die Anklagen des letzteren gegen den Marschall stützten.

Nach Valcourt Gambetta selbst, der, als er seinen Bazaine besiegt und gefangen sah, sich beeilte, ihn dem Kaisertum wieder abzutreten und dem es nicht unerwünscht war, diesem Sündenbock die Schlappen der wunderlichen und wahnwitzigen Strategie zuzuschreiben, die er als Deckmantel benutzte, um sich an Lieferungen und Morgan'schen Anleihen zu bereichern.*)

Wer noch?

Der Oberst d'Andlau, ein als Republikaner verkleideter Orleanist, der seine Anzeigen nicht zu unterzeichnen wagte. Er wurde in der Presse vom General de Cissey gebrandmarkt, wie man einen Feigling brandmarkt, und auf der Tribüne vom General Changarnier, der ihn einen Untergebenen nannte, der sich zu erheben glaubt, wenn er seinen gefallenen Chef beschimpft.

Dann de Villenoisy, Professor an der École d'application, ein französischer Offizier, der als Schlachtenbummler den Krieg mitmachte, während in Metz die bekannte Not

---

*) Es versteht sich von selbst, daß wir diesen Artikel der „Comédie Politique" nur als Dokument anführen, ohne irgendwie die Behauptungen und Anschauungen des Verfassers zu den unsrigen zu machen. Anm. des Verf.

und Trübsal herrschte ..... de Villenoisy, den der Kriegsminister, General de Flô, ebenfalls auf der Tribüne brandmarkte, nachdem er über ihn eine Gefängnisstrafe von vierzehn Tagen verhängt hatte.

Wer weiter?

Rossel, der bekannte Rossel, derselbe, der später als Teilnehmer an den Morden der Kommune in Sartory erschossen wurde.

Dann Boyenval, der neulich, als Unterpräfekt im Nord-Departement, Selbstmord beging — vielleicht aus Gewissensbissen.

Dies waren die ersten Ankläger des Marschall Bazaine, diejenigen, welche die Legende vom Verrat entwarfen. Und diese Legende wurde so gut unterstützt, daß sie noch heute Kurs hat.

Erinnert man sich, was weiter geschah?

Hier tritt die politische Intrigue dazwischen.

In Versailles lebte ein Herr, dem man soeben mit Millionen, die ihm nicht zukamen, die Epaulettes eines Divisions-Generals zurückerstattet hatte, die ihm noch weniger zukamen, denn väterliches Wohlwollen hatte sie ihm gegen alle Regeln und Gesetze verliehen, als er erst 20 Jahre alt war.

Dieser bedeutende Militär, dessen Verdienst nur den Regenschirm von Abd-el-Kader in Taguin von 1847 aufweist, brannte vor Begierde, sich in möglichst gefahrloser Weise hervorzuthun, und sich als Strategen aufzuspielen, ohne die Unannehmlichkeiten der Strategie — in Form von Perkussions- oder andern Gewehren — mit in den Kauf zu nehmen.

Gab es wohl eine bessere Gelegenheit hierzu, als den Vorsitz in einem Kriegsgericht, das über einen Ex-Marschall des Kaiserreichs abzuurteilen hatte, wie wenig kaiserlich er auch gesinnt war?

Herr von Aumale suchte diesen Vorsitz, er suchte ihn so lange und so sehr, daß man ihn eines Tages ungefragt von der Tribüne der Kammer herab diese Worte sagen hörte: „Ich werde meine Pflicht zu thun wissen, selbst wenn ich über Bazaine aburteilen müßte“.

Die Anregung wirkte um so besser, als sie unerwartet kam und nichts in den obwaltenden Umständen sie vorhersehen ließ. Sie wurde von der orleanistischen Versammlung richtig verstanden, und von diesem Tage an war der Prozeß Bazaine beschlossene Sache; weniger um eine Treulosigkeit zu bestrafen, als vielmehr Herrn von Aumale ein Postament zu errichten, auf dem er zwei Monate lang glänzen könne.

So geschah es, daß man in Frankreich und Europa einen General in partibus, der nie ein anderes Feuer als das seiner Cigarre oder seines Kamins gesehen hatte, den Vorsitz in einem Kriegsgericht von alten Soldaten, die ihre Orden im Kugelregen erworben hatten, führen sah.

So hatte man das Schauspiel eines Theater-Strategen vor Augen, der, nachdem er die Operationen des 1870er Feldzuges . . . . in den Büchern mitgemacht hatte, mit gewichtiger Stimme die, welche im Geschütz- und Gewehrfeuer manövriert hatten, bekrittelte, und mit scharfem Ton erklärte, daß man sich in dieser Schlacht nach links, in jener nach rechts, in jener andern nach der Mitte hätte wenden müssen. Ich errinnere mich des Ekels, den diese nachträglichen strategischen Auseinandersetzungen in mir erregt hatten; bevor ich sie im Schloß von Trianon hörte, hatte ich sie sechs Monate lang von Korporälen und Trommlern der Nationalgarde in den Cafés darlegen hören.

Vorzügliche Mitarbeiter besaß dieser phantastische Präsident eines Kriegsgerichts, das über einen Marschall von Frankreich richten sollte!

Als Staatsanwalt hatte er einen Ex-Günstling Gambettas und als Berichterstatter einen Genie-General, den

ein energischer Ausdruck des braven Oberst Stoffel als „von der ganzen Armee verachtet“ bezeichnet, einen General, der seinen Bericht nicht selbst schreiben konnte und die Feder — raten Sie wem? — Challemel-Lacour abgetreten hatte.

Wahrhaftig, ich wiederhole es, ich empfinde für Bazaine weder Zuneigung noch Abneigung. Er ist mir gleichgültig.

Aber wenn ich an die Reihe von Schändlichkeiten und Niederträchtigkeiten denke, die bei seiner Beschimpfung herrschten, wenn ich denke, daß der Minister, der den Angeklagten dem Kriegsgericht überlieferte, weil er seine Armee an Preußen verkauft haben sollte, derselbe General war, der, von allen seinen Kollegen bevollmächtigt, wegen der Kapitulation dieser Armee unterhandelt und dieselbe unterzeichnet hatte; wenn ich endlich berücksichtige, daß der erste Darsteller in dieser gerichtlichen Komödie nur ein possenhafter Held war, ja, wenn mir alles dies vor Augen tritt, fürwahr, dann empört sich meine Gleichgültigkeit, und Herr Bazaine, der Bazaine Kératry's, der Bazaine, der heimtückisch das Kaisertum bekrittelte, der Bazaine, den Jules Favre und Gambetta „unsern ruhmreichen Bazaine“ nannten, dieser Bazaine wird mir dann fast sympathisch.

Ich sage mir, daß es nach allem ein Monstrum ist, einen einzigen Menschen für die Fehler aller verantwortlich zu machen, und daß Bazaine allein verfolgt und verurteilt werden konnte — und noch dazu unter dem Vorsitz eines d'Aumale! — weil er mit 80 000 erschöpften Menschen nicht aus Metz herausgekommen ist, während man Trochu in Ruhe läßt, der mit 500 000 Mann frischer Truppen ebensowenig aus Paris herausgekommen war. . . .

. . . während man Jules Favre in Ruhe läßt, der bei der Kapitulation unserer Heere die Ost-Armee vergessen hat, und dadurch, ohne irgend wie dem Vaterland zu nützen, 10 000 arme Soldaten dem Tode geweiht hat.

Nein, ich will Bazaine nicht beschimpfen, wie mehrere meiner Kollegen und selbst meiner politischen Glaubensgenossen gethan haben . . . ich will Bazaine nicht beschimpfen, der sich mit seiner Feder verteidigt und in seinem neuen Buch nachweist, mit welch' niederträchtiger Parteilichkeit er behandelt worden ist.

Nein, beschimpfen will ich ihn nicht.

Denn wenn Bazaine zum Tode verurteilt und erschossen worden wäre, während Trochu lebte, Jules Favre Reden hielt, Gambetta und die Plünderer vom 4. September sich mästeten, so würde es heute nur eine Stimme geben, um vom Tode Bazaines dasselbe zu sagen, was Armand Carrel und General Exelmans vor der vollen Pairs-Kammer vom Marschall Ney sagten:

„Es ist ein abscheulicher Mord!"

Ich bin weit davon entfernt, alle Meinungen des Verfassers dieses Artikels zu teilen. Er ist mit einem Geist der Parteilichkeit geschrieben, der jeden unparteiischen Leser vorsichtig machen muß. Aber es machte auf mich einen großen Eindruck, daß eine französische Zeitung alles bestätigte, was ich in Deutschland hatte sagen hören, und nach dieser Lektüre beschloß ich endgültig, bei meiner Rückkehr nach Frankreich eine persönliche Untersuchung anzustellen.

Was konnte ich zu diesem Behufe besseres thun, als mich an die Waffengefährten Bazaines zu wenden, die seine Verantwortlichkeit geteilt hatten und deren hohe Stellung und Ehrenhaftigkeit das Gewicht ihres Zeugnisses verdoppeln mußte?

Ich schrieb an die Marschälle Le Boeuf, Canrobert und Mac-Mahon.

Dies die Briefe, die sie an mich richteten:

Au Mancel, 1. Juli 1887.

Geehrter Herr Graf!

Als mich im Verlaufe des Prozesses von Trianon der Herr Vorsitzende nach meinen Ansichten über die Thatsachen fragte, hatte ich die Ehre ihm zu erwiedern, daß ich glaubte, mich darauf beschränken zu müssen, diese Thatsachen darzulegen, ohne sie zu beurteilen.

Diese Zurückhaltung wurde mir von einem Gefühl auferlegt, das Sie sicherlich verstehen werden und das die Zeit nicht beeinflußt hat.

Es ist mir daher unmöglich, auf die Fragen zu antworten, die Sie an mich gerichtet haben; ich empfinde das aufrichtigste Bedauern darüber und bitte Sie, mit der Versicherung desselben den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung zu empfangen.

Marschall Le Boeuf.

Jouy-en-Josas, 24. Juni 1887.

Geehrter Herr Graf!

Ich beeile mich, den Empfang Ihres geehrten Briefes zu bestätigen und spreche Ihnen mein aufrichtiges Bedauern aus, daß es mir unmöglich ist, die gewünschte Auskunft zu erteilen und zwar aus Gründen hoher persönlicher Schicklichkeit.

Empfangen Sie . . .

Marschall Canrobert.

Paris, 27. Juni 1887.

Geehrter Herr!

Ich erhielt den Brief, den Sie mir die Ehre erwiesen, an mich zu richten, um meine Ansicht über das Verfahren des Marschalls Bazaine in Metz zu hören.

Ich glaube Ihnen sagen zu müssen, daß ich Ihnen mein Urteil über die Handlungsweise des Marschalls unter jenen Verhältnissen nicht mitteilen kann, da ich nicht zu der unmittelbar unter dem Befehl desselben stehenden Armee gehörte.

Marschall de Mac=Mahon.

Nach Empfang dieser, ihre Urheber wenig kompromittierenden Briefe war ich, wie man wohl sieht, nicht viel weiter als zuvor; aber ohne mich entmutigen zu lassen und auf eine Unternehmung zu verzichten, deren Schwierigkeit mir klar zu werden begann, wurde ich dadurch vielmehr angespornt und mehr wie je von dem Wunsche beseelt, die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen.

Ich schrieb von neuem an Offiziere aller Grade, von den Divisions=Generälen, die in Metz waren, bis zu den Unterlieutenants, ihren Ordonnanz=Offizieren. Ich schrieb an alle, die den Marschall kannten und mehr oder minder im Prozeß von Trianon verwickelt waren, und von denen ich wußte, daß sie genug Selbständigkeit, Ehrlichkeit und Offenheit besaßen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ohne sich durch irgendwelche Rücksichtnahme beeinflussen zu lassen.

Alle diejenigen, an die ich Briefe richtete, erwiesen mir die Ehre zu antworten, und ich wünsche, ihnen hier meine Dankbarkeit auszusprechen.

Einige unter ihnen, die wichtige Rollen in dem traurigen Drama von Metz spielten, haben mit Freimut gesprochen, aber mit der Bitte, ihr Urteil nicht zu veröffentlichen. Andere, die hohe Civilämter in Frankreich

bekleideten und deren fleckenlose Ehrlichkeit Achtung und Vertrauen gebietet, haben meiner Wahl anheimgestellt, ihre Meinung zu veröffentlichen oder nicht. Ich bedaure aufrichtig, den General nicht nennen zu dürfen, dessen Notizen mir bei der Abfassung dieses Bandes so wesentlich geholfen haben, und dem ich hier meine Dankbarkeit gern öffentlich ausgesprochen hätte.

Nachdem ich mir über die Schlußfolgerungen klar geworden war, zu denen die mir von allen Seiten zugegangenen Mitteilungen mich führen mußten, reiste ich endlich noch einmal nach Deutschland und entschloß mich, an den Marschall selbst zu schreiben.

Ich gebe nachstehend seine Antwort:

Madrid, 14. Oktober 1887.

Geehrter Herr Graf!

Ich bin glücklich, Ihnen bei der Wiederherstellung der Wahrheit über alles, was sich auf die Rhein-Armee und das politische Vorgehen ihres Führers bezieht, dienlich sein zu können und stelle die verschiedenen Dokumente, die mir verblieben sind, zu Ihrer Verfügung.

Ich kann nicht genug bestätigen, daß mir mein Gewissen nichts vorwirft und daß ich noch immer ebenso handeln würde, weil ich stets überzeugt gewesen bin, daß ein Marschall von Frankreich und Armee-Kommandeur mehr Rechte als eine revolutionäre Bewegung hatte, sich dem Aufstand gegen die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Regierung zu widersetzen und einen für sein Vaterland verhängnisvollen Krieg zu beendigen, der von einer Partei fortgesetzt wurde, die zur Macht gelangen wollte. Verfügen Sie, bei Gelegenheit, über mich und empfangen Sie u. s. w.

Marschall Bazaine.

Ich unterbreite also dem Leser einen Teil der Dokumente, die ich gesammelt habe, solche natürlich nur, die ich veröffentlichen darf. Ich werde für meine Bemühungen reich belohnt sein, wenn ich dazu beitragen kann, die Personen und Dinge besser zu verstehen. Mein einziger Zweck war der, die Wahrheit jenes Schleiers zu entledigen, mit dem politische und persönliche Interessen sie zu allen Zeiten zu verdunkeln gesucht haben.

## Fünftes Kapitel.

Wie und warum die Kaiserin den Krieg erklären ließ. — Korruption unter dem Kaiserreich. — Überraschungen des italienischen Feldzuges. — Gefecht bei Saarbrücken. — Nach englischen Zeitungen. — Jeder befiehlt. — Rückzug auf Metz. — Man braucht einen Sieg. — Man muß über die Mosel. — Oberbefehl. — Die Rückseite der Karten. — Abreise des Kaisers. — Lager von Châlons. — Ein kaiserliches Frühstück. — Kaiserin und Gouverneur. — Beim Kriegsminister.

Herr Alfred Darimon, ehemaliger Deputierter des Seine-Departements, sagt:*)

„Seit dem Jahre 1865 gab es in den Tuilerien eine Partei der Kaiserin. Es war ihr gelungen, eine Anzahl Persönlichkeiten zu gewinnen, die naturgemäß unter ihren unmittelbaren Einfluß kamen. So hatte sie eine bedeutende Gefolgschaft gebildet, mit deren Hülfe sie in der Regierung eine Art Stellvertretung des Kaisers eingesetzt hatte.

„Diese Partei der Kaiserin hatte am meisten zum Kriege mit Preußen gedrängt. Sie hatte verlangt, daß der Kaiser den Oberbefehl führen sollte. Ihr Zweck, den sie nicht lange verbarg, war der, nach Entfernung des

---

*) Notes pour servir à l'histoire de la guerre de 1870. Paris, Paul Ollendorf.

Kaisers sich der Regentschaft zu bemächtigen und den ersten Sieg zu benutzen, um der Politik vom 2. Januar ein Ende zu machen."

In der That, als die Minister zu einem Kabinetsrat zusammentraten, um über die Frage des Krieges mit Preußen abzustimmen, gaben sie nach einander ihre Meinung ab und die Majorität war noch nicht festgestellt, als man den Marschall Le Boeuf fragte.

Dieser brach äußerst heftig los, als wäre ihm die Lektion im voraus beigebracht worden und als hätte man ihm genau die verwundbare Seite des Kaisers angegeben, nämlich seinen Abscheu vor Diskussionen.

Der Marschall ereiferte sich und erklärte, daß er nicht verstehen könne, wie ein aus französischen Ministern bestehender Kabinetsrat einen Augenblick zögern könne.

Der Kaiser hatte noch kein Wort gesprochen. Er erhob sich langsam und sagte ruhig:

„Es ist gut; die Sache ist abgemacht."

Der Krieg war beschlossen.

Der Krieg von 1870—1871 wurde unter den unseligsten Vorzeichen unternommen.

Der revolutionäre Geist war in der Infanterie weit verbreitet. In dieser Waffe hatte der Geist der Gleichheit und des Widerspruchs die schlimmsten Verheerungen angerichtet.

Die Disziplin war sehr schwach, aber diese Schwäche hatte ihre Ursache weniger in der aufrührerischen Gesinnung des Soldaten, als in der mangelnden Würde und Energie bei Erteilung der Befehle seitens des Offiziers.

Artillerie und Genie, ebenso voll von revolutionären Ideen wie die Infanterie, besaßen Offiziere, deren wohlbegründeter Mut in demselben Maße zu wachsen schien wie das Gefühl der Schwäche ihrer Waffen im Vergleich zu denen der Preußen. Aber ihr Mut und ihre Tüchtigkeit konnten der moralischen Schwäche der Truppen, die ihrer politischen Gesinnung entsprang, nicht das Gleichgewicht halten.

Die Kavallerie besaß, Dank einer besonders gütigen Fügung, und unzweifelhaft, weil ihr Ursprung auf die Ritterschaft zurückgeht, eine vorzügliche Disziplin; sie war von den edelsten Gefühlen der Selbstverleugnung und Tapferkeit beseelt.

Der Generalstab endlich, der, genau genommen, keine besondere Waffe bildet, aber durch seine Obliegenheiten und durch seine vertrauten und täglichen Beziehungen zu den Führern notwendigerweise einen großen Einfluß auf alle Heere ausübt, war eingebildet, ehrgeizig und unfähig.

Was man gewöhnlich die Korruption des Kaiserreichs zu nennen beliebt, d. h. jene rasende Sucht nach Avancement als ein Mittel zur Bereicherung, das Verdrängen des Verdienstes durch Intriguen, des allgemeinen Wohles durch das persönliche Interesse, diese Versumpfung war in der ganzen Armee, von den höchsten bis zu den bescheidensten Stellen verbreitet.

Vertrauen, das dem Soldaten so sehr nötig ist, und das Napoleon I. sein „bestes Armeekorps“ nannte, fehlte ganz. Der Grund davon ist leicht nachzuweisen.

Die Bildung der Mobil-Garde hatte auf die Armee

einen ungünstigen Eindruck gemacht. Diese nahm die dickbäuchigen, bärtigen und langhaarigen Gelegenheitstruppen nicht ernsthaft. Sie betrachtete sie nicht als Waffenbrüder, als eine Reserve, die ihr im Falle der Not zur Hülfe eilen würde, sondern sah in ihnen nur Anhänger der Empörung, das Heer der Revolution.

Die gleichfalls vom Marschall Niel geschaffenen Militär-Konferenzen, die die Aufmerksamkeit auf den General, damaligen Obersten d'Andlau gezogen, hatten sechs Monate vor dem Kriege aller Welt die traurige Schwäche der französischen Armee im Vergleich zum Effektivbestande der deutschen offenbart.

Auch hatten diese Konferenzen gezeigt, daß infolge der neuen Organisation die französische Armee erst in acht Jahren Deutschland gleiche Kräfte gegenüberstellen könne.

Ohne gegenseitiges Vertrauen zwischen Soldat und Offizier, zwischen dem höheren und niederen Offizier, ist keine Armee möglich.

Wenn sich der Soldat, vom populären Gefühl getäuscht, eingebildet hatte, daß er nach Berlin wie nach dem Boulogner Wäldchen gehen würde, wenn er bereit war, seine Führer auf diesem Spaziergange zu begleiten, so hatten die Generäle, welche zehn Jahre früher eine Rolle im italienischen Feldzuge gespielt hatten, kein so blindes Vertrauen in die militärischen Talente des Kaisers, ihres Höchstkommandierenden. Der Erfolg des italienischen Feldzuges gebührte einzig und allein unvermuteten Umständen und glücklichen Zufällen und das militärische Talent hatte nichts damit zu thun.

Zum Beispiel: Am Abend vor der Schlacht bei Magenta wußte man nicht, ob sich Gyulay zurückgezogen hätte und der Kaiser verbrachte die Nacht in Novara. Am Abend vor der Schlacht bei Solferino wurde den Divisions-Generälen gemeldet, daß der Feind zwischen der Adige und dem Mincio stände. Man war also in vollständiger Sicherheit und die Schlacht am folgenden Tage war wieder eine Überraschung.

In beiden Fällen kämpfte man aufs geratewohl, jeder so gut er konnte; Canrobert stand unbeweglich auf dem rechten Flügel, ohne zu wissen, ob er den Feind vor sich habe.

War man in beiden Fällen bei Einbruch der Nacht Sieger oder besiegt? Man war ungewiß. Man glaubte, daß für den folgenden Tag eine große Schlacht bevorstände. Als man aber am nächsten Morgen keine österreichische Armee mehr sah, ließ man alle Posaunen des Sieges und des Ruhmes ertönen; die Schlachten waren glänzende Siege und die Führer Helden.

Nach Einbruch der Nacht schlief man auf dem österreichischen Schlachtfelde, und dennoch kam dem Kaiser nicht der Gedanke, die ganze Kavallerie zur Verfolgung auf den Feind zu werfen, der auf den Abhängen des Mincio davonlief.

Unglücklicherweise wußte die große Masse nichts, obschon einige Führer sich von dem, was vorgefallen, hatten Rechenschaft ablegen können. Eine der traurigsten Folgen dieser Unwissenheit war die, daß man annahm, der Kaiser besäße militärisches Talent, und es genüge,

Napoleon zu heißen, um ein großer Feldherr zu sein. Es ist oft gesagt worden, daß bei uns der Erfolg alles entscheidet; er beweist und rechtfertigt alles; aber die unwissende und dumme Masse verzeiht dafür auch keinen Mißerfolg.

Vom Lande gedrängt, hatte der Kaiser Deutschland den Krieg erklären müssen, gleichviel ob er wollte oder nicht. Aber niemand mußte besser als er die moralische und materielle Schwäche kennen, mit der er die deutsche Armee angreift, welche die Achtung und Ergebenheit für ihren Souverän bis aufs äußerste getrieben und mehr wie jede andere die Grundsätze der Disziplin, Rekrutierung, Organisation, Taktik und Strategie durchgeführt hatte.

Vom Anfang des Krieges an mußte der Kaiser ein Vorgefühl von dem haben, was kommen würde.

War er dennoch ungewiß darüber, so mußte ihm das Gefecht von Saarbrücken die Augen öffnen.

Vom General Frossard gedrängt, der drei Jahre vor dem Kriege einen Plan dafür angefertigt hatte, befahl er kurz nach seiner Ankunft diesen unnützen und lächerlichen Angriff.

Wenn man für sehr befähigt gilt, Erzieher und Lehrer der Kriegskunst eines kaiserlichen Prinzen ist und einen Plan angefertigt hat, so führt man denselben gern selbst aus.

Frossard wurde also beauftragt, Saarbrücken mit seinem Armeekorps, dem 2., anzugreifen. Da es aber

wichtig war, eine Schlappe zu vermeiden, so ließ man ihn vom 3. und 4. Korps unterstützen.

Leider war dieser so alte, so wohl erwogene und als so vollkommen geltende Plan fehlerhaft, und sein Autor zeigte in der Leitung des Unternehmens eine solche Unfähigkeit, daß sie vollständig fehlschlug.

So fing man mit einem Mißerfolg, und noch dazu mit einem schimpflichen Mißerfolg, an; denn zu jener Zeit, 2. August, war Saarbrücken nur von der kleinen Garnison auf Friedensfuß verteidigt und noch kein Teil der deutschen Armee war eingetroffen.

Diese Schlappe war von verderblichster Wirkung. Niemals hat sich die Armee von diesem ersten Schlage erhoben, und der Kaiser empfand die Schwere desselben tiefer wie irgend jemand sonst.

Saarbrücken, das nur von 1500 Mann Garnison verteidigt ist, wird mit 3 Armeekorps angegriffen!

Dieser Mißerfolg, der auf den ganzen Feldzug den traurigsten Einfluß ausübte, erfüllte das Herz des Kaisers und seiner Umgebung mit Unruhe und Angst.

So weit war es mit Frossard gekommen, der stets so selbstbewußt gewesen, mit Frossard, dem er sein teuerstes, — seinen Sohn, anvertraut hatte! Aber der Schlag war gefallen. Und die Erregung, in der sich der Kaiser befand, trat in wiederholten Befehlen und Gegenbefehlen zu Tage, die sich auf die unbestimmtesten und widersprechendsten Angaben stützten, die dem großen Generalstab über die Bewegungen des Feindes zugingen. Alle Augenblicke wurden Truppen in Bewegung gesetzt,

dann angehalten und wieder nach dem Platze zurückgezogen, von dem sie aufgebrochen waren. Es war ein Hin- und Hermarschieren auf demselben Terrain, ohne einen Augenblick Ruhe.

Schwer fällt auch ins Gewicht — schwerer noch als ersteres —, daß der Krieg nicht nur ohne Armeebereitschaft und bestimmten Plan unternommen wurde, sondern auch ohne vorherige Einrichtung eines Kundschafts- und Nachrichtendienstes über die Bewegungen des Feindes. Damit war eine der allerwichtigsten militärischen Vorsichtsmaßregeln versäumt.

Das Gefecht von Saarbrücken hatte das ganze Gebäude erschüttert. Der Schlag war so schwer und hatte eine solche Verwirrung angerichtet, daß der Kaiser dies wenige Stunden später, ohne es zu wollen, selbst anerkannte, und zwar in seinem Tagesbefehl vom 4. August, den ich hier abdrucke:

## Befehl.

Man muß bei seinen Feinden stets den vernünftigsten Plan voraussetzen. Nach Berichten englischer Zeitungen scheint General Steinmetz eine centrale Stellung zwischen Saarbrücken und Zweibrücken einzunehmen, im Rücken von einem Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl gedeckt und sein linker Flügel an die Armee des Kronprinzen in der Rheinpfalz angelehnt zu sein. Ihr Ziel geht direkt auf Nancy. Deshalb wünsche ich, daß die Truppen folgende Stellungen einnehmen sollen: Das Hauptquartier des Generals de Ladmirault ist Boulay (Bolchen), eine Division in Boucheporn (Busendorf), die dritte in Teterchen.

Das Hauptquartier des Marschalls Bazaine ist St. Avold, eine Division in Marienthal, eine dritte in Puttelange; die vierte wird er nach eigenem Ermessen vorschieben oder zurücknehmen.

General Frossard bleibt in seiner jetzigen Stellung. General de Failly stößt zu der Division in Bitsch; beide Divisionen treten unter den Befehl des Marschalls de Mac-Mahon. Die in Saargemünd verbleibende Division setzt sich mit der in Puttelange liegenden in Verbindung und tritt unter den Befehl des Marschalls Bazaine.

Die Kavallerie-Division in Pont-à-Mousson geht nach Falkenberg.

Marschall Canrobert mit drei Divisionen nach Nancy.

Metz, 4. August 1870.

Napoleon.

Nachschrift: Selbstverständlich rücken die Divisionen des Generals Ladmirault erst im Laufe des 6. d. Mts. nach Boucheporn.

Nach englischen Zeitungen!

Also ein Reporter bestimmt die militärischen Bewegungen Frankreichs und der Kaiser ist naiv genug, dies einzugestehen!

Der Befehl zeigt weder die Energie noch den Willen, die jeder Kommandierende besitzen muß, noch das Selbstvertrauen, das anderen Vertrauen einflößt.

Der Kaiser wünscht, daß die Truppen gewisse Stellungen einnehmen; er schwächt seinen Befehl selbst in der Form.

Bei dieser Unordnung war die Division des Generals Decaen drei Tage marschiert, ohne abkochen zu können

Die Division war von Ermüdung erschöpft und vollständig demoralisiert, bevor sie einen Schuß abgefeuert hatte.

Plötzlich taucht die Spitze einer preußischen Kolonne auf. General Frossard wird sofort benachrichtigt. Nicht nur läßt er die Mitteilung unbeachtet, sondern — es klingt unerhört, unglaublich! — der Angriff des Feindes überrascht ihn sogar beim Frühstück.

Wenn unsere Gegner das Talent gehabt hätten, das sie sich zuschreiben und das man ihnen in Frankreich zur Rechtfertigung unserer Niederlagen niemals bestritten hat, so war das 2. Armeekorps verloren. Es konnte und mußte isoliert werden und hätte schon dort sein Sedan gefunden.

Am 7. begann der Rückzug auf Metz; an demselben Tage erfuhr die Armee die Niederlage von Reichshofen.

Die Marschälle geben Befehle. Der Kaiser giebt gleichfalls Befehle, ohne die Marschälle davon zu benachrichtigen; der Kriegsminister und die Kaiserin schicken Instruktionen von Paris.

Was für eine furchtbare Verwirrung!

Nachstehend beispielsweise die Antwort des Generals de Ladmirault vom 7. auf einen Befehl des Marschalls Bazaine:

Rhein-Armee — Boulay, 7. August 1870.
4. Korps.
Der kommandierende General
Nr. 76.

Herr Marschall!

Ew. Excellenz haben während der Nacht vom 6. August mir telegraphisch befohlen, mit den drei Divisionen meines

Armeekorps auf St. Avold zu marschieren. Die Depesche ist mir um 3 Uhr morgens zugegangen; sie war jedenfalls vor Mitternacht aufgegeben worden.

Heute, am 7. August, um 4¼ Uhr morgens erhielt ich folgende aus Metz um 4 Uhr abgesandte telegraphische Depesche:

„Ziehen Sie sich mit allen Ihren Divisionen auf Metz zurück.

Napoleon.“

Dieser Befehl ist also der letzte, der mir zugestellt worden und nach dem ich mich richten muß; ich gebe demgemäß meine Befehle, und nehmen heute, am 7. August, meine Divisionen Stellung bei Boulay.

Empfangen Sie, Herr Marschall, den Ausdruck meiner Hochachtung.

Der kommandierende General des 4. Armeekorps
De Ladmirault.

Wie konnte man unter solchen Verhältnissen auf einen Erfolg hoffen!

Marschall de Mac-Mahon, dessen Ruf bei den Soldaten und Offizieren festbegründet stand, war zersprengt worden.

Nichts vermag einen Begriff von der Wirkung zu geben, die diese am Tage nach der Schlacht von Spichern eintreffende Nachricht auf die schon so niedergedrückte Stimmung unserer unglücklichen Armee hervorbrachte, vom Kaiser und Generalstab bis zum letzten Soldaten. Es ist unmöglich, die grenzenlose Unordnung zu schildern, die in der Infanterie zu Tage trat. Die Offiziere suchten kaum, ihr Einhalt zu thun.

Mutlosigkeit, die Folge aller Katastrophen, hatte sich eines jeden bemächtigt.

Der Rückzug auf Metz vollzog sich in unbeschreiblicher Verwirrung. Die Garde, das 3. und 4. Korps zogen sich auf einer einzigen Straße zurück, die von Intendanturmaterial, von Wagen und Vieh der vor der preußischen Armee fliehenden Bauern fast versperrt war.

Was wäre geschehen, wenn der Feind einige Granaten in diese wüste Masse geworfen hätte?

Die einfachsten Rekognoscierungsmaßregeln, die von einigen inmitten der allgemeinen Unkenntnis der feindlichen Stellungen, inmitten der Verwirrung und der Versperrung der Straßen, inmitten der Erregung der Gemüter getroffen wurden, vergrößerten nur noch die Panik.

Den Feind rekognoscieren — der Sieger ist uns also auf der Ferse?

Kaltblütige und energische Menschen gab es in diesem Augenblicke wenig.

Die Garde, das 3. und 4. Korps wurden angehalten und nahmen auf einem der ersten Höhenzüge eine in der Front zu sehr ausgedehnte Stellung, etwa zwei Meilen vor Metz. Man erwartete hier das 2. Korps, das endlich zwei Tage später anlangte. Es war ermüdet, von unnützen Märschen erst auf Saargemünd und dann auf Metz erschöpft und äußerst demoralisiert. Es hatte indessen den ganzen Weg zurückgelegt, ohne vom Feinde beunruhigt oder auch nur gefolgt worden zu sein.

Gleich am Tage ihres Eintreffens zog sich die Armee noch mehr nach Metz zurück, um sich im Notfalle auf diesen Platz und seine Forts stützen zu können.

Das Gerücht, der Kaiser habe beschlossen, den Rückzug auf Châlons fortzusetzen, um hier das 1., 5. und 7. Korps zu sammeln, hatte sich in der Armee mit großer Schnelligkeit verbreitet. Nachdem dieser Entschluß, dessen Zweckmäßigkeit wir bald beurteilen werden, feststand, mußte er so bald wie möglich ausgeführt werden.

Selbstverständlich waren die deutschen Armeen in Frankreich auf den beiden natürlichen Ausfallstraßen, den Eisenbahnen nach Bitsch und Forbach, eingerückt.

Das Genie des Kaisers hatte dies nicht erkannt, aber nach den Katastrophen von Reichshofen und Forbach war kein Zweifel mehr möglich. Mithin marschierte einerseits die siegreiche Armee von Reichshofen auf Nancy, während eine andere, und zwar die stärkere — denn in Deutschland wußte man, daß Metz der Central-Stützpunkt war — auf diese Stadt losrückte.

Es war aber materiell unmöglich, daß diese Armee vom 5. August an, an welchem Tage ihr erstes Korps in Forbach eintraf, bereits befördert und marschbereit sein konnte. Es war eher anzunehmen, daß das bei Spicheren siegreiche preußische Korps sich mit diesem ersten Erfolge zunächst begnügen und für den Vormarsch erst die Ankunft der übrigen Korps seiner Armee abwarten würde.

Wir hatten also einen Vorsprung von einigen Tagen, und diese durch den Marsch des General Frossard um zwei verminderte Tage hatten einen unschätzbaren Wert. Man konnte und mußte sie unter allen Umständen benutzen, zunächst wegen der Stimmung des Heeres, und

dann wegen der Aussichten, die sich boten, vielleicht noch Frankreich zu retten.

Im Hinblick auf die strategischen Fehler, die man begangen hatte, mußte man jetzt die Armee in einer starken Stellung vereinigen, und ihr durch einen Sieg wieder Mut und Vertrauen einflößen. Aber man mußte sich beeilen; nicht nur jeder Tag, nein, jede Stunde hatte einen unschätzbaren Wert.

Der 10., 11. und 12. vergehen und die Armee bleibt unbeweglich. — Warum? Welches unbesiegbare Hindernis stand dem Marsch im Wege?

Der Oberst-Kommandierende der Genietruppen der Armee, der gleichzeitig Höchstkommandierender der Festung Metz war, verließ sich für die Ausführung seiner Befehle auf seine Untergebenen. Er überließ Subaltern-Offizieren die Herstellung von Brücken, ohne daß diese Befehle ausdrücklich die Wichtigkeit betonten, die eine möglichst schnelle Herstellung dieser Brücken für die Armee hatte. Die Offiziere nahmen die Sache leicht, und die Arbeiten wurden so schlecht ausgeführt, daß eine der Brücken fortgerissen wurde, als sie kaum fertig war.

Während dieser langen, in kläglicher Weise verlorenen Zeit, überließ sich der Kaiser der Unruhe und Verzweiflung; seine Briefe und Depeschen bezeugen dies.

Anstatt daß die schweren Schläge, welche die Armee seit Beginn des Feldzuges erduldet hatte, in seinem Kopfe einen genialen Gedanken erweckten, wie er seinem Unglück Trotz bieten könnte, flößten sie ihm nur den einen Gedanken ein: sich zurückzuziehen und einem anderen die

Verantwortlichkeit für die traurigen Ereignisse und die Sorge zu überlassen, sich so gut wie möglich, aus der Verlegenheit zu ziehen.

Die Lage der Armee wurde in der That mit jedem Augenblicke kritischer. Durch die Vernichtung des Marschalls de Mac-Mahon hatte sie ihren rechten Flügel verloren. Man war ohne Nachrichten vom Korps Failly, das zersprengt oder abgeschnitten und zur Kapitulation gezwungen sein konnte. Es ist ferner sicher, daß jeder Tag, den wir auf dem Plateau von Borny verloren, vom Feinde thätig ausgenutzt wurde, daß mehrere seiner Armeekorps vor uns waren und daß er augenscheinlich den Zweck unseres Rückzuges erkannte.

Der Kaiser begriff diese Lage nicht in allen ihren Einzelheiten und in ihrer ganzen Schwere, aber er verstand sie klar genug, um in äußerster Unruhe zu sein. Er fragte den Marschall Bazaine um Rat.

Auf die ihm vom Kaiser vorgelegten Fragen antwortete der Marschall wie folgt:

— Wir haben erst drei feindliche Armeekorps vor uns; wir müssen angreifen. Wir sind ihm an Zahl und durch unsere Stellungen überlegen; wenn Ew. Majestät mich mit den Operationen betrauen will, so stehe ich dafür ein, diese drei Korps zu schlagen und sie auf die Grenze zurückzuwerfen. Dieser Erfolg wird den Mut der Armee heben, dem Chef des Ingenieurkorps Zeit zum Brückenschlag verschaffen und den Feind einschüchtern, so daß wir die Mosel passieren können, ohne von ihm belästigt zu werden.

— Nein, antwortete der Kaiser, der die Demoralisation der Truppen selbst gesehen hatte und sie sich noch schlimmer ausmalte. So bald als möglich über die Mosel — das war sein einziger Gedanke. — Der Angriff würde den Übergang verzögern.

— Aber, Majestät, der Übergang ist in diesem Augenblick unmöglich, die Brücken sind noch nicht fertig; während wir uns schlagen, wird man sie vielleicht fertig stellen. Ferner ist es unmöglich, ohne eine Niederlage zu gewärtigen, vom Feinde verfolgt ein Défilé zu passieren. Wir müssen ihn erst zurückwerfen und dann übersetzen.

— Nein, wir müssen über die Mosel, wiederholte der Kaiser. Wenn Sie es für nötig halten, anzugreifen, gut denn! So greifen wir an und setzen gleichzeitig über.

— Aber, Majestät, die beiden Bewegungen können nicht gleichzeitig ausgeführt werden. Bei der Demoralisation der Armee kann ich für den Erfolg nur unter der Bedingung einstehen, daß ich die Überlegenheit der Zahl für mich habe, und diese kann ich nicht haben, wenn ein Armeekorps den Fluß passiert, während die andern sich schlagen.

Der Kaiser blieb fest. Kann man wohl Eigensinn und Kopflosigkeit weiter treiben?

Napoleon I. sagte: „Bei Beginn eines Feldzuges muß man wohl erwägen, ob man angreifen soll oder nicht, aber wenn man die Offensive ergriffen hat, so muß man sie bis zum äußersten aufrecht erhalten. Denn abgesehen davon, daß der Rückzug die Waffenehre und den moralischen Geist der Armee verdirbt, dagegen den Mut des Feindes

hebt, so ist er auch stets verhängnisvoller und kostspieliger an Menschen und Material als die blutigste Schlacht. Denn der Feind verliert in einer Schlacht ungefähr ebensoviel wie Ihr, während er bei Euerm Rückzuge nichts verliert.“*)

Dies war jedenfalls nicht die Ansicht seines Neffen, wenigstens nicht die seiner Räte.

Übrigens hebe ich hervor, daß von dem oben erwähnten Gespräch im Prozeß von Trianon kein Wort erwähnt wurde.

Der Kaiser war tot, und Marschall Bazaine wollte sein Andenken nicht belasten. Sehr gut! Doch muß es den Anschein erwecken, als habe der Marschall sich aus irgend einem Grunde freiwillig seiner Verteidigungsmittel beraubt.

Am 12. August ernannte der Kaiser den Marschall Bazaine zum Höchstkommandierenden der Rhein-Armee.

In nachstehender Weise giebt der Marschall in seinem kürzlich in Madrid erschienenem Werk**) die Unterhaltung wieder, die er über diesen Gegenstand mit dem Kaiser hatte:

Der Kaiser schrieb mir am 12. August:

„Mein lieber Marschall!

„Als ich zu Anfang des Krieges mehrere Armeekorps aufstellte, von denen einige bestimmt waren, fern von mir

*) Mémoires écrits à Sainte-Hélène, par Montholon et corigés de la main impériale. Band V, S. 271.

**) Épisodes de la guerre de 1870 et le blocus de Metz, par l'ex-maréchal Bazaine, S. 48.

zu operieren, ernannte ich den Marschall Le Boeuf zum General-Major, um Einheit in der Leitung der militärischen Operationen zu haben. Seitdem ich Sie aber zum Höchstkommandierenden der Rhein-Armee ernannt habe, sind die Funktionen eines General-Majors überflüssig geworden und Marschall Le Boeuf hat selbst vorgeschlagen, sie abzugeben.

Ich bitte Sie also, die Offiziere zu Ihrem Generalstab vom Stabe des Marschall Le Boeuf zu nehmen; meine Beziehungen zu Ihnen werden durch meine Adjutanten und Ordonnanzoffiziere fortgesetzt werden.

„Ich versichere Sie, lieber Marschall, meiner Freundschaft.

„Napoleon".

Nach Empfang dieses dienstlichen Schreibens am 12. August und nach meiner Rückkehr von einer Lagerbesichtigung des 3. Armeekorps, bei dem ich mehrere für einen feindlichen Angriff ungünstige Vorpostenlinien geändert hatte, begab ich mich nach dem Hauptquartier in Metz zur Begrüßung des Kaisers, um ihm für sein Wohlwollen zu danken und Seine Majestät gleichzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß die Marschälle Certain Canrobert und de Mac-Mahon älter als ich und besser befähigt wären, unter den schwierigen Verhältnissen, in denen sich die Armee befand, den Oberbefehl zu bekleiden. Diese Unterhaltung fand im Erdgeschoß der Präfektur, wo der Kaiser wohnte, in Gegenwart des Marschalls Certain Canrobert und des Generals Changarnier statt. Der erstere machte keine Einwendung gegen meine Bemerkung, aber er schien die Verantwortlichkeit des Kommandos in einer solchen Lage abzulehnen, wie er es übrigens in der Krim gethan hatte, wo er den Befehl dem Marschall Pelissier übertrug. Seine Freunde nennen dies Uneigennützigkeit; doch heißt es im gewöhnlichen Leben, sich aus der Falle ziehen. Was General

Changarnier anbetrifft, dessen militärischer Ruf auf seinem Feldzuge in Afrika, dem einzigen seiner Laufbahn, beruht, so bemerkte er, daß wir nicht nach Verdun kommen könnten, wenn wir uns nicht beeilten, denn der Feind sei uns in der Richtung auf Fresnes voraus und in sehr schwer zu nehmenden Stellungen; doch enthielt er sich jeder Meinungsäußerung betreffs der auf dem rechten Ufer zu ergreifenden Offensive.

Der Kaiser antwortete:

— Die öffentliche Meinung und die der Armee empfehlen Sie meiner Wahl. Mac-Mahon ist bei Fröschweiler unglücklich gewesen, und Canroberts Ruf hat soeben im Lager von Châlons eine Schlappe erlitten; Sie allein sind intakt, und es ist daher ein Befehl, den ich Ihnen erteile.

Unter diesen materiellen und moralischen Verhältnissen wurde Marschall Bazaine mit dem Oberbefehl betraut. Es war eine schwere Aufgabe, die ihm der Kaiser aufbürdete, und andere, die klüger waren, hatten die Verantwortlichkeit dafür abgelehnt.

Mit einer derartig beschaffenen Armee waren Niederlagen vorauszusehen. Und alle diejenigen, die bisher aus Gründen, die ich nicht näher zu beleuchten habe, die Befehle des Marschalls mit sträflicher Langsamkeit oder garnicht ausgeführt hatten — diese beeilten sich, einen Oberbefehlshaber anzunehmen, der nicht nur für die schon begangenen Fehler, sondern auch für diejenigen, die ihnen noch zu begehen blieben, verantwortlich werden mußte.

Ich habe in einem meiner früheren Werke gezeigt, wie gut die Herrscher die Popularität, Berühmtheit und Fähigkeit ihrer Unterthanen zu ihrem besten auszunutzen

und ihnen ihre eigenen Fehler aufzubürden wissen. Ludwig XIV. ist groß geworden, und sein Jahrhundert ist eins der vier in der Geschichte gekennzeichneten, weil er diese Fähigkeit im denkbar höchsten Grade besaß. So war auch der Gedanke des Kaisers nicht nur der, dem Heere einen würdigen Führer zu geben, den, wie er naiv und etwas spät sagt „die öffentliche Meinung und die der Armee ihm empfohlen hatte" — trotz der politischen Intriguen und niedrigen Eifersüchteleien, sondern er wollte vor allem einem andern das Gewicht der zahlreichen Fehler, die er begangen hatte, aufhalsen, und dadurch zugleich, wenn möglich, seinen militärischen Ruf und seinen Thron retten, die beide stark erschüttert waren.

Eine Depesche an die Kaiserin zeigt die Rückseite der Karten:

Piétri an die Kaiserin.

Vertraulich, nur für die Kaiserin.

Nur meiner Ergebenheit Rechnung tragend, habe ich den Kaiser gefragt, ob er sich physisch stark genug fühle, die Anstrengungen eines Feldzuges zu ertragen, die Tage zu Pferde und die Nächte im Bivouak zu verbringen. Er hat mir beigepflichtet, daß er es nicht könne. Darauf sagte ich ihm, es wäre besser, er ginge nach Paris, um mit dem Marschall Le Boeuf als Kriegsminister eine neue Armee aufzustellen und die nationale Begeisterung zu beleben. Er solle den Oberbefehl der Armee dem Marschall Bazaine überlassen, der das Vertrauen des Heeres besäße und dem man die Fähigkeit zuschreibt, alles wieder gut zu machen. Würde man noch einen Mißerfolg erleiden,

so hätte der Kaiser nicht mehr die ganze Verantwortlichkeit dafür.

Dies ist auch die Meinung der wahren Freunde des Kaisers.

Und man hat mich getadelt, weil ich geschrieben habe, daß man sich außer dem Vaterlande, dem man alles, bis aufs Leben, schuldet, nicht solchen Herrschern ergeben muß, die auf dem Throne dem Wohl der Völker zu dienen behaupten und dabei ihre Unterthanen ausbeuten.

Offen gestanden, das Urteil, das die Mehrzahl der Nation über den Gehorsam und die Pflichttreue gefällt hat, die Bazaine seinem Kaiser im Glück und Unglück bewahrte, ist nicht danach angethan, mir Unrecht zu geben.

Der Kaiser zog sich zurück, und er that wohl daran! Aber es war unglücklicherweise schon zu spät, und obwohl Bazaine mit dem Oberbefehl betraut war, hatte er doch nicht die Freiheit der persönlichen Initiative.*)

Napoleon III. hatte die Verantwortlichkeit des Oberbefehls nicht mehr, fuhr aber fort, Befehle zu erteilen.

Am 16. früh fand die Abreise des Kaisers statt. In folgender Weise wurde der Marschall, wie er selbst sagt, davon benachrichtigt.**)

---

*) Als der Kaiser Bazaine zum Oberstkommandierenden ernannte, ließ er ihm, wie wir gesehen haben, nicht einmal die gewöhnliche Freiheit, selbst seinen Generalstab zu wählen, sondern zwang ihm den des Marschalls Le Boeuf en bloc auf.

**) Épisodes de la guerre de 1870 et le blocus de Metz, par l'ex-maréchal Bazaine, S. 77.

„Am 16. sehr früh am Morgen ließ mich der Kaiser von einem seiner Ordonnanzoffiziere holen. Ich galoppierte sofort, um keinen Augenblick zu verlieren, nach dem kaiserlichen Quartier. Ich fand den Kaiser bereits im Wagen mit dem kaiserlichen Prinzen und dem Prinzen Napoleon. Das Gepäck war während der Nacht unter dem Schutz des diensthabenden Grenadier-Bataillons abgegangen. Die Kavallerie-Brigade des Generals de France (Garde-Lanciers und Dragoner der Kaiserin) war aufgesessen, um den Kaiser zu eskortieren. Diese Brigade wurde in Conflans von einer Brigade Chasseurs d'Afrique unter dem Befehl des Generals Marguerite abgelöst. Ich war von diesen Dispositionen nicht benachrichtigt worden. Ich ritt an den Wagen heran ohne abzusteigen, der Kaiser schien leidend zu sein und sagte diese wenigen Worte zu mir: „Ich entschließe mich, nach Verdun und Châlons abzureisen. Brechen Sie sobald wie möglich nach Verdun auf. Die Gendarmerie hat Briey, weil die Preußen anrückten, verlassen."

Er war also endlich abgereist! aber ganz unvermutet, ohne seinen Höchstkommandierenden um Rat zu fragen, ohne seine Meinung zu hören! Das hieß die Lage noch mehr verschlimmern, denn noch seine letzten Worte waren Befehle.

Der Kaiser traf an demselben Tage in Châlons ein. Ich habe an anderer Stelle*) berichtet, wie er von der Mobilgarde aufgenommen wurde und welchen Anblick das Lager darbot.

---

*) Erinnerungen eines Ordonnanz-Offiziers.

„In der That, anstatt der gewohnten Ordnung, herrschte hier eine Unordnung, als sei das Lager geplündert. Die kleinen Arbeiten, Gärtchen, Statuen, Büsten, Springbrunnen, Baumgruppen, welche die Soldaten aufheiterten, waren verwüstet, zertreten oder umgeworfen. Anstatt goldschimmernder Generäle, Offiziere in beschmutzter Uniform, die Angst zu haben schienen, sich vor ihren Leuten sehen zu lassen. Statt der früheren schönen Regimenter ein Haufe von Leuten ohne Zusammenhang, Ordnung und Disziplin, ein Gewimmel schmutziger und waffenloser Soldaten, die man „Versprengte" nennt.

„Hier sah man außerhalb der Zelte und Baracken, die ihnen keinen Platz mehr boten, um die Bivouakfeuer hockend oder liegend, ohne regelrechte Verpflegung, ohne Waffen, in zerfetzten Uniformen, die Versprengten vom Korps Mac-Mahons, die Flüchtlinge von Reichshofen, die Trümmer der in unseren Niederlagen zerstreuten Regimenter, Linientruppen ohne Gewehre und Patronentaschen, Zuaven in Unterhosen, Turkos ohne Turban, Dragoner ohne Helm, Kürassiere ohne Küraß, Husaren ohne Säbeltasche. Eine träge, vegetierende Masse, die sich kaum regte, wenn man sie mit den Füßen trat, und murrte, wenn man sie in ihrer schlaftrunkenen Erstarrung störte. Der größte Teil dieser Versprengten bestand aus Zuaven und Turkos; diese hatten am stärksten gelitten.

„Schließlich auf dem Platze, wo so oft heitere Artilleriesalven ertönten, Stille und dumpfes Getöse der murrenden Menge. Und hätte man jetzt das Donnern von Geschützen gehört, so wären es die Kanonen von Gravelotte gewesen,

die ganze Reihen der kaiserlichen Garde auf einmal niederwarfen."

Am 17. früh fand im kaiserlichen Pavillon eine Konferenz unter dem Vorsitz des Kaisers statt.

Sie endete um 11 Uhr. Prinz Napoleon, General Waubert de Genlis, Adjutant des Kaisers, und General Schmitz zogen sich sofort in ein Zimmer des Pavillons zurück und entwarfen zusammen das Dekret, welches General Trochu zum Gouverneur von Paris ernannte.

Es war in einer Viertelstunde fertig. Ohne einen Augenblick zu verlieren, legte es General Schmitz zur Unterschrift dem Kaiser vor, der sich soeben zu Tische gesetzt hatte, um zu frühstücken.

Der kaiserliche Prinz, in Unterleutnantsuniform mit der Militärmedaille auf der Brust, saß zu seiner Linken. Gäste des Kaisers waren: die Generäle Castelnau, Reille, Eugène Pajol, Ney de la Moscowa, Favié, de Courson und die Hauptleute Hepp und d'Hendecourt; der letztere fiel wenige Tage später bei Sedan.

Als der Kaiser den General Schmitz eintreten sah, sagte er: „Ich werde nach dem Frühstück unterzeichnen." Als er aber bemerkte, daß der General eine eingetauchte Feder in der Hand hielt, sagte er: „Geben sie her." Dann legte er seine Gabel, an deren Spitze ein Stückchen Melone steckte, auf den Teller nieder und unterzeichnete, ohne seinen Platz zu verändern. Dann gab er das Papier zurück und sagte dabei mit seiner gewohnten Gutmütigkeit:

— „Hat Trochu gefrühstückt? Ich glaube, wir beide haben seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen. Lassen Sie ihn doch holen.“

Trochu kam und setzte sich zu Tisch. Um 3 Uhr reiste der neue Gouverneur von Paris mit dem General Schmitz, der ihm als Generalstabschef dienen sollte, ab. Fregattenkapitän Duperré, ein Vertrauter der Kaiserin, jetzt Vizeadmiral, war ihnen vorausgefahren.

Im Wagen verfaßte Trochu, auf den Knieen schreibend, seine berühmte Proklamation an die Bewohner von Paris.

Um 11 Uhr fuhr man in den Bahnhof ein.

General Trochu und General Schmitz begaben sich sofort zum Minister des Innern, Herrn Henri Chevreau, den sie in seinem Arbeitszimmer vor seinem Schreibtisch fanden.

Es war Mitternacht.

Die Überraschung des Herrn Chevreau läßt sich schwer beschreiben. Nach einer kurzen Unterhaltung in abgebrochenen Sätzen erhob er sich plötzlich, wie jemand, der einen schnellen Entschluß gefaßt hat und sagte: „Ich werde Sie zur Kaiserin führen.“

Man brach in der That sofort auf und kam um zwölf und einhalb Uhr in den Tuilerien an.

Die Herren Trochu und Chevreau wurden sogleich bei Ihrer Majestät vorgelassen; General Schmitz blieb im Vorsaal, wo sich schon die Herren Schiffsleutnant Conneau und Polizeipräfekt Piétri befanden.

Die Unterhaltung der Kaiserin mit diesen Herren ist bekannt. Admiral Jurien de la Gravière war dabei

gegenwärtig. Was man nicht weiß, ist daß die Kaiserin, nach den ersten Worten den General Trochu folgendermaßen unterbrach:

— Meinen sie nicht, Herr General, daß man der Schwierigkeiten und des Ernstes der Lage wegen gut thäte, die Prinzen von Orleans zurückzurufen?

Trochu antwortete:

— Ich habe nichts mit ihrer Entfernung zu thun, aber ich verstehe nicht gut, wie ihre Zurückberufung die Lage ändern könnte?

Die Kaiserin lenkte sofort die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand. Was sie soeben gesagt hatte, war der erste Akt von Mißtrauen der Souveränin gegen ihren Gouverneur.

Trochu verstand die Bedeutung der Frage nicht gleich; aber als er sich bald darauf bei Madame Trochu, einer feingebildeten und äußerst verdienstvollen Frau, befand, erhielt er die Erklärung:

— Wie! Sie haben nicht verstanden, daß man Sie für einen Orleanisten hält und daß diese heimtückische Frage bezweckte, Sie sogleich bloßzustellen?

Ibatur in insidias.

Die Kaiserin war von den Entschlüssen des Kaisers durch Duperré benachrichtigt worden, der sich vom Bahnhof aus sofort nach den Tuilerien begeben hatte. Die Ankunft Trochus hatte sie also nicht überrascht. Sie unterbrach die Unterhaltung einen Augenblick und sandte

dem Kaiser eine Depesche, doch um alles in der Welt nicht nach Paris zurückzukehren.

— Gut! sagte darauf Trochu, meine Verantwortlichkeit als Gouverneur wäre sehr groß, wenn der Kaiser in Paris wäre. Diese Depesche vermindert sie außerordentlich.

Man verließ die Tuilerien. General Schmitz begab sich sofort nach dem „Journal Officiel“, um das Dekret und die Proklamation drucken zu lassen.

Um 6 Uhr morgens trafen sich beide Generäle wieder beim Kriegsminister Montauban, Grafen von Palikao.

Der Minister, welcher bereits arbeitete, ließ General Trochu und General Schmitz vom Oberstleutnant de Clermont-Tonnerre einführen. Letzterer blieb im Zimmer.

Als Trochu dem Minister von seiner letzten Unterredung mit dem Kaiser Kenntnis gegeben und ihm seine neue Stellung und seinen Besuch bei der Kaiserin mitgeteilt hatte, brach die Unzufriedenheit, die sich mehr und mehr in den Zügen des Ministers ausgeprägt hatte, los und er wandte sich heftig gegen Trochu:

— Bin ich Minister oder nicht? Bin ich verantwortlich? Die wichtigsten Dinge geschehen ohne mich, ohne daß ich auch nur benachrichtigt werde! Sie sind Gouverneur von Paris? Was hat der Kaiser noch bestimmt? Übrigens, da ich von Ihrer Ernennung nicht Mitteilung erhalten habe, so frage ich mich, was Sie hier wollen? Sie stören alle meine Pläne!

Und der Minister fuhr noch einen Augenblick in sehr erregtem Tone fort.

Die Haltung Trochus vor diesem Zornausbruch war höflich, sogar achtungsvoll. Er benutzte einen Augenblick, als der Minister Atem schöpfte und sagte:

— Aber, Herr Minister, ich bin und bleibe nur Ihr Untergebener.

Trotz aller Versicherungen des neuen Gouverneurs von Paris, war Montauban von dieser Ernennung, die ein neuer Beweis von der Unbeständigkeit in der Leitung war, so erregt, daß er es nicht über sich brachte, wohlwollend zu antworten.

General Schmitz, der Generalstabschef Trochus, war auch Montaubans Generalstabschef in China gewesen. Niemand paßte sich daher besser dazu, den Zorn seines früheren Chefs zu besänftigen, als er. Er appellierte an seinen Patriotismus.

— Aber, meine Herren, sagte er, unter solchen Verhältnissen, in einem Augenblick, wo das Land Männer wie Sie braucht, erregen Sie unter einander Empfindlichkeiten. Es ist recht traurig! Dann fuhr er, sich direkt an den Minister wendend, fort: — Hören Sie, Herr General, Sie wissen ja, daß General Trochu nur einen neuen Befehl des Kaisers ausführt; er wird Ihr erster Offizier sein.

Man trennte sich kühl. Während der ganzen Unterhaltung hatte Trochu Herrn Montauban „Herr Marschall“ genannt. Als sie hinaus waren, sagte General Schmitz:
— Warum, zum Teufel, nannten Sie ihn Marschall? Excellenz, warum nicht! Aber Marschall? Er ist doch nicht Marschall!

— Ah! Sie haben Recht, antwortete Trochu, aber er wird bald Marschall werden.

Nein, Montauban sollte nicht Marschall werden. Verdient hatte er diese hohe militärische Würde nach seinem vorzüglichen Feldzuge in China mehr wie jeder andere. Der Kaiser aber, so gut er war, so treu er zu seinen Freunden hielt und so gern er belohnte, hatte nicht den Mut, bei dieser Gelegenheit den Intriguen der Hofmilitärs zu widerstehen, die auf Montaubans Erfolge eifersüchtig waren, und ihrerseits angesichts des Feindes einen großen Teil der Verantwortlichkeit für unser nationales Unglück tragen sollten.

Der Kaiser verließ Metz, er ging nach Sedan, wo er vor seinem neuen Höchstkommandierenden kapitulieren und dem Könige von Preußen schreiben mußte:

„Da ich an der Spitze meiner Truppen nicht sterben konnte, so sende ich Ew. Majestät meinen Degen.“

Trochu schloß sich in Paris ein, um hier seinerseits zu kapitulieren.

In einem solchen Augenblick und unter solchen Verhältnissen wurde der Oberbefehl dem Marschall Bazaine übertragen.

Das Urteil, das man über die Operationen unter den Mauern von Metz und über die Kapitulation dieses Platzes fällt, bildet die beiden folgenden Kapitel.

Ich habe das Glück, hier das Urteil eines Militärkorrespondenten von großen Fähigkeiten wiederzugeben. Ich meine Herrn Archibald Forbes, der dem ganzen Feld-

zug von 1870/71, dem deutschen Generalstab attachiert, beiwohnte.

Herr Archibald Forbes ist englischer Unterthan; er konnte Deutsche und Franzosen mit der ganzen Unparteilichkeit eines aufgeklärten Beobachters beurteilen, für den keine nationale Interessen im Spiele stehen. Seine bemerkenswerte Arbeit ist vom Marschall Bazaine selbst mit Anmerkungen versehen worden. Sie bietet somit ein doppeltes Interesse.

## Sechstes Kapitel.

Zu spät. — Ehre und Vaterland. — Ein Sündenbock. — Wir sind in der Revolution. — Nur für die militärischen Operationen. — Zu Ehren verurteilt. — Folgen einer Depesche der Kaiserin. — Ehrgeiz und Feigheit. — Ein Glückssoldat. — Die Vorteile der Initiative. — Unentschlossenheit und Zuchtlosigkeit. — Keine Lebensmittel mehr.

### Verteidigung Bazaines

von

Archibald Forbes,

englischem Militärkorrespondenten,

mit Anmerkungen vom Marschall Bazaine.

„Zu spät“ wird der Refrain des Requiems lauten, das man über die Laufbahn François-Achille Bazaines singen wird.

Zu spät wurde er zum Kommandierenden der Rheinarmee ernannt.

Zu spät befreite der Kaiser diese Armee und ihren Führer von den störenden Folgen seiner Gegenwart und seines Einflusses.

Zu spät erhielt Bazaine die Freiheit der Initiative, die Unabhängigkeit seiner Bewegungen.

Zu spät erreichten ihn die feurigen Befehle Gambettas, die Verteidigung von Metz zu verlängern und zu spät, zehn Jahre nach seiner Verurteilung, widerlegt er heute die Anklagen, die seinen Namen mit Schmach bedeckt haben.

Zu spät, fürchte ich, kommt, in der boshaften Reihe kleiner und großer Thatsachen, die diesen unglücklichen Mann berührt haben, das Urteil des Artikels, den ich jenen Ereignissen widmen konnte, die seinen Sturz herbeigeführt haben und die durch die Enthüllungen seiner Verteidigung aufgeklärt worden sind.

Mehrere Monate sind seit der Veröffentlichung dieses Werkes verflossen.*) Ich glaube berechtigt zu sein, es, wenn auch erst spät, zu erläutern. Ich bin erst kürzlich von den Antipoden zurückgekehrt.**) Ich war Zeuge aller Kämpfe, an denen Bazaine teilgenommen hat, von der Feuertaufe des armen Kaiserlichen Prinzen bis zu dem heftigen Ausfall, der am 7. Oktober bei Mézières-lès-Metz versucht wurde. Wie die Linien meiner Hand kannte ich die Linien der deutschen Armee und die Einschließungswerke von Metz.***) Ich gehörte zu den ersten, die nach

*) Die Veröffentlichung dieses Buches bezweckte nicht meine Verteidigung, weil ich mich nie schuldig gefühlt habe; ich wollte nur Dokumente veröffentlichen, die dazu dienen konnten, die Geschichte dieser unglücklichen Epoche zu schreiben.

Dazu ist es niemals zu spät, und wenn ich es nicht früher veröffentlichte, so geschah dies auf die freundschaftliche Initiative des Herrn Rouher, der den richtigen Augenblick nicht gekommen wähnte.

**) Herr Archibald Forbes kam aus Australien. (Anm. des Übersetzers.)

***) Dennoch giebt es Leute, Militär- wie Civilpersonen, die, als Belastungszeugen befragt, erklärten, daß diese Werke nicht existierten, ja, noch mehr, daß viele der Geschütze, die diese Werke armierten, bemaltes Holz waren. Es ist unmöglich, dummer, leichtgläubiger und boshafter zu sein. Alle von der Untersuchung aufgegriffenen Verdächtigungen hatten diesen verlogenen Charakter.

der Kapitulation in Metz einzogen und war Zeuge der Entwaffnung von Bazaines Soldaten. Ich wohnte dem Prozeß vor dem Kriegsgericht bei. Ich hörte den Vorsitzenden mit dem feierlichen „Ja, mit Stimmeneinheit“ die Schuldfrage beantworten. Wegen meiner genauen Kenntnis des Gegenstandes, bitte ich den Eifer zu entschuldigen, mit dem ich über seine ganze letzte Phase reden werde, obwohl sie den Reiz der Neuheit verloren hat.

Der Charakter Bazaines erschien mir männlich, als er inmitten einer wahnsinnigen Masse, die unter Rufen wie Feigling! Schweinhund! Schuft! seinen Wagen umtobte, ohne eine Miene zu verziehen nach vollzogener Übergabe sein Hauptquartier verließ, um sich gefangen zu geben.*) Ebenso männlich fand ich ihn seinen Richtern gegenüber, bevor sich dieselben zurückzogen, um ihn zu verurteilen. Er antwortete dem Herzog von Aumale erhobenen Kopfes, wie es einem französischen Soldaten geziemt. Das Blut stieg ihm in die blassen Wangen, die Augen sprühten von beleidigtem Stolz, seine mächtige Stimme, die manchem seiner Zuhörer oft genug den Vormarsch befohlen hatte, zeigte nicht das geringste Zittern, — kurz, seine Antwort war würdig und ausdrucksvoll:

---

*) Ich begab mich von meinem Generalquartier zu Pferde nach Corny. In Ars-sur-Moselle schimpften von fern in dieser Weise die Arbeiter dieses Industriesitzes.

Herr André, der republikanische Maire von Ars, der später Deputierter, nachher Präfekt wurde, that nichts für die Garnison von Metz.

„Zwei Worte erfüllen meine Brust: Ehre und Vaterland, und sind zu aller Zeit der Wahlspruch meines Lebens gewesen. Nie habe ich dagegen gefehlt, weder in Metz, noch während meiner zweiundvierzigjährigen Dienstzeit. Ich schwöre es bei Jesus Christus.“

Der alte Soldat, der buchstäblich seinen Marschallstab im Tornister getragen, hatte sein ganzes Leben lang diesen edlen Wahlspruch hochgehalten. Männlichkeit und Charakterfestigkeit zeigt jede Seite seiner ausführlichen, kunstlosen und durchaus offenherzigen Verteidigung. Als General Rivières,*) der Verfasser der Anklageschrift —

*) Dieser General gehörte zur Geniewaffe. Er war in Metz beschäftigt, während ich das 3. Armeekorps in Nancy kommandierte.

Sehr zur Kritik geneigt, tadelte er die Pläne, welche das Komité seiner Waffe zur Ausführung der Arbeiten entwarf. Er konnte seinen Wohnort ändern und war in Lyon, als die Empörung vom 4. September ihn bereit fand, ihr zu dienen.

Herr General de Cissey hat bestätigt, daß Herr Thiers ihn angenommen hatte, weil er sich angeboten und sein Gesuch mit dem Wunsche unterstützt hatte, mir nützlich zu sein.

Was Herr Forbes anführt, ist vollkommen richtig mit Bezug auf sein Benehmen mir gegenüber. Es war eine Niederträchtigkeit, die sich täglich wiederholte.

Ich habe viel gelitten.

Herr Challemel-Lacour, damals Präfekt von Lyon, hatte ihm ein Kommando geben wollen. Er lehnte es ab, indem er sagte, er würde es nicht gut ausfüllen, jedoch gute Dienste bei den Befestigungen leisten.

Bei dieser Gelegenheit sagte ich zu ihm: „Wie können Sie dann meine Operationen beurteilen?“ Er antwortete mürrisch: „Ach was!“

ein Mann, der unter ihm gedient hatte — seinen Prozeß einleitete, überschüttete er seinen früheren Chef in den Stunden seines Schmerzes noch mit unwürdigem Spott: „Aha, Sie wollten Ihre Armee aufsparen, um sie Frankreich aufzuzwingen, wenn Paris gefallen war, nicht wahr?“

„Thun Sie Ihre Pflicht!“ war die feste, soldatische Antwort Bazaines.

Die ihm angeborene Disziplin zeigt seine Resignation, mit der er die Gefangenschaft auf der Insel Sainte Marguerite ertrug, bis er den Befehl erhielt, die graue Sträflingskleidung anzulegen.

„Das Kleid der Schande!“ ruft der alte Soldat in einem edlen Ausbruch von Zorn und Verzweiflung.

„Solche Schande war nicht mehr zu ertragen“, fährt er fort, „ich beschloß daher, unter allen Umständen zu entweichen.“

Es ist wahr: Von allen Verrücktheiten der an Heldenmut wie Gemeinheit reichen Zeit, welche dem Verfall des Kaiserreichs folgte, bei allem Spüren nach Verrätern, auf die sich die französische Nation mehr um sich selbst zu täuschen mit Wutgeheul stürzte, von allen Ungerechtigkeiten, die je ein von Schande empörtes, im Stolz gedemütigtes, von wahnsinniger Gier nach einem Sündenbock besessenes Volk begonnen hat — ich sage von allen diesen Verrücktheiten ist die Verfolgung Bazaines die verrückteste, die nichtswürdigste und die grausamste. Sie war die unwürdigste und niedrigste Episode einer Zeit, die so reich an Patriotismus, noch reicher an Nichtswürdigkeit und Gemeinheit war.

Bazaine wurde ihr Opfer.

Der ehrliche Mann, der militärische Diener des Kaiserreichs, wurde preisgegeben und mit Verantwortlichkeiten beladen, während der Kaiser nach Châlons abreiste.

Der alte Soldat war ein Gegenstand der Eifersucht und Abneigung der Korpskommandanten, seiner Untergebenen, die aus den Militärschulen hervorgegangen waren und die militärische Aristokratie repräsentierten.

Die Korruption in der französischen Armee begann bei den Führern und äußerte sich in affektierter Zuchtlosigkeit*) und bequemer Nachsicht für sich selbst. Sie pflanzte sich bis zu den untersten Graden fort und zeigte sich in Unordnung, Unlust und offenem Ungehorsam bei den Soldaten. Das war einer der Gründe, weshalb alle Anstrengungen des Marschalls, eine wirksame Offensive zu ergreifen, scheiterten; fast in demselben Maße, wie die Verwirrung und die mangelhaften Vorbereitungen, die der Sorglosigkeit des Kaiserreichs entsprangen, das sein Schicksal zugleich mit seinem Vermögen aufs Spiel setzte.

Als Bazaine gegen die schreienden Gesetzwidrigkeiten in der Zusammensetzung und im Verfahren des Untersuchungsgerichts, das dem Kriegsgericht vorauf ging, protestierte, antwortete man ihm kurz: „Wir befinden

*) Was ich hier Zuchtlosigkeit nenne, ist nicht ausdrückliche Gehorsamsverweigerung, sondern die strafbare Sorglosigkeit, mit der die empfangenen Befehle und Anordnungen ausgeführt wurden.

uns in einer Revolution".*) Der Grund war nicht schlecht in sich selbst, aber derjenige, der ihn angab, ahnte vielleicht nicht, daß er so beiläufig die wahre Verteidigung Bazaines aussprach.

Als dieser Kommandierende beim Herannahen der Kapitulation nach einem Schimmer rechtmäßiger Autorität suchte, der etwas Licht auf seine Pflicht werfen könne, wurde die Ungewißheit, die Unruhe des ehrlichen Soldaten zur Angst.

„Wir befinden uns in einer Revolution."

Bazaine war mit seinen guten Absichten ein Opfer dieses chaotischen Zustandes, in dem Frankreich dahintrieb.

Später, als sein Name in Frankreich angespieen wurde, wurde er das willkommene Opfer einer Menge Leute, die so das Mittel fanden, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die gegen ihn geschleuderten Anklagen zu konzentrieren und sie dadurch von ihrer eigenen Aufführung während des Krieges abzulenken.

So wurde er zum Sündenbock, der die Sünden dieses ganzen schmutzigen Zeitraums mit sich nach Sainte Marguerite nahm.**)

*) In der Zusammensetzung des Untersuchungsgerichtes, das für alle Platzkommandanten, gleichviel welchen Ranges, dasselbe war, hat man bei mir das Gesetz mit Füßen getreten. Man berief zu demselben den General d'Aurelles, der die 5. Division kommandierte, zu der Metz gehörte, während ich das 3. Armeekorps befehligte; dann berief man Individuen als Zeugen, die kein Recht, Zeugnis abzulegen, besaßen.

**) Man machte mich verantwortlich für Dinge, die mir nicht zukamen. Die Generäle, die unter meinen Befehlen gestanden

War er erst fort, dann konnte de Cissey den Kopf wieder hoch tragen, bis er sich von neuem mit Schande bedeckte. Frossard konnte sich freuen, da Frankreich nunmehr nicht länger nach der mangelhaften Leitung des Gefechts bei Spicheren fragen würde. De Failly hatte keine Untersuchung mehr wegen des Champagner-Frühstücks zu fürchten, das von bayrischen Kanonen unterbrochen wurde. Le Boeuf brauchte nicht mehr bei der Erinnerung an jene Versicherung zu schaudern, daß die Armee „bis auf den letzten Gamaschenknopf" bereit sei. Forton konnte jetzt lächeln, wenn er sich entsann, daß er sich am 15. August mit drei Kavallerie-Divisionen in seiner Bewegung von einer handvoll Ulanen aufhalten ließ und dadurch die erste Ursache der Blokade von Metz wurde.

Die Verurteilung Bazaines wusch in der That die ganze Armee rein. Frankreich fügt sich in den Verlust seines Rufes und quittiert dafür über die Fehler seiner Armee. Man machte so aus Bazaine den Jonas des militärischen Rufes Frankreichs.

Vom Anfang bis zum Ende dieser Tragikomödie fügte

---

hatten, zogen mich vor ein Kriegsgericht, dessen Mitglieder vom Gouverneur von Paris bestimmt wurden, der ebenfalls unter meinen Befehlen gestanden hatte.

Ebenso war es mit dem Generalberichterstatter, der zweimal unter meinem Kommando stand.

Wann sind je alle Regeln menschlicher Gerechtigkeit so verachtet worden?

Niemals!

sich der alte, treue Soldat in alles mit tapferem Herzen und reinem Gewissen. Zu Anfang des Krieges wurde er bis zur Ankunft des Kaisers mit dem interimistischen Befehl der ganzen Rhein-Armee betraut und widmete sich demselben mit männlicher Beharrlichkeit, obschon entgegengesetzte Befehle von Paris und Nachlässigkeit und Ungehorsam der Korpskommandanten ihm seine Aufgaben erschwerten. Als vorsichtiger Mann begünstigte er die Defensive, sobald er die Unordnung, die ihm umgab, erkannt hatte. Zehn Tage später traf der Kaiser in Metz ein. Bazaine wurde in den Hintergrund gedrängt und erhielt nur ein Armeekorps, während der Prahler Le Boeuf erklärte: „Jetzt ist es Zeit, die Offensive zu ergreifen".

Die Offensive, wirklich! wo schon auf der Defensive die Truppen wegen ungenügender Vorräte Hunger litten! Der Invasionsplan war mit der mißlungenen Besetzung Saarbrückens am 2. August fehlgeboren, und unter dem Eindruck eines unmittelbaren Gegenstoßes wurde Bazaine, der zu jeder schweren Aufgabe bereite Soldat, zum Kommandierenden von drei Armeekorps ernannt, mit der beleidigenden Einschränkung „nur für die militärischen Operationen".

Man kennt Generäle, die sich von einer solchen Behandlung beleidigt fühlten, aber Bazaine war ein ehrlicher Unterthan und ein uneigennütziger Soldat.

Da geschah es, daß Frossard, gegen Befehl, auf den Höhen von Spicheren eine blinde und fruchtlose Schlacht lieferte. Trotz bestimmter Instruktionen, wählte er selb-

ständig seine Rückzugslinie, ohne zu sehen, daß die ihm vorgezeichnete Straße offen stand und gab die Truppen preis, die Bazaine sich beeilt hatte, ihm zur Hülfe zu schicken.*) Von diesem Augenblick an bis 12. August setzte Bazaine unter den Befehlen des Kaisers seinen Rückzug auf Metz fort. In der Zwischenzeit hatte er, die Lage strategisch richtig beurteilend, Napoleon gedrängt, die zurückweichende Armee Mac-Mahons und das Korps Canroberts in der Stellung zu vereinigen, in der sich das befestigte Lager Frossards befand, in einem bei Nancy zusammenstoßenden Winkel. Aber der Kaiser war ganz von der unmilitärischen Furcht absorbiert, die direkte Marschlinie auf Paris, wenn auch nur scheinbar, zu entblößen.

Am 12. August bestand der Kaiser darauf, daß Bazaine den Oberbefehl der Rheinarmee übernehmen sollte, und Bazaine gehorchte seinem Herrn hierin, wie in allem andern. Nach dem Geständnis aller war der Zweck dieser Ernennung, dem Kaiser die Verantwortlichkeit für die

---

*) In dieser Beziehung ist es nützlich, von den Briefen Kenntnis zu nehmen, die von den Generälen Castagny, Montaudon, Metman und Juniac veröffentlicht wurden, um sich gegen die Vorwürfe des Generals Frossard zu rechtfertigen, dem allein die Verantwortlichkeit für die Niederlage von Spicheren zufiel, deren moralische Folgen für das 2. Armeekorps und die ganze Armee so verhängnisvoll wurden.

Der Herr General Rivières warf mir vor, daß ich nicht persönlich zur Unterstützung Frossards, seines Chefs (Präsident des Genie-Komités) herbeigeeilt sei.

So verstand er meine Lage in St. Avold, wo ich direkt vom Kaiser abhing! Armes Genie!

unglücklichen Ereignisse abzunehmen, die wahrscheinlich kommen würden, und dieselben den Schultern eines andern aufzubürden.

Bazaine übernahm die Last mit Widerwillen, aber mit Gehorsam; er wurde einfach zum Strohmann.

Wir sind an das Schauspiel eines Armeekommandeurs gewöhnt, dessen Befehle und Bewegungen von seinem Stabschef inspiriert werden. Für Bazaine aber war gerade das Gegenteil der Fall. Er wurde ein verantwortlicher Generalstabschef, der thatsächlich den Befehlen eines Souveräns gehorchte, der nur auf den nominellen Titel eines Oberstkommandierenden verzichtet hatte.*) Die Instruktionen Napoleons für Bazaine zwischen dem 13. und 15. August lassen diese Lage deutlich erkennen. Wir wollen ein vom 14. datiertes Beispiel nehmen.

— „Geben Sie Befehl, daß die Division Laveaucoupet in Metz bleibt, um die Division Lafont de Villiers abzulösen.

Napoleon.“

Man kann wohl sagen, daß dies eine des Marschalls unwürdige Lage war, wenn er in erster Linie an seinen militärischen Ruf dachte; aber er hatte jede Eigenliebe

*) Als der Kaiser mir am 12. abends mündlich den Oberbefehl übertrug, wurde damit keine Auskunft über die Stellung des Feindes verbunden. Der Beweis ist, daß seine Majestät selbst nichts von der Annäherung desselben an das kaiserliche Quartier wußte, als er sich entschloß, am 16. früh die Armee zu verlassen. Der Generalstab wußte auch nicht mehr.

Man operierte blindlings, wie Gimpel.

bei Seite gesetzt. Seine Selbstverleugnung war vollkommen; er dachte nur daran, seinem Herrn treu zu dienen. Wäre er ein energischer, sehr energischer Mann gewesen, so hätte er im Interesse Frankreichs darauf bestehen können, nach seinem Willen zu handeln. Aber die Menschen, die den moralischen Mut besitzen, einen solchen Widerstand zu leisten, sind selten.*)

Er lieferte die Schlacht bei Borny am 14., weil er nicht anders konnte, obwohl sie in jedem Falle seinen Marsch auf Verdun verzögern mußte. Die Wahrheit ist einfach die, daß sich bei der furchtbaren Verwirrung in der militärischen Lage Frankreichs die deutsche Strategie kühn und entschlossen den Verhältnissen aufdrängte.

Am 15. wurde der Marsch auf Gravelotte fortgesetzt und am 16. früh entschloß sich der Kaiser, zur Überraschung Bazaines, die Armee zu verlassen. Er hatte nach ihm geschickt und als Bazaine angalloppiert kam, saß der Kaiser bereits im Wagen und sagte zu ihm:

„Ich entschließe mich, nach Verdun und Châlons abzureisen; setzen Sie sich so bald wie möglich nach Verdun in Marsch.“

---

*) Einem Souverän gegenüber, von dem man seit 10 Jahren gewöhnt ist, Befehle zu empfangen und dem man stets gehorcht hat, halte ich einen solchen Widerstand für unmöglich und fast für Ungehorsam.

Was hat man nicht gelegentlich meines Kommandos in Mexiko gesagt! Ebenso war es mit der Rheinarmee, denn während der parlamentarischen Untersuchung wurde ich gefragt, ob es war sei, daß ich mich vom Kaiser getrennt habe.

Stets tendenziöse Fragen!

Er reiste ab und Bazaine war zum erstenmal de facto Armee-Kommandant.

Bis zu diesem Augenblick hatte er nicht die geringste Selbständigkeit gehabt. Er hatte sein bestes gethan. Er hatte den Plan Frossards angeregt. Später hatte er auf eine Änderung dieses Plans im Hinblick auf einen Offensivstoß in südöstlicher Richtung bestanden, den er für den 14. August vorgeschlagen hatte. Es steht fest, daß eine solche Bewegung, wie Bazaine geurteilt hatte, die Deutschen in ihrer rechten Flanke getroffen hätte, als sie gegen die Mosel vormarschierten und daß sie wichtige Folgen haben konnte.

Der Kaiser aber, erschreckt durch eine Depesche der Kaiserin Eugenie, wonach Prinz Friedrich Karl durch das Gebiet zwischen Diedenhofen und der luxemburger Grenze auf Verdun marschierte, bestand im Gegenteil darauf, daß ein Offensivstoß in dieser Richtung ausgeführt würde. Der Plan Bazaines wurde aufgegeben, derjenige des Kaisers wurde nicht ausgeführt und am 14. ergriffen die Deutschen die Offensive und warfen sich bei Borny auf Bazaine. Er hatte also diesen Kampf angenommen; dann war er über die Mosel gegangen und auf dem Plateau von Gravelotte angekommen, und zwar unter Schwierigkeiten und Hindernissen, die ihn fast verrückt gemacht hatten.*)

*) Ich hatte diesen Kampf gegen meinen Willen angenommen, und er hätte nicht stattgefunden, wenn meine Befehle in Bezug auf den Übergang über die Mosel genau befolgt worden wären, ohne Verlust der Abteilungsabstände und folglich ohne Zeitverlust, den sich der Feind zu Nutze machte.

Bazaine ist eines sträflichen Ehrgeizes beschuldigt worden, weil er das Kommando annahm und lebhaft die Entfernung des Kaisers von der Armee wünschte, um unbehindert seine Pläne ausführen zu können. Die Wahrheit ist, daß er den Kaiser bat, ihn von diesem Kommando zu entbinden und Canrobert oder Mac-Mahon damit zu betrauen, wobei er bemerkte, daß beide älter als er und seine Vorgesetzten wären. Die Antwort des Kaisers war der formelle Befehl, das Kommando zu übernehmen.

War das Ehrgeiz? Ich glaube nicht, daß es heute viele ernsthafte Leute giebt, die dies mit ruhigem Blute behaupten wollten.

Auch konnte man ihn durchaus nicht der Feigheit beschuldigen: bei Borny wurde er fast unter den Augen des Kaisers von einem Granatsplitter verletzt.

Er war im stärksten Schlachtgemenge bei Mars-la-Tour, Mann gegen Mann, in einer äußerst gefährlichen Lage.

Beim Marsche auf Verdun war er im Handgemenge mit braunschweigischen Husaren. So sehr Bazaines Tapferkeit die eines Soldaten war, so gering war sein moralischer Mut für einen verantwortlichen Armeeführer.

Seine selbständige Verantwortlichkeit nur mit der Beschränkung — „daß er Verdun zu erreichen habe“ — begann mit dem Augenblick, als der Wagen des Kaisers den Gasthof von Gravelotte verließ. Der Moment ist

deshalb geeignet, seine Fähigkeit in dieser neuen und äußerst schwierigen Stellung zu beurteilen.*)

Als Soldat besaß Bazaine einen doppelten Charakter.

In den Stellungen eines Untergebenen war er einer der fähigsten Männer. Vom gemeinen Soldaten hatte er durch militärisches Verdienst den höchsten Rang erreicht. Unter dem Befehle eines Vorgesetzten war er ein vorzüglicher Offizier, der ein Peloton ebenso gut kommandierte, wie ein Armeekorps. Als Oberkommandierender gestattete ihm sein eigentümlicher Charakter nicht, seine Fähigkeiten in demselben Maße zu zeigen. Er besaß den Instinkt des Kriegers, aber nicht das Genie des Befehlshabers. Stets zum Kampfe bereit, hatte er nicht die Gabe, diesen Kampf in der hohlen Hand zu halten.

Als Stratege war er von der alten formalistischen Schule und legte zu viel Wert auf das Operationsfeld selbst. Marschall Niel hatte ihm großes Vertrauen in die Vorteile der Defensive eingeflößt.**) Die Defensive ist aber hauptsächlich nur eine Art Vorspiel für die Offensive, und Bazaine fehlte die Initiative, aus der Defensive mit aller Macht und Blitzesschnelle zur Offen-

*) Die Initiative der Bewegungen kam nicht von mir.

Man hat von mir die Lösung einer Aufgabe verlangt, deren gegebene Größen dieselbe, wenn nicht ein Wunder dazwischentrat, nicht zum Vorteil unserer Waffen lösen konnten.

**) Man muß sich auf die Defensive beschränken, wenn die verfügbaren Kräfte denen des Feindes unterlegen sind.

In den jetzigen Kriegen, wo Waffen, Ausbildung und Erfahrung auf beiden Seiten dieselben sind, macht die Zahl viel aus und der Sieg fällt gewöhnlich dem Stärkeren zu.

sive überzugehen. Für die Wahl einer Stellung besaß er das Auge eines Soldaten, das hat Gravelotte bewiesen; eine Stellung ist aber immer nur ein Mittel und kein Zweck. Und so wie viele fähige Männer vor ihm, von Daun bis Mac Clellan, war auch er unfähig zum schnellen Handstreich in einer Unternehmung. Eine Pflicht vernachlässigte er, er machte keine Rekognoscierungen, ein echt französischer Fehler, und verlor Zeit mit Verzögerungen und Kleinigkeiten.

Sein Zögern war, wie man gestehen muß, Schuld, daß er Verdun nicht erreichte. Er suchte die Nachzügler aus dem Moselthale zu sammeln, anstatt kräftig vorwärts zu drängen.*) Er bezeichnete seiner hauptsächlichsten Kavallerie-Division Mars-la-Tour als Sammelplatz für die Nacht des 15., es geschah indessen, daß eine handvoll deutscher Ulanen diese Division bei Vionville aufhielt.

Am folgenden Morgen hätte er schon früh abmarschieren müssen, aber die Zelte standen noch um Mittag und er befahl, den Marsch erst um 1 Uhr nachmittags zu beginnen. Er hatte noch weiter über den Frossard-

*) Diese Aufgabe fällt nach dem Felddienst-Reglement ausdrücklich den Generälen, Generalstabschefs u. s. w. zu und diese dürfen, weder bei Tage noch bei Nacht, nicht erst mit der Ausführung auf die Initiative des Oberkommandierenden warten. Dies beweist, daß die Rangordnung einen Fehler hatte, der sehr nachteilig für den Dienst war.

Es handelte sich nicht nur um Nachzügler, sondern um ganze Divisionen, die im Moselthal geblieben waren und die erst am Abend des 16. August in die Linie einrückten.

schen Plan nachgedacht, bis ihm der Kaiser bei seiner endgültigen Abreise Verdun als Ziel vorschrieb.

Während dieser Zeit hatte ihm Alvensleben die Initiative entrissen.

Bazaine gesteht offen ein, daß der heftige Angriff der Deutschen am 16. früh ihn überraschte. Alvensleben gab ihm eine furchtbare Lehre von den Vorzügen der Offensive.

Bazaine lieferte einen schweren und hartnäckigen Kampf, in Wahrheit aber konnte er sich niemals soweit frei machen, um energisch aus der Defensive herauszutreten; und alles was er erreichte, war gerade noch, seine Stellungen zu behaupten. Daß er anders hätte handeln müssen, liegt auf der Hand!

Bis 3 Uhr nachmittags bestand der Angreifer, der ihn in einer verzweifelten Lage festhielt und thatsächlich an Terrain gewann, nur aus dem Korps Alvensleben mit kaum 30 000 Mann, während Bazaine 100 000 zu seiner Verfügung hatte. Mit einem kräftigen Vorstoß hätte er den Feind vom Plateau gefegt und in die Schluchten von Gorze geworfen.*)

Bazaine ist jedenfalls offenherzig und aufrichtig genug!

---

*) Das war gerade mein Zweck, aber das Mißlingen des Angriffs der Gardekürassiere, die Versprengung des Generalstabes, die daraus folgte, die geringe Festigkeit des 2. und 6. Korps, die Entfernung des 4. auf dem rechten Flügel, endlich die Ermüdung der Truppen, alles dies zwang mich, meinen Plan aufzugeben. Am 16. früh hatte ich mit dem General-Intendanten Wolff darüber gesprochen.

Er schreibt: „Die Schlacht bei Rezonville ist von der öffentlichen Meinung als ein Sieg aufgefaßt worden, aber man ist nur dann siegreich, wenn man vollständig Herr des Schlachtfeldes bleibt und seine Bewegungen in der beabsichtigten Richtung fortsetzen kann. War dies unsere Lage? Es fehlte viel daran: der Feind hatte gelitten, aber er behauptete seine Stellungen, von denen aus er unsere linke Flanke bei jedem Schritt bedrohte, den die Armee auf Verdun gemacht hätte. Wie ließ sich ein Marsch unter solchen taktischen Bedingungen ausführen? Es hieß, die Armee einer gewissen Niederlage entgegenführen."

Er hat das Recht seiner Meinungen, namentlich wenn man die auf ihm lastende Verantwortlichkeit berücksichtigt. Ich hörte den Prinzen Friedrich Karl sein Erstaunen aussprechen, daß Bazaine sich nicht am 17. einen Weg gebahnt hatte. Mir scheint aber, daß der rote Prinz nur spaßte. Niemand wußte besser als er, daß, wenn Bazaine am 16. Alvensleben, der nur ein einziges Armeekorps hinter sich hatte, nicht zurückwerfen konnte, seine Lage am 17. unendlich ungünstiger war, denn an diesem Tage zeigte sich nicht ein Armeekorps, sondern es erschienen drei in seiner Flanke.*)

Bazaine verstand seine schwierige Lage sehr wohl.

---

*) Prinz Friedrich Karl drückt in seinem offiziellen Bericht, der im Staats-Anzeiger von Berlin erschien, die Sorgfalt aus, mit der er sich auf den mutmaßlichen Marsch vom 17. vorbereitete, um ihn zu einem Flankenangriff zu benutzen.

Ich handelte also richtig, als ich ihn nicht unternahm.

Ebenso bemerkt man beim Lesen seines Buches, daß er einige Ahnung von den begangenen Fehlern hatte.

Die Schlacht am 16. war eine Warnung gewesen. Bazaine hatte Uneinigkeit unter seinen Generälen, sowie Zuchtlosigkeit und Unentschlossenheit bei seinen Leuten bemerkt.

Die Armee hatte Metz in allgemeiner Verwirrung und ohne genügende Munition und Lebensmittel verlassen. Rezonville hatte die Patronen- und Munitionswagen der beiden am meisten engagierten Korps fast ganz erschöpft; auch die übrigen Korps hatten starken Verbrauch gehabt. In Bezug auf die Rationen hatte das Frossardsche Korps, nach seinem eigenen Bericht, nur noch für einen Tag Biskuits und Reis. Einem Teil der Kavallerie hatte achtundvierzig Stunden Hafer gefehlt.

Canroberts Leute hatten, nach dessen eigenem Geständnis, auch weder Biskuit, noch Fleisch, weder Kaffee und Reis, noch Salz; es fehlte ihnen, mit einem Wort, an allem. Bazaine hatte den nominellen Oberbefehl erst seit vier Tagen übernommen, und noch Tags zuvor waren ihm die Hände durch bestimmte Befehle gebunden. Er kann also nicht als verantwortlich angesehen werden. Dennoch ließ man ihn grausamerweise alle Folgen der Verantwortlichkeit erdulden.

Die Armee mußte sich von ihren Anstrengungen erholen und ihre Vorräte ergänzen. Zu diesem Zwecke war ein Rückzug in freier Verbindung mit Metz der einzige Ausweg. Man hat Bazaine gegenüber behauptet, daß er keineswegs beabsichtigt hätte, sich von Metz zu ent-

fernen, sondern daß er sich von Anfang an in Metz verschanzen wollte.*) Der Beweis des Gegenteils liegt in der Thatsache, daß er am 18. die Schlacht bei Gravelotte lieferte.

Dies hieß Streitkräfte opfern, an deren Erhaltung ihm liegen mußte, wenn sein Zweck wirklich der war, den man ihm unterschob. Er hielt es für unmöglich, am 17. in seiner Stellung zu bleiben; er zog sich zurück, um sich zu sammeln und blieb bei Gravelotte stehen, um dem Feind eine Schlacht anzubieten, in der begründeten Hoffnung, daß er sich an dieser Stellung brechen würde. Lehnte der Feind den Kampf ab, so hoffte er, wie er dem Kaiser schon am 17. schrieb, sich in nördlicher Richtung am 19. über die Mosel zu werfen. Nahm der Feind an, so wurde er geschlagen. Wir brauchen nicht zu sagen, welche Folgen dies haben konnte.

---

*) Verleumdungen erregen in der öffentlichen Meinung immer falsche, tendenziöse Annahmen, daß man in dieser oder jener Weise handeln wollte.

Wenn jenes wirklich meine Absicht war, so hätte ich ganz anders gehandelt. Ich hätte mich in Metz festgesetzt, hätte mir Anhänger geschaffen und den Titular-Kommandanten sowie die Civil-Behörden verdrängt, um mich an ihre Stelle zu setzen. Statt dessen ließ ich mein Hauptquartier bis zum letzten Tage außerhalb Metz und eine jede Civil-Behörde in ihren die Stadt betreffenden Funktionen. Von dieser bin ich niemals der Oberkommandierende gewesen.

## Siebentes Kapitel.

### Fortsetzung der Verteidigung Bazaines von Archibald Forbes.

Der Sieg ist immer auf Seiten des Stärkeren. — Mit jedem Knüppel kann man einen Hund schlagen. — Belagerung von Metz. — Unthätigkeit. — Die Nacht ist nicht immer das Zeichen der Ruhe. — Ein Pyrrhussieg. — Zwei Franzosen für einen Deutschen. — Metz als Hospital. — Vom Hunger besiegt.

Bazaine hatte die Stellung von Gravelotte sehr geschickt gewählt.*) An diesem blutigen Tage rechtfertigte das Benehmen seiner Armee vollkommen seine Vorliebe für die Defensive. Man kann sagen, daß die Deutschen

---

*) Nicht nur das Dorf Gravelotte, sondern die Höhenlinie von diesem Dorfe bis nach Saint-Privat hatte ich als Verteidigungslinien für Amanvillers angegeben. Aber die Anhänger des Marschalls Canrobert nannten sie die Schlacht bei Saint-Privat, um ihn als Helden derselben erscheinen zu lassen.

So schreiben Parteien Geschichte!

Das Resultat wäre ganz anders ausgefallen, wenn der Kommandant des 6. Korps meine Befehle befolgt hätte, nämlich: 1) sich nicht so auszudehnen wie er es gethan hat, und 2) sich zu befestigen, wie er es nicht gethan hat.

Bei der Untersuchung hat man behauptet, daß mir die Schlacht vom 18. gleichgültig war!

Das ist mehr wie albern, das ist geradezu gemein!

auf ihrem rechten Flügel und im Centrum geschlagen wurden. Wenn Bazaines Lage ihm erlaubt hätte, mit seinem linken Flügel die Offensive zu ergreifen, so wäre das Resultat ganz anders gewesen. Es ist aber eine große Wahrheit, daß der Sieg immer auf Seiten des Stärkeren ist.

Bazaines Bataillone waren nicht stark genug, um sich nördlich bis zur Orne auszudehnen, auf deren Ufer sich sein rechter Flügel hätte stützen müssen. Er war im Gegenteil genötigt, sich in Saint-Privat festzusetzen. Diese Stellung war von Natur stark, aber Canrobert hatte sie, obwohl er sich tapfer darin behauptete, nicht richtig ausgenutzt, denn er versäumte es, sie mit Hülfe von Verschanzungen weiter zu befestigen. Die Deutschen waren stark genug, um Bazaine auf ihrer ganzen Linie Widerstand zu leisten und gleichzeitig mit einem Armeekorps einen Flankenangriff zu machen.

Dazu kam, daß der Kronprinz von Sachsen nach einem heftigen Kampftage den vorgeschobenen Posten von Sainte-Marie-aux-Chênes zurückwarf und in Canroberts entblößte rechte Flanke fiel, während ihn von Pape mit der preußischen Garde äußerst heftig in der Front beschäftigte. Canrobert mußte seine Stellung aufgeben und die Nacht brach über eine Niederlage Bazaines herein, die durch taktische Fehler verursacht war.

Sie hob zugleich jeden Zweifel an der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, sich von Metz zu entfernen.

Sein Brief vom 19. an den Kaiser beweist indes, daß er noch immer die Hoffnung hegte, wenn 2 oder 3 Tage

der Ruhe seine Armee gekräftigt hätten, nach Châlons durchbrechen zu können, entweder über Sainte-Menehould oder auf der Straße nach Sedan, auf der Mac-Mahon seinen unglücklichen Versuch machte, sich ihm zu nähern.

Der Vorwurf, den man Bazaine bezüglich Gravelottes gemacht hat, nach dem Sprichwort, „Mit jedem Knüppel kann man einen Hund schlagen", besteht darin, daß er seine Reserve, die kaiserliche Garde, nicht zur Unterstützung Canroberts in dessen Stellung auf dem äußersten rechten Flügel schickte. Bazaine gab Canrobert alles, was er an Artilleriereserve zu geben wagte, ferner eine von Bourbaki befehligte Infanteriekolonne; aber er mußte, wenn er nicht alles aufs Spiel setzen wollte, etwas Reserve in seiner Hand behalten. Die Deutschen beschäftigten ihn unausgesetzt in der Front; hätten sie seine Linie auf irgend einem Punkte zwischen der Mosel und Amanvillers durchbrochen, so wäre Canrobert vollständig abgeschnitten worden.

Endlich bedrohte ihn das Armeekorps Manteuffels, der noch nicht über den Fluß gegangen war, mit einem Angriff im Rücken, und mit dieser Möglichkeit mußte Bazaine rechnen.

Bazaine hatte die Minderzahl der Truppen, was für die Offensive noch schlimmer als für die Defensive ist. Er hatte einer großen Menge Gefahren die Stirne zu bieten und wenn man später seine Führung von einem höheren und unparteiischen Standpunkt betrachten wird, so wage ich zu behaupten, daß die militärische Kritik sagen wird, daß Bazaine bei Gravelotte unter sehr

ungünstigen Bedingungen eine gute Schlacht geliefert hat.*)

Schon am Tage nach der Schlacht begann die Belagerung von Metz.

Ich war Zeuge davon, als ich von dem kleinen Plateau, oberhalb Point-du-Jour beobachtete, wie die deutschen Infanteristen ruhig die Erdwerke und die Wälle der Schützengräben niederlegten, von denen sie noch Tags zuvor, lange nach Sonnenuntergang, von Chassepotkugeln getroffen worden waren.

Die Truppen Bazaines waren mit geringen Ausnahmen nicht in schlechter moralischer Verfassung, aber ermattet, desorganisiert und der Ruhe bedürftig. Das schlechte Wetter übte seine Wirkung.

Nach Verlauf einiger Tage hätte Bazaine einen neuen Ausfall versuchen können, ehe die Deutschen ihn mit einem so undurchdringlichen Gürtel umschlossen, wie derselbe später war. Der Zeitraum, in dem er Aussicht hatte, diesen Gürtel zu durchbrechen, reicht vom 22. August bis zum Tage von Sedan.

---

*) Dies ist ganz richtig.

Der Kommandierende des 6. Korps hat ausgesprengt — um seinen Ruf zu bewahren und sich als Helden von Saint-Privat-la-Montagne aufzuspielen: Ah! der Marschall kannte den Nationalcharakter und hat ihn in der Krim wie bei der Rheinarmee ausgebeutet! —

Der Kommandierende des 6. Korps hatte in Paris gelebt und besaß dort Freunde; ich hatte mein Leben im Felde zugebracht und besaß keine.

Wohin sollte er sich wenden, wenn es ihm gelang, herauszukommen?

Augenscheinlich nach nordwestlicher Richtung, längs der unteren Maas, um sich möglichst mit Mac-Mahon zu vereinigen. Die Deutschen konnten indes diesen Plan ebensogut erraten, und um ihn zu verhindern, hatten sie außerhalb des Einschließungsgürtels, der sich von Amanvillers bis zur Straße nach Diedenhofen ausdehnte, vier Armeekorps mit 120 000 Mann.

Das Land südlich und südöstlich von Metz war nur schwach von den Deutschen besetzt, und ich glaube, daß Bazaine jetzt die Straße nach Straßburg erreichen konnte. Dann aber mußte er Mac-Mahon aufgeben, der in der Richtung nach Metz vorrückte, um seine Verbindung mit ihm zu bewerkstelligen.

Man muß zugeben, daß er nach Gravelotte zehn Tage unthätig blieb.*) Infolge dessen konnte der Kronprinz von Sachsen mit drei detachierten Korps die Mosel entlang Mac-Mahon entgegengehen, ohne sich wegen der hinter ihm bleibenden Armee des Prinzen Friedrich Karl zu beunruhigen.

Man kann zur Rechtfertigung dieser Unthätigkeit Bazaines sagen, daß seine Korpskommandanten sämtlich der Meinung waren, daß nichts zu thun sei. Für einen energischen General kann unter normalen Verhältnissen

*) Dieser Zeitraum wurde benutzt, um die Armee zu ergänzen, die infolge der erlittenen Verluste sozusagen nur sehr unvollständige Cadres besaß. — Wer konnte den 4. September vorhersehen? —

ein solcher Grund kein Gewicht haben, aber man muß nicht vergessen, daß zwei dieser Korpskommandanten Marschälle waren wie er und daß er selbst unter ihren Befehlen gedient hatte.

Er setzte sich dennoch aus eigenem Antriebe in Bewegung, sobald er sichere Kenntnis von der Richtung Mac-Mahons erhalten hatte. Er legte seine Armee in ein verschanztes Lager auf dem rechten Ufer des Flusses. Von hier aus dirigierte er am 31. August drei Armeekorps gegen die deutsche Einschließungslinie in nordwestlicher Richtung mit Sainte-Barbe als nächstes Angriffsobjekt.

Wir hatten diesen Ausfall immer nur als eine Abschwenkung zu Gunsten Mac-Mahons angesehen, aber Bazaine erinnert uns an seine Absicht, Diedenhofen durch einen Vorstoß im Halbkreis mit drei Armeekorps zu erreichen und damit zwei anderen den direkten Weg durch das Moselthal zu öffnen.

Man begeht einen schweren Fehler, wenn man einen ernsthaft geplanten Ausfall nicht mit aller Kraft ausführt.

Bazaine wirft seinen Untergebenen ihre Langsamkeit vor, aber wie er selbst gesteht, wurde der erste Signalschuß nicht vor zwei Uhr abgefeuert.

Zwei Uhr paßt sehr gut für den Beginn eines Ausfalls, nur mußte es zwei Uhr Morgens sein.*) Bei

*) Nicht immer, namentlich nicht, wenn man einen Fluß zu überschreiten hat. Meine Absicht war, sobald ich sichere Nachricht vom Heranrücken der Armee von Châlons hatte, auf Château-Salins

Anbruch der Nacht war seine Angriffskolonne ganz dicht bei Sainte-Barbe durchgedrungen, und da setzte, um einen Lieblingsausdruck Bazaines anzuwenden, „die Nacht der Offensivbewegung ein Ziel“.

Bei den Deutschen aber setzte die Nacht nichts ein Ziel, im Gegenteil. Sie benutzten den Umstand, daß die Dunkelheit das Zeichen der Ruhe giebt und warfen sich im Geschwindschritt gleichzeitig auf den linken Flügel, den rechten und die Front Bazaines, und sie waren selbst frech genug, vor Tagesanbruch den Schlaf Le Boeufs — der infolge der Anregungen der Nacht im Dorfe Servigny zu Bett gegangen war — durch einen äußerst kräftigen und entscheidenden Offensivvorstoß zu stören.

Dies hatte eine Panik zur Folge. Was an diesem Tage geschah, gereicht den französischen Offizieren und Soldaten zur Schande. Man zankte sich — man floh in übereilter Hast; jedes einzelne Korps dachte nur an sich selbst und entblößte in sträflichster Weise die Flanken seiner Nachbarn. Die Deutschen drängten vorwärts, fest und entschlossen wie immer, und der Anbruch der Nacht des 1. September sah die französischen Truppen sich mit einem Verlust von 3 500 Mann in ihre Verschanzungen zurückziehen.

Bazaine hoffte noch immer auf die Ankunft Mac-Mahons. Ohne das Donnern seiner eigenen Geschütze hätte er am 31. August, diesem Unglückstage Frankreichs,

---

und Pfalzburg zu marschieren, mit einem Wort die Offensive gegen den Rhein wieder aufzunehmen.

Gott hat es nicht gewollt!

in der Ferne einen schwachen Ton, das Totengeläute der Armee Mac-Mahons, gehört.

Dieser schwache Ton, den der Wind von dem 65 Meilen entfernten Schlachtfeld von Beaumont herübertrug, erreichte den Prinzen Friedrich Karl auf dem Hügel von Horimont, von dem er den Kampf beobachtete, der auf den Abhängen von Servigny und Noisseville stattfand. Aber dieses traurige und dumpfe Geräusch drang nicht bis zu den Ohren des Belagerten.

Nach der Kapitulation von Sedan änderten sich Bazaines Aussichten auf einen Durchbruch sehr bald in eine sichere Niederlage. Nehmen wir selbst an, es wäre ihm geglückt, was wäre sein Ziel, was sein unmittelbares Schicksal gewesen? Er wäre unfehlbar in der Ebene von den Deutschen vernichtet worden; diese hätten ihm sicher irgendwo einen Ausweg deshalb geöffnet, wenn sie nicht vorgezogen hätten, ihn lieber in seiner Festung durch Hunger zu bezwingen.

Es steht fest, daß sie stärker waren als er und zwar im Verhältnis von zwei gegen einen; sie waren besser organisiert, leistungsfähiger auf dem Marsch und in viel besserer Stimmung.*)

Einem Augenzeugen, der sich während dieser langen Belagerung auf der Seite der Deutschen befand, ist es

*) Kann etwas besseres zu gunsten meiner Vorsicht angegeben werden?

Die erste Pflicht eines Generals ist, seine Armee zu schonen und sie nicht nutzlos um des bloßen Glorienscheines einer zwecklosen Schlacht willen zu verwenden.

gewiß erlaubt, seine Überzeugung auszusprechen, daß es für Bazaine unmöglich war, aus Metz herauszukommen.

Ein Handstreich war außer Frage.

Vom Hügel von Horimont, von dem Observatorium auf dem Berg Saint-Blaise, vom Hügel vor Servigny und vom Plateau von Saint-Germain blickte ich in das verschanzte Lager Bazaines von solcher Höhe, daß keine einzige Kompagnie hätte zusammentreten können, ohne daß ich sie bemerkte. Auf diesen und vielen andern Punkten standen fortwährend Schildwachen auf der Lauer. Die deutschen Posten waren so nahe herangerückt, daß sie gewissermaßen das Herzklopfen der Armee Bazaines hören konnten. Beim geringsten Alarm, bei dem mindesten Anzeichen einer Gefahr hatte sich die zweite Einschließungslinie sofort mit der ersten zu vereinigen und in deren unbezwingliche Stellungen überzutreten, damit so neue Verstärkungen von allen Seiten herbeieilen könnten.

Befestigungswerke, Laufgräben, Batterien, deren Schußlinien den kleinsten freien Raum unter Kreuzfeuer nahmen, durch Verhaue geschützte Deckungen und auf allen dominierenden Stellen Schanzen mit Belagerungsgeschützen, — dazu die große numerische Überlegenheit, das methodische Vorgehen der Deutschen und der bessere Geist in der Truppe — die natürliche Folge der beiderseitigen Lage, — alles dies hob den einzigen Vorteil, welchen den Franzosen der Besitz der inneren Befestigungslinie bot, vollkommen auf.*)

*) Äußerst klare Ausführung.

Bazaine konnte nicht heraus, aber er erkannte sehr wohl die Wichtigkeit, daß er eine große deutsche Armee festhielt. In rein militärischem Sinne irrte er nur darin, daß er nicht häufigere und kräftigere Ausfälle unternahm, obwohl man sich bemüht hat, die Wichtigkeit seiner Ausfälle hinsichtlich ihrer Zahl und Stärke herabzusetzen.

Betrachtet man die Frage nur vom Standpunkt des rein militärischen Erfolges, so hatte Bazaine nicht Unrecht, daß er nicht energischer in seinen Ausfällen war.*) Die Deutschen kannten seine Lage ebenso gut, wenn nicht besser als er. So lange er zu fürchten war, hätte kein Aufhören der Feindseligkeiten die Deutschen veranlaßt, in ihrer Wachsamkeit nachzulassen oder ihre Truppen um einen einzigen Mann zu verringern. Sie konnten sich großen Anstrengungen unterziehen, ohne materiell zu leiden. Die Schläge, die Bazaine ihnen beibringen konnte, fielen furchtbarer auf seine armen Teufel von Soldaten zurück. Jeder Deutsche hätte zwei Franzosen gekostet. Nachher läßt sich leicht behaupten, daß es besser gewesen wäre, wenn die Franzosen unter solchen Verhältnissen fielen, als daß sie in deutschen Gefängnissen vermoderten; aber Bazaine merkte erst im letzten Augenblicke, daß dies die traurige Bestimmung derer sein würde, die die mächtige Rheinarmee gebildet hatten.

Eine der Fragen, auf die das Kriegsgericht von Trianon „bejahend" antwortete, war: „ob Bazaine kapituliert hatte,

---

*) Wo hätte man die Verwundeten gepflegt? Die Hospitäler rc. waren mit Kranken überfüllt.

ohne die sämtlichen ihm verfügbaren Verteidigungsmittel erschöpft und ohne alles, was Pflicht und Ehre vorschrieben, gethan zu haben". Für den unparteiischen Leser antworten die nachfolgenden Thatsachen ganz anders. Sie sind nicht von Bazaine angeführt, aber dem Kriegsgericht nachgewiesen worden.

Schon am 15. September hielt man es für nötig, die Brotration für die Armee zu vermindern. Am 15. Oktober erklärte General Coffinières, Gouverneur von Metz, daß 25 000 kranke Soldaten ohne Arzenei und Linderungsmittel aller Art seien. Zehn Tage vorher schon meldete der Generalarzt der Armee das furchtbare Umsichgreifen des Typhus und den Tod unzähliger Verwundeter an Brand und Blutvergiftung. Der Typhus war so heftig, daß er die Chirurgen gewissermaßen niedermähte, auch Skorbut war fast allgemein, Dysenterie hatte solche Dimension angenommen, daß die Hospitäler — und ganz Metz war ein Hospital — nicht ein Zehntel der Kranken aufnehmen konnten. Er hatte bewiesen, daß die Schwerkranken keine andere Nahrung hatten, als ungesalzenes Pferdefleisch und ein bischen schlechtes Brot. Persönlich kann ich bekräftigen, daß ich Gefangene und Deserteure der belagerten Armee gesehen habe, die von Skorbut und Hautkrankheiten zerfressen, — eine Folge von Blutarmut — und gierig wie hungrige Wölfe, nicht wie Menschen, waren.

Die Armee, welche nach der Übergabe vorbeizog, um sich in ihre Kantonnements zu begeben, bot das trübselige Schauspiel abgezehrter, anemischer und mit Blatternnarben

bedeckter Menschen. Die Unglücklichen starben wie die Fliegen, während sie in ihren offenen Lagern unter kaltem Regen warteten, bis die Gefangenenzüge bereit waren, sie fortzuführen; auch während der Fahrt war die Sterblichkeit beträchtlich.

Am 8. Oktober überreichte Coffinières Bazaine einen Bericht, wonach die Lebensmittel, selbst wenn man die Vorräte der Stadt mit Beschlag belegte, nicht über den 20. Oktober hinaus reichen würden. „Dies ist," sagte er — er war ein harter und kalter Charakter — „die äußerste Grenze, bis zu der wir kommen können, wenn wir alle möglichen Hülfsmittel erschöpfen."

Am 7. hatte Bazaine einen kräftigen Ausfall ins Moselthal unternommen, der ihm 1200 Mann gekostet hatte und vollkommen die Stärke der Einschließung bewies.

Am 10. sprach sich ein Kriegsrat einstimmig gegen die Möglichkeit weiterer Offensivbewegungen und für die Eröffnung von Unterhandlungen über ehrenhafte Bedingungen aus.

Erst am 25. Oktober, vier Tage nachdem man aufgehört hatte, Rationen zu verteilen, versuchten Bazaine und Changarnier zu unterhandeln, nicht über Kapitulation, sondern über einen Waffenstillstand mit Verproviantierung und Entfernung der Armee nach Afrika, doch ohne Übergabe von Metz. Der rote Prinz lehnte diesen Vorschlag ab, wobei er seiner Sympathie Ausdruck lieh.

Bazaine verfiel nun auf den verzweifelten Gedanken, einen neuen Ausfallversuch zu unternehmen. Der Kriegsrat verurteilte die Idee einstimmig; ein General behauptete,

daß ein Ausfall eine strafbare Handlung sein würde. Bazaine gesteht traurig ein, daß es eine That der Verzweiflung, ein wahrer Selbstmord gewesen wäre, der dem Feind nur einen leichten Sieg verliehen und demjenigen, dem das Vaterland den Befehl über so viele tapfere Herzen anvertraut hatte, das Verbrechen eines nutzlosen Opfers aufgebürdet hätte.

Er unterhandelte erst, als er vom Hunger besiegt worden war.

Der Bericht, der die Anklage vor dem Kriegsgericht begründete, enthält die folgenden Worte:*) Die Armee und der Platz von Metz haben sich bis zum letzten Stück Brot gehalten. Kann man dasselbe von Paris sagen, dessen Widerstand man rühmte, weil er allen Ansprüchen der Pflicht und Ehre genügt habe?

Endlich am 27. Oktober unterzeichnete General Jarras mit der Vollmacht des Oberkommandierenden und des Kriegsrats die Kapitulation, welche letzterer en bloc annahm.

Am 28. besetzten die Deutschen Metz.

Am 29. wurde die Festung von der gefangenen und entwaffneten französischen Armee geräumt. Die Offiziere behielten ihre Waffen. Bazaine erreichte dies nur durch seinen tapferen Widerstand. Die Zeiten sind vorüber, wo die Leute ihre Stiefel aßen, bevor sie sich ergeben wollten. Gesunder Menschenverstand und Humanität haben diesen grausamen Donquichottismus abgeschafft.

---

*) Bericht des Generalberichterstatters.

Metz hielt sich, ehe es kapitulierte, bis zum äußersten und litt dabei grausamer als jede andere, während des deutsch-französischen Krieges belagerte Festung. Keine belagerte Armee hat in diesem Jahrhundert, von Saragossa bis Plewna, ebenso lange härtere Leiden erduldet.

Ich behaupte nicht, daß Bazaine, als er sich am Tage der Übergabe bei Corny ergab, ebenso mager war wie der Stathouder, der Antwerpen dem Herzog von Parma übergab.*) Aber Osman-Pascha befand sich nach seinem Widerstand auch nicht in schlechter Gesundheit und Jules Favre war nicht magerer als gewöhnlich, als er nach Versailles kam, um wegen der Übergabe von Paris zu unterhandeln.

Eine andere Anklage gegen Bazaine bestand darin, daß er gegen Ehre und Pflicht mit dem Feinde unterhandelte.

Man hat ihn in der That beschuldigt, Frankreich verraten zu haben, und eben diese Anklage hat seinen Namen befleckt. Es ist aber bewiesen, daß er sich bis zum letzten Stück Brot hielt; seine Unterhandlungen mit dem Feinde konnten also keine voreilige Übergabe bezwecken. Er verhandelte in derselben Weise wie Jules Favre in Ferrières und Thiers in Versailles, aber er handelte als Patriot, der nur auf sich selbst angewiesen war.**)

---

*) Ich war ernstlich krank; mein Magen konnte kein Pferdefleisch mehr verdauen.

**) Ich that es im Interesse des schwer leidenden Vaterlandes und um ihm das Unglück zu ersparen, von dem es betroffen wurde. Meine Pflichttreue war die eines Patrioten, der das Opfer seiner Person, seiner Zukunft und einer ruhmreichen Vergangenheit bringt.

„Wir sind in einer Revolution.“ Die Natur dieser Revolution kannte er nur vom Hörensagen. Die Regierung der Nationalverteidigung hatte nie mit ihm verkehrt; noch weniger hatte sie ihm die Vollmacht mitgeteilt, kraft deren sie handelte. War diese Vollmacht nicht bis zur Abstimmung einer Nationalversammlung einfach eine widerrechtliche Anmaßung?

Frankreich hatte, durch und durch zerrüttet, die von Paris ausgehende Revolution angenommen; aber alle Nachrichten, die Bazaine darüber erhielt, erhielt er aus zufällig aufgegriffenen Zeitungsstücken, die ihm die Deutschen schickten, und aus einer Mitteilung des Prinzen Friedrich Karl. Bazaine und seine Armee hatten dem Kaiserreich den Eid der Treue geleistet. Der Kaiser hatte ihn da hingestellt, wo er war. Die letzte Regierung Frankreichs, von der er wußte, war die Regentschaft.

Die Engländer sind nicht gewöhnt, Monk als Verräter zu betrachten, und doch ging Monk weiter, als Bazaine je zu gehen dachte. Monk stürzte eine bestehende Regierung, als er Karl II. zurückrief. Bazaine hatte nur eine Hoffnung: Frankreich dadurch den Frieden zu geben, daß er die Regierung, deren vereidigter Diener er war, aufrecht erhielt. Die Deutschen weigerten sich mit den Barrikadenhelden, die sich in Erwartung der Volksabstimmung die Gewalt angeeignet hatten, zu unterhandeln. Man weiß, weshalb Ney erschossen wurde; Bazaine wurde zum Tode verurteilt, weil er das Gegenteil that. Ney kam Napoleon voreilig entgegen; Bazaine wollte Napoleon, als er gewaltsam gestürzt war, nicht voreilig preisgeben.

Es war eine Zeit, in der selbst Männer, die einen schärferen Verstand besaßen als der ehrliche alte Soldat, in Verlegenheit kamen. Wir können den Regnier'schen Zwischenfall bei Seite lassen. Regnier war ein Werkzeug Bismarcks; er wurde von der Kaiserin Lügen gestraft und konnte Bazaine nicht kompromittieren.

Als der Oktober verging und die Armee isoliert blieb, erkannte Bazaine und seine Kriegsräte endlich die ganze Schwere einer einzig in der Geschichte dastehenden Lage. Sie befehligten die letzte reguläre Armee Frankreichs; waren sie Bürger, Unterthanen oder Soldaten? Sie verstanden sehr wohl ihre militärische Pflicht — die Ereignisse haben es bewiesen — aber es konnte für sie noch andere Pflichten geben, Pflichten bürgerlichen und militärischen Charakters zugleich, die sich noch in höherem Grade aufdrangen.

Als Militärs verstanden sie, was jeder wahre Soldat, um nicht zu sagen, jeder vernünftige Mensch versteht, nämlich, daß Frankreich nach Sedan verloren war. Es konnte nur noch kämpfen und Blut vergießen, mit der einzigen Hoffnung, durch Mut und Ausdauer seine Waffenehre zu retten, wodurch aber nur seine Armut vergrößert und seine Nationalschuld bedeutend vermehrt werden würde.*) Sie beschlossen zusammen — und dieser Beschluß war mehr der einer Versammlung von Kameraden, die sich nur von ihrem Patriotismus leiten ließen, als der eines unter Vorsitz des Armeekommandanten tagenden Kriegs-

*) Sehr wahr.

rats — sie beschlossen, General Boyer zu Bismarck zu schicken, um mit diesem zu konferieren. Bismarck schlug ein Mittel vor, das den Belagerten von Metz erlaubt hätte, auf dem Wege der Pflicht und Ehre zu bleiben. Doch gehörte zu diesem die Mitwirkung der Kaiserin Eugenie, die damals Regentin war.

Diese sollte, während die Armee von Metz die interimistische Regentschaft stützen würde, ein Manifest an die Nation erlassen, um sich über die Regierungsform, der sie den Vorzug geben würde, auszusprechen. Dieses Abkommen glich in allen Punkten dem, das später die Regierung der National-Verteidigung annahm, nur mit dem einen Unterschied, daß es damals keine französische Armee mehr gab. Der Vorschlag mußte der Kaiserin unterbreitet werden. General Boyer begab sich zu diesem Zweck nach England; aber, wie er Bismarck anzeigte, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Kommandierende von Metz außerhalb jeder politischen Kombination bleiben und sich nicht bewegen lassen würde, einen Vertrag zu unterzeichnen, der irgendwelche, die Armee nicht berührende Fragen betreffen würde.

Die Mission Boyers hatte also keinen andern Zweck als den, die Armee aus der Lage, in der sie sich befand, zu befreien und sie Frankreich zu erhalten.

Die Unterhandlung zeigte sich unausführbar, und es blieb nur noch die militärische Frage.

Dies ist die Geschichte von Bazaines „Verrat".

Hatte eine Verschwörung stattgefunden, so waren Bazaines Mitschuldige Marschälle von Frankreich und Korps-

kommandanten, von denen nicht einer wegen seiner Führung getadelt wurde und von denen später die meisten hohe Stellen unter der Republik erhielten.

Der Offizier, der den Anklageakt gegen Bazaine verfaßte, hatte unter ihm gedient. Der Kriegsminister, der die Zusammenberufung seines Kriegsgerichts unterzeichnete, und der, wenn der Urteilsspruch zur Ausführung gekommen wäre, den Befehl zu seiner Hinrichtung unterzeichnet hätte, hatte als Vermittler in den Kapitulationsverhandlungen gedient, derentwegen sein früherer Chef unter Anklage gestellt worden war. Wäre Bazaines Todesurteil vollstreckt worden, so hätte es leicht geschehen können, daß einer seiner Mitschuldigen als Gouverneur von Paris, unter seinen Leuten das Exekutionskommando zu bestimmen hatte.*)

Doch was das lächerlichste und häßlichste dieser grausamen Komödie menschlicher Ungerechtigkeit war, ist daß die Strafe Dank der Milde eines Mannes vermindert wurde, der selbst eine andere französische Armee so geführt hatte, daß sie im offenen Felde kapitulieren mußte. Sein Lohn für diese Heldenthat war die Ernennung zum Präsidenten der Republik.**)

---

*) Die beiden Kriegsminister de Cissey und du Barail standen in Metz unter meinem Befehl, ebenso der Kommandant der 1. Militärdivision, der Gouverneur von Paris, der die Richter ernannte.

Sie waren also Richter, Parteien und Orleanisten.

**) Der Marschall hatte gleichfalls unter mir in der Rheinarmee gedient.

Bietet sich in der Geschichte irgend eines anderen Volkes eine ähnliche Verdrehung der Gerechtigkeit?

Der Prozeß Bazaines war ein Komplott, das die Wut Frankreichs dadurch besänftigen sollte, daß man ihm ein Opfer hinwarf, das es zernagen aber nicht vollständig zerfleischen durfte.

Bazaine wurde beschuldigt, sich in offenem Felde ergeben zu haben. Dies ist nicht wahr, wie die deutschen Verschanzungen bezeugen, die noch heute um Metz existieren. Aber er wurde deswegen angeklagt, weil das französische Militärgesetz bei einem Oberkommandierenden, der im offenen Felde kapituliert, die Todesstrafe vorschreibt, ohne eine Milderung des Urteils zu gestatten. Dies vereinfachte die Sache. Dennoch hat sich das Kriegsgericht nicht entschließen können, sein „schuldig" auszusprechen, ohne zu bestimmen, daß das Urteil nicht vollstreckt werden würde. Ich schließe diesen Artikel mit den Worten, die der Herzog von Aumale in diesem Sinne geschrieben hatte:

„Marschall Bazaine hatte das Kommando der Rheinarmee unter unerhörten Schwierigkeiten übernommen und ausgeführt; er ist weder für den unglücklichen Beginn des Feldzuges, noch für die Wahl der Operationslinien verantwortlich. Er war stets da, wo die Kugeln am dichtesten fielen. In allen Gefechten war er der Tapferste der Tapferen, und am 16. August retteten sein persönlicher Mut und seine unbezwingliche Entschlossenheit die Schlacht. Berücksichtigen Sie die Führungsliste des Freiwilligen von 1831, zählen Sie die Feldzüge, Wunden und glänzenden Thaten, durch die er den Marschallsstab von Frankreich verdient hat."

Dann schrieb der Vorsitzende des Kriegsgerichts, ein Offizier, der den Feldzug nicht mitgemacht hatte, folgendes

an den Kriegsminister und an den Präsidenten der Republik, der selbst, von technischen Einzelheiten abgesehen, alles das gethan hatte, weshalb Bazaine verurteilt wurde:

Lassen Sie diesen Mann nicht unserm Urteilsspruch gemäß erschießen, sondern jagen Sie ihn fort und lassen Sie ihn den Zorn Frankreichs und die Verantwortung für alle unsere Fehler mit sich nehmen.*)

---

*) Diese Darlegung ist klar und offen für jeden, der zugeben will, daß die öffentliche Meinung irregeführt worden ist.

Und, wie man immer sagt, man wußte nicht.

Am schuldigsten sind die Generäle, die sich mit den Verleumdern verbündeten, damit man ihre eigenen, in diesem unglücklichen Feldzuge begangenen Fehler entschuldigen sollte.

So schreibt man einem unter ihnen die Bemerkung zu: „Meiner Treu, ich mag meine Stelle nicht verlieren."

Es gab viele, die zu der Schule gehörten: „Jeder für sich, Gott für uns Alle."

Was die taktischen Kombinationen, die man hätte versuchen können, anbetrifft, so gehört die Anregung derselben dem Verfasser, und in solchen Fällen ist es immer leicht, zehn Jahre später diese oder jene Lösung, wie man aus einer schwierigen Lage herauskommen konnte, zu bieten; aber man berücksichtigt dabei zu wenig den moralischen und physischen Zustand, in dem sich zu jener Zeit die Truppen befanden.

Anders ist es mit dem tendenziösen Geist, in dem die Untersuchung und das Kriegsgericht geführt wurden.

Man wollte in mir einen Ehrgeizigen sehen, der sich auf Kosten Gambettas und seiner Konsorten Frankreich aufzwingen wollte.

Das war, in seiner brutalen Wahrheit, der Zweck meiner Versetzung in den Anklagezustand: ich war unbequem.

Ich halte es für gut, hier den Brief wiederzugeben, auf den Herr Archibald Forbes anspielt, und der vom Vorsitzenden und von den Richtern an den Kriegsminister gerichtet wurde:

Herr Minister!

Das Kriegsgericht hat soeben sein Urteil über Herrn Marschall Bazaine gefällt.

Als Geschworene haben wir die uns vorgelegten Fragen beantwortet, ohne auf eine andere Stimme als die unseres Gewissens zu hören.

Wir brauchen auf die langen Verhandlungen, die uns aufgeklärt haben, nicht zurückzukommen. Nur Gott schulden wir Rechenschaft über unsere Entscheidung.

Als Richter mußten wir ein unerbittliches Gesetz anwenden, das keine mildernden Umstände für ein Verbrechen gegen die militärische Pflicht zuläßt.

Aber diese Umstände, die das Gesetz uns verbot anzurufen, als wir unsern Urteilsspruch fällten, dürfen wir Ihnen andeuten.

Wir möchten Sie daran erinnern, daß Marschall Bazaine das Kommando der Rheinarmee unter unerhörten Schwierigkeiten übernommen und ausgeführt hat, daß er weder für den unglücklichen Anfang des Feldzuges noch für die Wahl der Operationslinien verantwortlich ist.

Wir möchten Sie daran erinnern, daß er im Feuer ganz er selbst war; daß ihn bei Borny, bei Gravelotte, bei Noisseville niemand an Tapferkeit übertroffen hat und daß er am 16. August durch seine entschlossene Haltung das Centrum der Schlachtlinie gehalten hat.

Berücksichtigen Sie die Führungsliste des Freiwilligen von 1831; zählen Sie die Feldzüge, Wunden und glänzenden Thaten, mit denen er den Marschallstab von Frankreich verdient hat.

Denken Sie an die lange Haft, die er erduldet hat, denken Sie an die Qual von zwei Monaten, während der er täglich über seine Ehre verhandeln hörte, und Sie werden sich mit uns vereinigen, um den Präsidenten der Republik zu bitten, daß er den Urteilsspruch, den wir soeben gefällt haben, nicht vollstrecken lasse.

Empfangen Sie, Herr Minister, die Versicherung unserer Hochachtung.

Der Vorsitzende: H. von Orleans.

Die Richter: General De la Motterouge.
General Baron De Chabaud La Tour.
General J. Tripier.
General Princeteau.
General Ressayre.
General De Malroy.

10

## Achtes Kapitel.

Vernichtung des 1. Korps. — Mac-Mahon vor der Untersuchungskommission. — Unvorsichtigkeit. — Marsch auf Mézières. — Eine verhängnisvolle Schwenkung. — Zwei verlorene Tage. — Kapitulation im offenen Felde. — Frankreichs Degen. — Wortkrämer. — Verschwörung in der Armee. — Oberst d'Andlau. — Die Herren Durchbrecher. — Ein Artikel der Berliner Börsenzeitung. — Frankreich mag untergehen, retten wir nur die Revolution! — Eine Depesche Gambettas.

Ich habe den Ereignissen vorauseilen müssen, um kompetenteren Richtern das Wort zu lassen; man erlaube mir ein wenig zurückzugreifen, bis auf das Unglück von Reichshofen.

Die Folge dieser Niederlage war eine wilde Flucht, eine wahre Auflösung des 1. Korps. Marschall Mac-Mahon hat den Kopf verloren, er befindet sich inmitten dieser Verwirrung, ohne einen Augenblick daran zu denken, ein wenig Ordnung zu schaffen, ohne ein einziges Mal sich als Befehlshaber zu zeigen. Die beiden sich selbst überlassenen Korps de Failly und Douay kennen die Niederlage und ziehen sich zurück, ohne zu wissen wohin.

Wenn der Feind die Entschlossenheit und Thätigkeit, deren er sich nach dem Erfolge rühmte, wirklich besessen hätte, so wäre keins dieser drei Korps nach Châlons gekommen.

In Bar-sur-Aube giebt der Marschall endlich, nachdem er die Verteidigungslinie um 30 Meilen überschritten hat, Bazaine Nachricht über seinen Marsch. In Châlons formiert sich seine Armee wieder, aber sie bleibt unter dem Eindruck der Niederlage von Reichshofen.

Das beste Korps, das 1., das großenteils aus unsern ausgezeichneten afrikanischen Truppen bestand, war vernichtet. Der Soldat kann die Ursachen der Niederlage nicht beurteilen, er empfindet nur ihre Folgen. Er verliert den Mut.

Dann kommen zahlreiche Rekruten an — und was für Rekruten! Der Marschall ist unfähig, als Oberkommandierender selbst einen Entschluß zu fassen. Entgegengesetzte Ratschläge verwirren ihn. Der Kaiser erteilt in seiner unmittelbaren Nähe Ratschläge, der Kriegsminister von fern; dieser wenigstens sieht richtig, weil er die Eigenschaften eines Oberkommandierenden hat. Endlich beschließt der Marschall auf Metz zu marschieren.

Er ist der deutschen Armee um vier, ja um fünf Tage voraus. Statt pfeilschnell vorwärts zu eilen, führt er jenen langsamen und schwankenden Marsch aus, der in Sedan endet, auf dem Boden eines Waschnapfes, dessen Rand die deutschen Heere besetzt halten. Vor der Untersuchungskommission drückt sich Marschall Mac-Mahon folgendermaßen aus:

„Ich setzte mich am 23. in Marsch, um mich mit Marschall Bazaine zu vereinigen. Man hat dem Kommandierenden dieser Armee einen schweren Vorwurf ge-

macht, daß er nicht schneller war, daß er Metz nicht schneller erreichte und dadurch Ursache der unglücklichen Ereignisse von Metz war.

„Ich marschierte am 23. ab. Der Befehl lautete dahin, daß die Bewegungen mit möglichster Schnelligkeit ausgeführt werden sollten. Aber man muß eins berücksichtigen: wir waren schlecht organisiert. Die Intendanten, die den verschiedenen Armeekorps angehörten, waren erst Tags zuvor eingetroffen, und die Verteilung der Lebensmittel geschah, trotz bestimmter Befehle und trotz sorgfältiger Überwachung, sehr mangelhaft.

„Beim Abmarsch von Châlons glaubten wir, daß unsere Leute für vier Tage Lebensmittel mitnahmen.

„Ich hatte Befehl gegeben, sich davon zu überzeugen und hatte mich selbst bei zwei Armeekorps davon überzeugt. Ich glaubte, daß die übrigen in derselben Lage wären.

„Wir begannen unsern Marsch: die Straße über Verdun*) war die kürzere, aber der Kronprinz von Sachsen hielt sie mit ca. 160 000 Mann besetzt.

„Ich mußte deshalb zum Zwecke der Vereinigung mit Bazaine etwas mehr nach Norden marschieren.

„Schon am Abend des ersten Tages kamen zwei Korpskommandanten, die Generäle Ducrot und Lebrun ins Hauptquartier nach Attigny, um mir mitzuteilen, was ich durchaus nicht erwartete, nämlich, daß ihre Leute durch Versehen der Intendanten keinen Proviant mehr hätten. Ich war noch nahe der Eisenbahn. Ich wußte sehr wohl,

*) Die Sachsen griffen Verdun am 24. August an.

wie ärgerlich es war, in unserer Lage Zeit zu verlieren; doch da die Ebenen von Châlons nicht sehr reich an Korn sind, so mußte ich mich nach links wenden und nach Réthel marschieren. Dazu brauchte ich ungefähr 24 Stunden. Ich ergänzte meine Vorräte und setzte meinen Marsch in der Richtung auf Stenay fort. Ich hielt dies für näher.

„Das Korps des Kronprinzen von Sachsen rechts lassend, kam ich am 27. nach Chêne-Populeux.*) Hier erfuhr ich, daß das Korps rechts von mir von preußischen Truppen angegriffen worden war; ebenso das Korps in Buzancy. Hieraus schloß ich auf die Nähe des Kronprinzen von Preußen (er war in der Richtung auf Vouziers gemeldet worden) und daß andrerseits der Kronprinz von Sachsen ungefähr auf gleicher Höhe mit uns in der Richtung von Buzancy war. Unter diesen Umständen hielt ich den Rückzug für geboten. Ich wußte übrigens von den Einwohnern, unter andern von Herrn von Montagnac, Maire von Sedan, daß zwei Tage zuvor

*) Am 27. August kam Marschall Mac-Mahon nach Chêne-Populeux, Richtung von Stenay (6 bis 7 Stunden Marsches davon), aber nicht nach diesem Orte selbst, wie die Depesche aus Diedenhofen vom 29. angiebt.

Am nächsten Tage befahl der Marschall den Rückzug auf Mézières. Wäre die Bewegung des Marschalls Mac-Mahon auf Stenay und Montmédy fortgesetzt worden, so konnte man sich nach Bazaines Demonstration vom 26., die den Feind getäuscht hatte, voraussichtlich soweit nähern, daß der Kanonendonner dort gehört wurde. Durch einen kräftigen Vorstoß von hier aus bis auf das Plateau des linken Ufers war am 28. oder 29. die Vereinigung beider Armeen möglich.

Marschall Bazaine noch nicht aus Metz heraus war; er konnte also noch nicht in Montmédy sein. Darum befahl ich, auf Mézières zurückzugehen. Einige Abteilungen Train und Artillerie kamen sogar bis Mézières.

„Der Kriegsminister wurde durch folgende Depesche von dieser Rückzugsbewegung in Kenntnis gesetzt.

„„Die erste und zweite Armee, über 200 000 Mann, blockieren Metz, besonders auf dem linken Ufer. Etwa 50 000 Mann sollen sich auf dem rechten Maasufer festgesetzt haben, um den Marsch auf Metz zu hindern. Eingezogene Erkundigungen besagen, daß die Armee des Kronprinzen von Preußen heute durch die Ardennen marschiert; sie soll schon bei Ardeni sein.

„„Ich bin bei Chêne-Populeux mit mehr als 100 000 Mann. Seit dem 19. bin ich ohne Nachricht von Bazaine. Wenn ich ihm entgegenrücke, wird mich ein Teil der ersten und zweiten Armee angreifen, die durch die Wälder gedeckt, keine Übermacht nötig haben, auch wird mich gleichzeitig die Armee des Kronprinzen von Preußen angreifen und jede Rückzugslinie abschneiden. Ich werde mich morgen Mézières nähern und meinen Rückzug der Lage entsprechend nach Westen fortsetzen."

„Die nötigen Befehle wurden demgemäß gegeben.

„Da trat ein verhängnisvoller Umstand ein, infolge dessen ich glaubte, anders handeln zu müssen. Um zwei Uhr morgens erhielt ich vom Kriegsminister eine chiffrierte Depesche folgenden Inhalts:

„Wenn Sie Bazaine preisgeben, so haben wir Revolution in Paris, und Sie werden vom Feind mit allen seinen Kräften

angegriffen werden. Paris wird sich selbst verteidigen, die Befestigungen sind beendet; Sie müssen unbedingt so rasch wie möglich Bazaine erreichen.

„Nicht der Kronprinz von Preußen ist in Châlons, sondern einer der Brüder des Königs von Preußen, mit einer Avantgarde und bedeutenden Kavalleriemassen. Ich habe Ihnen heute früh zwei Nachrichten telegraphiert, welche anzeigen, daß der Kronprinz von Preußen, die Gefahr erkennend, die durch Ihre Schwenkung sowohl seiner, als auch der Metz blockierenden Armee droht, seine Richtung verändert hat und sich nach Norden wendet. Sie sind ihm um mindestens sechsunddreißig, wenn nicht um achtundvierzig Stunden voraus. Sie haben nur einen Teil der Truppen vor sich, die Metz blockieren, und die, infolge Ihres Rückzugs von Châlons nach Metz, sich an der Argonne ausgedehnt hatten. Ihre Bewegung in der Richtung auf Rheims hatte sie wie den Kronprinzen von Preußen getäuscht. Hier fühlt ein jeder die Notwendigkeit, Bazaine zu befreien, und die Angst, mit der man Ihren Bewegungen folgt, ist außerordentlich groß."

„Ich zögerte noch, als ich eine halbe Stunde später eine andere Depesche folgenden Inhalts erhielt:

„Im Namen des Kabinetsrats und des Privatrats ersuche ich Sie, unter Benutzung der dreißig Stunden Vorsprung, die Sie vor dem Prinzen von Preußen haben, Bazaine zur Hülfe zu eilen.

„Ich lasse das Korps Vinoy nach Mézières gehen.*)"

„Auf Grund dieser Nachrichten des Kriegsministers glaubte ich meinen Marsch zur Vereinigung mit Bazaine fortsetzen zu müssen. Diesem hoffte ich noch immer auf dem Wege zu begegnen. Da geschah jene unglückliche

*) Diesem hatte Marschall Mac-Mahon keinen Befehl erteilt.

Bewegung, das größte Unglück, das im ganzen Feldzuge vorfiel.

„In Chêne-Populeux hatte ich am Abend den Befehl gegeben, die Bagagen aller Korps nach Mézières zu senden. Diese setzten sich in Marsch, zumal ich sie schon am vorigen Tage, weil ich wußte, daß der Feind sich bei Vouziers und Buzancy befand, auf dem linken Ufer des Kanals, der bei Chêne-Populeux vorbeifließt, zurückgehalten hatte. Als ich nun am folgenden Tage Befehl gab, auf Stenay vorzurücken, entstand durch diese Änderung unserer Marschrichtung auf der Straße eine Verwirrung, welche die ganze Bewegung verlangsamte.

„Infolge meines Befehls, nach Stenay aufzubrechen, marschierten wir in dieser Richtung, doch war ich noch bei Chêne-Populeux, als mir ein von dort kommender Herr mitteilte, daß ein Heer von 150 000 Preußen Stenay besetzt und die Brücke abgebrochen hätte.

„Da ich keinen Brückentrain zu meiner Verfügung hatte, konnte ich die Maas nicht an dem geeignetsten Punkte überschreiten, sondern mußte mich noch mehr nach links wenden und weiter stromabwärts bei Mouzon und Remilly übersetzen.

„Ich gab den Korps Befehl, nach Mouzon abzuschwenken. Unterwegs hatten wir einen neuen Unfall, und obwohl die Straßen nicht gerade schlecht waren, verloren wir doch wieder Zeit.

„Kurz, es steht fest, daß ich auf diesem Vormarsche zwei Tage verlor, den ersten durch meine Rückkehr nach Réthel, den andern einerseits durch die Rückzugsbewegung

von Chêne-Populeux nach Mézières und andrerseits durch die Veränderung meiner Marschrichtung, die ich vornehmen mußte, um von Stenay nach Mouzon abzuschwenken."

Es ist unmöglich, in so kurzer Zeit mehr Fehler zu machen; auch ist es unmöglich, in der Geschichte ein Beispiel größerer Fatalität zu finden.

Die Armee von Châlons, die letzte Rettung, hörte in wenigen Stunden auf zu existieren.

Es war Gottes Ratschluß, daß Marschall Mac-Mahon am Vormittag des 1. September verwundet wurde, den Befehl abgab und daß so die Verantwortlichkeit für das Unglück, die ihm ganz gebührt, von ihm wieder auf den Kaiser fällt, so geschickt derselbe auch manövriert hatte, um dieselbe nicht zu haben.

Der arme Kaiser muß die Kapitulation abschließen, und er wird der Schuldige!

Hier haben wir wirklich eine Kapitulation im offenen Felde; nicht der mindeste Zweifel ist darüber möglich; sie hat den ganzen Charakter einer solchen, und Marschall Mac-Mahon, der sich keine Illusion darüber machen darf, giebt dem Marschall Bazaine Richter!

Die Nachricht von diesem furchtbaren Unglück, das Verschwinden des letzten Hoffnungsstrahles für die Armee von Metz, erreichte den Führer derselben in unzweifelhafter Weise am 12. September. Von diesem Augenblick an war die Armee in ihren eigenen Augen vollständig verloren, sie mußte vernünftigerweise in den Augen Frankreichs verloren sein. Eine blockierte Festung, selbst Paris

mit 300 000 Mann, vermag nichts gegen einen Feind, der sie in einen eisernen Gürtel einschließt, wofern sie nicht von einer andern Armee entsetzt wird. Jetzt mußte über den Frieden unterhandelt werden. Denn damals hätte sich Bismarck wahrscheinlich mit Straßburg und einer Kriegsentschädigung begnügt. Das wäre schon viel gewesen. Aber was wäre es im Vergleich zu dem, was man später forderte!

Als Bismarck den Kaiser fragte:

— Majestät, ist es Ihr Degen, den Sie übergeben oder der Frankreichs? Da war nicht zu zögern, und der Kaiser hätte antworten müssen: „Es ist Frankreichs Degen" und nicht:

— Ich bin persönlich Ihr Gefangener; was den Frieden anbetrifft, so ist dies Sache der Regierung von Paris.

Regierung von Paris! Wenige Stunden später war es die Regierung der Nationalverteidigung.

Es war die Revolution angesichts des Feindes; die Revolution mit ihrer gewohnten Anmaßung, mit ihrer verzehrenden Sucht nach Macht, begierig, jede für sie so kostbare Gelegenheit zu ergreifen, um unter dem Vorwande, das Vaterland zu retten — wir haben gesehen wie! — jede Macht zu vernichten, die sie zähmen könnte. Sie fühlte sich trotz unserer Unglücksfälle glücklich, an Stelle des Kaisers Napoleons zu treten, der selbst aus der Revolution hervorgegangen, wenigstens die Nation befragt hatte, was die Regierung, die ihn ersetzte, sich wohl hütete zu thun.

Die Deputierten von Paris konstituieren sich kraft ihrer eigenen Autorität als Regierung der National-verteidigung! Ein Glück nur, daß die von Lyon oder von Marseille nicht dasselbe thaten! Sonst hätte es ebenso viele Regierungen der Nationalverteidigung wie große Städte gegeben.

Dieselben Rechte hatten sie alle.

Wo waren die Mittel zur nationalen Verteidigung? Es gab keine mehr; aber diese Herren waren um solche Kleinigkeiten wenig in Verlegenheit. Sie hatten endlich Gelegenheit, die Vorzüglichkeit der Produkte ihres Genies und den Wert ihrer so oft auf der Tribüne verteidigten Thesen zu beweisen, nämlich, daß die Zeit der stehenden Heere vorüber und das bewaffnete Volk unbesiegbar sei.

Ihre Thaten und deren Folgen sind bekannt.

Die Armee von Metz war gewiß nicht dem Kaiser sehr zugethan; als aber ein französischer Gefangener, der die feindlichen Linien passieren konnte, im Laufe des Septembers zwei Zeitungen vom 7. und 10. herein brachte, welche die Kapitulation des Kaisers mit seiner Armee bei Sedan und seine Überführung nach Deutsch-land anzeigten, sowie daß die Kaiserin am 4. September Paris verlassen habe und einige Pariser Deputierte die Gewalt an sich gerissen hatten — hielt sich dennoch diese Armee, die, wie ich ausdrücklich wiederhole, nicht kaiser-lich, sondern in erster Linie französisch gesinnt war, nicht für berechtigt, ohne positive Nachrichten von den Ereig-nissen, ohne jede Verbindung mit der Außenwelt und angesichts des Feindes, Politik zu treiben. Sie wollte

sich nicht gegen einen Kaiser empören, der seine Machtvollkommenheit von jenem Frankreich erhalten hatte, dessen Soldaten sie waren und für das sie täglich ihr Leben wagten.

Marschall Bazaine, ihr Führer, teilte nicht nur ihre patriotischen Gefühle, sondern mußte außerdem Ordnung und Autorität in der Stadt aufrecht erhalten, zumal ein Teil ihrer Bewohner seit langem von Agenten im Solde Deutschlands bearbeitet wurde.

Man hat dem Marschall Bazaine vorgeworfen, daß er die Regierung der Nationalverteidigung nicht anerkannt hat, und daß er seinem Souverän und seinem Eide treu geblieben ist. Ist das vielleicht sein Verbrechen? In der Politik ist alles so dehnbar, daß gerade hierin sein Verrat zu bestehen scheint.

Wir werden später sehen, was aus den Mitgliedern der Regierung der Nationalversammlung geworden wäre, wenn die Kaiserin in ihren Verhandlungen mit Herrn von Bismarck eine Landabtretung angenommen hätte, welche später diejenigen, die sich gegen alle Grundsätze der Moral und Vaterlandsliebe angesichts des Feindes empört hatten, doch in viel höherem Maße zugestehen mußten.

Ich habe an anderer Stelle erzählt, wie General Trochu, ein ehrenhafter Soldat, zufällig Präsident dieser Abenteurer-Regierung, dieser „Wortkrämer", wie die Araber die Advokaten nennen, geworden war.

Es ist nur zu wahr, daß man in der Politik, wie im Privatleben, verstehen muß, von zwei Übeln das kleinere zu wählen.

In Metz bemühte sich der Marschall, seine militärische

Pflicht in ihrer vollen Ausdehnung zu erfüllen. Er suchte die Stimmung der Soldaten zu heben und ihnen Selbstachtung wiederzugeben, welche viele geflohene Infanteristen verloren hatten, so daß sie nach den Gefechten in der Stadt umherzogen und in den Straßen bettelten. Er machte dadurch einem Skandal ein Ende, dem der Kommandant ein Ziel hätte setzen müssen. Während er mit allen diesen Aufgaben beschäftigt war, bildete sich in den höheren Chargen der Armee eine Verschwörung gegen ihn.

Von dieser Verschwörung, diesem Verbrechen erfuhr die Armee nichts, soweit es sich um den Kern und um den geheimen Zweck der Sache handelte. Sie kannte nur eine ganz äußere, vollkommen zulässige und ehrenhafte Folge derselben.

Trotzdem ist die Armee nicht lange von den Intriguen der Herren „Durchbrecher" getäuscht worden. Sie hat bald und sehr wohl anerkannt, was ihre scheinbar außerordentliche Energie, Tapferkeit, Pflichttreue und Vaterlandsliebe an persönlichem Ehrgeiz und falscher Prahlerei verbarg.

Diese Herren rührten sich außerordentlich und prahlten ganz laut: „Wir gehen einer Kapitulation, einer Schmach entgegen, die wir nicht ertragen wollen, wir werden zwanzigtausend, oder sogar nur zehntausend Brave sammeln und mit ihnen die preußischen Linien durchbrechen."

Das war im kleinen jener Massenausfall, jener stürmische Ausfall — die Weiber voran — den die Pariser Nationalgarde verlangte, von denen einige Bataillone

heldenmütig ihre Pflicht thaten, deren größter Teil aber eben so schnell beim Anblick des Feindes sich auflöste und floh, als er sich lärmend und aufrührerisch in der Stadt gebärdete, um die Ehre dieses famosen Ausfalls zu verlangen.

Hätte dieser Plan keine anderen Beweggründe gehabt, als wahres Ehrgefühl, Mut und Verzweiflung, so hätte die Armee diese Beweggründe geachtet, weil sie in der That Achtung gebietend gewesen wären. Aber die Armee erkannte ohne Zögern, daß dieser Plan einen ganz andern Ursprung und einen ganz andern Zweck hatte.

Seine Urheber wußten sehr wohl, daß sich die zehntausend — und noch weniger die zwanzigtausend! — Braven nicht finden würden, so daß die That, die sie ankündigten, keine Aussicht hatte, mit ihren Zufällen und Gefahren versucht zu werden. Unter dem vorgegebenen Zweck verbarg sich ein anderer, geheimer: der, eines Tages — nach der Kapitulation, die unzweifelhaft die Mißbilligung der Regierung und des Landes erregen würde — als Offiziere bekannt zu werden, die sich derselben widersetzt hatten, ein Verhalten, das ihnen dann Ehre und Avancement verschaffen mußte.

Einige höhere Offiziere hatten sich in gutem Glauben den Führern dieser niedrigen Intriguen angeschlossen. Aber die Armee, die sie nicht leiden mochte, hatte ihnen aus Verachtung den Namen „Durchbrecher" gegeben.

Und was hätte sie von ihnen gedacht, wenn sie gewußt hätte, daß ihre Ziele sich nicht hierauf beschränkten, daß sie die Verschwörung vielmehr zu dem Zwecke an-

gezettelt hatten, für die Armee und die Festung einen zweiten 4. September zu bewirken, den Marschall Bazaine, Marschall Le Boeuf, Marschall Canrobert, General Frossard, General Desvaux u. s. w., kurz, alle Generäle, deren Charakter ihnen unbequem sein konnte und mußte, gefangen zu setzen und in der Stadt eine neue provisorische Regierung zu bilden?

Die Seele dieser Verschwörung, ihre Hauptstütze und hauptsächlichste Triebfeder, der spätere Urheber des Prozesses Bazaines, der seinen früheren Chef mit seinem ganzen Haß verfolgte — dieser Mensch war der Oberst d'Andlau, der General, den unsere Gerichte soeben mit fünfjähriger Gefängnisstrafe, mit 3000 Franken Geldbuße und zehnjährigem Verlust seiner bürgerlichen Rechte bestraft haben, der Associé der Damen Ratazzi und Limouzin.

Einige der Verschworenen haßten den Marschall, weil sie seine Unzufriedenheit, seine Enthüllungen über gewisse ihrer Handlungen, und den Schaden, den diese Enthüllungen ihnen thun konnte, fürchteten; andere hofften durch seinen Fall zu avancieren.

Alle diese Berechnungen, die auf dem Charakter der revolutionären Regierung Frankreichs begründet waren, waren richtig: die Verurteilung des Marschalls hat es bewiesen. Oberst d'Andlau haßte den Marschall, nicht nur aus getäuschtem Ehrgeiz und verletzter Eitelkeit, sondern hauptsächlich deshalb, weil sein Charakter grundverschieden von dem seinigen war.

Der große, überwiegende Anteil, den Oberst d'Andlau an der Verurteilung des Marschalls Bazaine hatte, er-

klärt sich leicht. Der Marschall ließ diesem Obersten in Metz durch seinen Generalstabschef, General Jarras, sehr lebhafte Vorwürfe machen. Diese Vorwürfe erhielt er anstatt seiner Beförderung zum Brigadegeneral, welche, wie er erfahren mußte, zwei Obersten vom Generalstab zu Teil wurde, die fähiger und pflichttreuer waren als er. Dazu kam, daß Oberst d'Andlau, der intelligent und ein geschickter Schriftsteller war, einer der Conférenciers des Marschalls Niel, und zwar einer seiner glücklichsten, gewesen war, wodurch sein Hochmut und sein Ehrgeiz bedeutend gewachsen waren.

Hatten doch soviele andere Conférenciers Arbeiten von unbestreitbarer Mittelmäßigkeit ein Avancement zu verdanken gehabt, das sie sonst nicht erreicht hätten!

Als der Marschall seine Lage als verloren erkannte und keinen Ausweg aus derselben zu finden vermochte, sagte er sich mit der ihm eignen Einfachheit und Bescheidenheit, daß er die Gedanken, die ihm nicht kommen wollten, vielleicht bei den ausgezeichneten Offizieren seines Generalstabs finden würde. Er verfuhr also wie bald darauf Trochu in Paris und wie es Napoleon I. vorschrieb: er ließ nach einander mehrere derselben kommen und fragte sie um Rat.

Auf diese Fragen fehlte es, Dank der menschlichen Eigenliebe, keineswegs an Antworten. Der Marschall aber bewies mit seinem gesunden Menschenverstand und überlegenem Urteil in wenigen unwiderleglichen Worten die Unrichtigkeit und Unmöglichkeit dieser abenteuerlichen Pläne.

Einige Offiziere pflichteten der Meinung ihres Chefs bei. Andere, so auch Oberst d'Andlau — der verwöhnte Conférencier! — an der Spitze, fühlten sich von dieser ihrer Eigenliebe zugefügten Wunde tief verletzt. Während dessen drängten geheime Befehle die Armee zur Empörung und die Bevölkerung zum Aufstande.

Die Hauptleute Boyenval und Rossel waren die ersten unter diesen Agitatoren.

Boyenval beging bald hernach Selbstmord. Rossel wurde als Kommunegeneral erschossen.

Diesem hatten seine Machinationen wenigstens ein schnelles Avancement verschafft.

Unter ihnen befand sich ferner ein Herr Valcourt, Dolmetscher im Stabe des Generals Blanchard, den seine maßlose Sucht, eine große Rolle zu spielen, bald darauf wegen Betruges und Fälschung in die Hände der Zuchtpolizei führte.

Die Zeit hat den ersten Anklägern des Marschalls Bazaine schon Gerechtigkeit wiederfahren lassen; mit ihren Anklagen wird es bald ebenso sein.

Diese von einem Journal „sang-de-boeuf" unterstützte Civil- und Militärverschwörung hatte Anhang in der Metzer Nationalgarde, die oft von ihrem glühenden Patriotismus, von ihrem wütenden Verlangen ins Feuer zu gehen sprach und diesen sogar dem General Changarnier ausdrückte. Auch diese Manifestation erinnert an die Haltung der Pariser Nationalgarde. Die Manifestanten zerstreuten sich plötzlich auf die Versicherung hin, daß

man für sie den vorgeschobenen Posten von Ladonchamp, wo man sich damals täglich schlug, ausgebeten hatte.

Die Verschwörung mißlang. Die Verschwörer brauchten Soldaten und diese ließen sich nicht aufwiegeln. Als aber nach der Kommune die öffentliche Meinung unter der ungeheuerlichen Anklage, die Gambetta leichthin gegen den Marschall geschleudert hatte, um den Patriotismus zu entflammen, unentschlossen hin und her schwankte, da setzten sich alle, die ein Interesse hatten, die Wahrheit zu verdecken, die öffentliche Meinung irre zu führen und das Land zu täuschen, ins Einvernehmen und es erschien unter dem vorsichtigen Schleier der Anonymität das Buch: Metz, Campagne et Négociations.

Wir werden später sehen, wie Herr d'Andlau sich für den Verfasser desselben erklärte. Zuvor aber möchte ich zeigen, wie man in Deutschland das Urteil aufnahm, das Gambetta über die Handlungsweise eines Marschalls von Frankreich fällte. Ich gebe hier einen Artikel der Berliner Börsen-Zeitung vom Sonnabend, 5. November 1870 (Abendausgabe):

Über das Aktenstück, in welchem die Herren der provisorischen Regierung zu Tours durch die schnelle Feder Gambettas den Marschall Bazaine als Verräter vor Mit- und Nachwelt zu brandmarken bemüht sind, sowie über die Kapitulation selbst, schreibt G. Freytag in den „Grenzboten“:

Sofort auf die Nachricht von dem Verlust der Festung, ohne Kenntnis der Motive der Einzelheiten, verfehmen Männer, welche die höchste Autorität eines menschenreichen Volkes darstellen, schimpfend wie Schulknaben, die Soldatenehre eines Mannes, der wie auch sonst sein Charakter und

Wesen sein mag, doch jedenfalls in furchtbarer und höchst verantwortlicher Lage mehr Todesgefahr durchgekostet und seine Willenskraft härter geübt hat, als sämtliche Herren der Ballon-Regierung von Tours. Ihnen zu antworten, würde für einen Deutschen nicht der Mühe lohnen. Da aber auch in einer deutschen Zeitung, deren militärischer Berichterstatter großen Anspruch auf Beachtung hat, das Verfahren des Marschalls abfällig beurteilt worden ist, so sei hier gestattet, an das wirkliche Sachverhältnis zu erinnern. Wir haben keine Veranlassung für die Energie des Marschalls Bazaine Lanzen zu brechen, wir möchten nur nicht, daß man einen gedemütigten Gegner strenger behandelt als recht ist.

Wir wissen aus der gedruckten Korrespondenz Bazaines mit dem kaiserlichen Generalstab, daß der Marschall am 20. August, als er nach den Schlachten vom 14., 16., 18. vor Metz eingeschlossen worden, bereits den Ernst seiner Lage erkannte. Jene drei großen Schlachten, deren Frucht am 27. Oktober geerntet wurde, hatte unser siegreiches Heer so schwer getroffen, daß trotz des Sieges ein finsteres Gefühl der Trauer obenauf war und unsere Armeeleitung sich selbst sagte, daß es so mit dem Schlachtenmord nicht weiter fortgehen dürfe. Wir sind also zu der Annahme berechtigt, daß auch die französische Heeresleitung den Zustand der eigenen Armee höchst besorglich fand. Die Franzosen hatten drei Tage erfolglos gekämpft, waren dazwischen zwei Tage im Wirrwar ihrer massierten Aufstellung hin- und hergeworfen worden; sie müssen ungeheure Verluste gehabt haben, von circa 170 000 Mann, welche die Feldarmee Bazaines damals gezählt haben mag, lagen wohl 50 000 tot oder verwundet. Die Armee war jedenfalls am 19. und an den nächsten Tagen in einem Zustand, welcher das verzweifelte Wagstück eines Durchbruchs hoffnungslos machte.

In Wahrheit waren es aber nur die ersten Tage der Einschließung, an denen der eingeschlossene Feldherr einige

Aussicht hatte, nicht sein ganzes Heer, aber vielleicht einen Teil desselben durchzuschlagen. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde umschloß ihn der metallene Ring der Geschütze in gedeckter Aufstellung fester. Man war schon nach der ersten Woche der Belagerung im deutschen Hauptquatier überzeugt, daß ein Ausbruch Bazaines ihm nur unter enormen Verlusten und nur soweit möglich sei, daß sich Trümmer seines Heeres in das kupierte Terrain von Südlothringen und Bassigny retten könnten — bis zum Tage von Sedan arbeitete der Marschall an Kräftigung der Armee und hoffte auf eine Unterstützung von außen. Seit dem Sturz Napoleons aber hielt er es offenbar für seine Aufgabe, so lange als möglich das kaiserliche Heer und die Festung zu halten. Brach er seitdem aus, welche Aussicht blieb ihm im Lande? Ein größerer Heereskörper war überhaupt nicht mehr vorhanden, im Süden war tolle Auflösung und rote Republik; sich mit den Trümmern des Heeres bis Paris durchzuschlagen, durfte er gar nicht hoffen, da ihm ein doppelt so starkes Heer auf den Fersen, ein zweites vor ihm war. Denn in Metz sind zwar 173 000 Mann übergeben worden, davon aber waren 38 000 Kranke, 30 000 Besatzungstruppen, welche doch zurückbleiben mußten; seine Feldarmee bestand aus circa 105 000 Mann, ohne Trainpferde und ohne Kavallerie, mit schlechtester Geschützbespannung. Eine solche Masse ist im freien Felde, von überlegenem Feinde verfolgt, der Auflösung und dem Niedermetzeln verfallen. Wir meinen nicht, daß der höchstgespannte militärische Stolz einen Feldherrn berechtigt, das Leben von hunderttausend Menschen unter solchen Umständen nutzlos zu opfern.

Daß der Marschall nebenbei noch Widerwillen gefühlt haben mag, die etwa freiwerdenden Trümmer des kaiserlichen Heeres der republikanischen Regierung zu überlassen und sich selbst als übelbeleumdeten Bonapartisten verbannt zu sehen, ist sehr wahrscheinlich. Aber wir vermögen nicht

zu erkennen, daß dieser Gedanke sein Thun in irgend einer tadelnswerten Weise beeinflußt hat. Er hat sein Heer und die Festung nach zähem Widerstande übergeben, als die Lebensmittel zu Ende waren und alle Schrecken der Auflösung drohten. Und das war militärisch ganz in der Ordnung.

Wenn übrigens Gambetta in oratorischer Erregung Bazaine als Verräter behandelt hatte, so hatte er nicht absolut Unrecht. Alles hängt von dem Standpunkt ab, auf den man sich stellt. Gambetta und Bazaine hatten eben eine verschiedene Anschauungsweise. Ersterer sagte bald darauf:*) „Mag auch Frankreich zu Grunde gehen, retten wir vor allem die Revolution!“ Bazaine dachte im Gegenteil: „Mag auch die Revolution zu Grunde gehen, retten wir vor allem Frankreich!“

Ihre Anschauungsweise war, wie gesagt, augenscheinlich eine ganz verschiedene.

Wenn Gambetta geglaubt hatte, in einer Proklamation Bazaine des Verrats beschuldigen zu müssen, weil sich dies gut machte, weil es die Art und Weise der alten Meister vom Konvent war, und weil er damit den Patriotismus aller der armen Teufel, die sich ohne Stiefel und sogar ohne Gewehre ins Feuer führen ließen, zu entflammen hoffte — so war Gambetta selbst doch zu überlegen, und besaß zu viel Verstand und Urteil, um selbst alles zu glauben, was er den Dummköpfen, die an seinen Lippen hingen, vorschwatzen mußte.

---

*) Rede in Lille.

Als er später sah, daß seine Proklamation ein tieferes Loch gerissen hatte, als er erwartet hatte, als er ferner sah, daß Intriguanten und Schufte, denen unwissentlich einige ehrliche Leute folgten, sich auf diese Proklamation stützten, um Bazaine vor ein Kriegsgericht zu stellen und ihn für Fehler verantwortlich zu machen, die sie selbst und viele andere begangen hatten, da regte sich in Gambetta ein Gefühl gerechten Unwillens.

Wie Napoleon I. auf St. Helena sagte, er sah keine Notwendigkeit für unnütze Verbrechen, namentlich nicht für solche, die ihm keinen Vorteil boten, und er schickte die folgende seltsame Depesche ab:

25. Dezember, 2 Uhr 45 Min. abds.
Nr. 5183.

Gambetta an Crémieux, Justiz, de Freycinet und Laurier.

Wer hat denn eine Untersuchungskommission eingesetzt um über Bazaine abzuurteilen?

Die Untersuchung ist geschehen; niemand hat mich zu Rate gezogen. Ich widersetze mich dem formell und bitte Sie, das Verfahren einzustellen.

Umgehende Antwort.

Das hieß als Diktator reden. Die Untersuchung ist geschehen. Das war leicht gesagt! Wo und wie war die Untersuchung geschehen? Indes, unter Gambettas Diktatur kümmerte man sich nicht um solche Kleinigkeiten. „Bazaine hat uns verraten!" hatte er in einer Proklamation geschrieben. Darin ließ sich seine ganze Unter-

suchung zusammenfassen. Damals hatte Gambetta kein Interesse, Bazaine verurteilen zu lassen. Man mußte es hierbei belassen. Er hatte den Hasen aufgestöbert, aber er wollte nicht, daß man ihn fing. Bazaine öffentlich verurteilen! Das hieß zu weit gehen. Seine Interessen standen noch nicht auf dem Spiele, wie es später der Fall war.

## Neuntes Kapitel.

Metz, Campagne et Négociations. — Briefe des Obersten d'Andlau. — Falsche Zeugenaussagen. — Die Fahnen. — Brief des Obersten Melchior. — Aussagen der Generäle Pé de Arros und Picard. — Aussage des Generals Mornay-Soult. — Die deutsche Fahne bei Rezonville. — Die Pariser Fahnen.

Das Buch des Obersten d'Andlau ist voll von verlogenen Beschuldigungen, falschen Behauptungen und unrechtmäßig erworbenen Dokumenten, aber geschickt verfaßt, gut geschrieben und hat das Ziel, das es sich gesteckt hatte, vollständig erreicht.

In folgender Weise erklärte sich General, damals Oberst, d'Andlau vor dem Kriegsgericht für den Verfasser des Buches.

Der Vorsitzende: Ihre Aussage ist beendet?

Oberst d'Andlau: Ja, Herr Präsident.

Der Vorsitzende: Hat der Herr Regierungskommissar dem Zeugen irgend welche Fragen vorzulegen? — oder einer der Herren Richter? — oder der Herr Verteidiger?

Herr Lachaud:*) Ja, Herr Präsident, ich möchte

---

*) Herr Lachaud war der Verteidiger Bazaines im Prozeß von Trianon. Er ist ferner bekannt aus dem großen Troppmann'schen Mordprozeß. Anm. des Übers.

Sie bitten, zwei Fragen an den Herrn Obersten d'Andlau zu richten. Dieselben beziehen sich nicht auf die Angelegenheit selbst, da der Herr Oberst aber hier nicht wieder erscheinen soll, so halte ich es für nötig, diese beiden Fragen an ihn zu richten.

Es ist ein Buch erschienen ohne Angabe des Verfassers und betitelt: „Metz, Feldzug und Unterhandlungen". Ich beehre mich Sie zu ersuchen, Herr Präsident, den Herrn Oberst d'Andlau zu fragen, ob er der Verfasser desselben ist.

Der Vorsitzende: Ist der Herr Oberst d'Andlau auf Grund des Eides, den er geleistet hat, zur Beantwortung dieser Frage verpflichtet?

Mir scheint, daß der Herr Verteidiger sich auf den Standpunkt stellt, daß der Angeklagte oder sein Verteidiger das Recht haben, alles was ihnen beliebt gegen die Zeugen zu sagen. Mir scheint aber auch, daß der Zeuge nach dieser Auffassung auf Grund seines Eides nicht genötigt werden kann, auf eine Frage zu antworten, die nicht den Gegenstand der Debatte selbst betrifft. Bevor wir weitergehen, richte ich an Sie, Herr Verteidiger, als Rechtsverständigen diese Frage.

Herr Lachaud: Herr Präsident, meiner Überzeugung nach berechtigt mich das Gesetz, alles zu sagen, was ich für die Verteidigung nützlich halte und jede Auskunft zu verlangen, die meiner Ansicht nach Licht über die Sache verbreiten kann. Und Sie selbst, Herr Präsident, haben am ersten Tage der Debatte den Herrn Marschall Bazaine hieran erinnert.

Wenn nun eine Schrift, die ich jetzt hier nicht näher

zu bezeichnen brauche, wenn ein Brief, von dem ich später sprechen und den ich vorlesen werde, einem Zeugen zugeschrieben wird, so muß ich, um offen zu sagen, was ich von einem Zeuge halte, den man als Verfasser solcher Schriften ansieht, wissen, ob er die Verantwortlichkeit für dieselben übernimmt. Wenn der Herr Oberst d'Andlau die Frage, die ich den Herrn Vorsitzenden ersuche, an ihn zu richten, nicht beantworten will, so hat er das Recht dazu; ich werde den Vorteil davon haben.

Der Vorsitzende: Herr Oberst, ich erinnere Sie daran, daß sie auf Grund ihres Eides nicht verpflichtet sind, auf die Frage, die ich Ihnen stellen werde, zu antworten.

Sind Sie der Verfasser des unter dem Titel: „Metz, Feldzug und Unterhandlungen" erschienenen Buches?

Oberst d'Andlau: Ja, Herr Präsident.

Der Vorsitzende: Sie hatten das Recht, nicht zu antworten; Sie haben geantwortet.

Herr Lachaud: Würden Sie, Herr Präsident, die Güte haben, nun den Zeugen zu fragen, ob er vom Herrn Marschall Bazaine oder vom Herrn Kriegsminister ermächtigt war, Abschrift von allen, in seinem Buche enthaltenen amtlichen Schriftstücken zu nehmen?

Der Vorsitzende: Sie haben die Frage gehört? Haben sie die Güte zu antworten, waren Sie ermächtigt von den Schriftstücken, die der Herr Verteidiger erwähnt, rechtmäßig Absrichst zu nehmen.

Oberst d'Andlau: Nein, Herr Präsident.

Herr Lachaud: Es bleibt mir noch eine dritte Frage

an den Zeugen zu richten. Übernimmt der Herr Oberst d'Andlau die Verantwortlichkeit für einen Brief, der am 22. Dezember 1870 in einem fremden Journal erschien und unzweifelhaft von ihm geschrieben sein muß, weil er Angaben enthält, die ich später bekannt geben werde und die es unmöglich machen, einen anderen Urheber zu suchen.

Der Vorsitzende: Herr Oberst, ich wiederhole, daß Sie auf Grund Ihres Eides auf diese neue Frage nicht zu antworten brauchen; — übernehmen Sie die Verantwortung für den erwähnten Brief?

Oberst d'Andlau: Ich erkenne an, daß dieser Brief von mir an dem Tage geschrieben wurde, an dem ich in Hamburg eintraf; ich war durch ganz Deutschland geschleppt worden, hatte der Übergabe unserer Waffen und Kanonen beigewohnt, und befand mich in einem Zustande der Erbitterung, der leicht zu verstehen ist.

Aber dieser Brief sollte im strengsten Geheimnis verbleiben und es geschah in Folge einer maßlosen Indiskretion, daß er von einer Zeitung veröffentlicht wurde, an die ich sofort, Tags darauf, schrieb, um gegen die Veröffentlichung Verwahrung einzulegen.

Der Vorsitzende: Sie haben die Frage beantwortet. — Hat der Herr Verteidiger noch weitere Fragen zu stellen?

Herr Lachaud: Nein, Herr Präsident.

Der Vorsitzende: Im Einverständnis mit der Staatsanwaltschaft und mit der Verteidigung erlaube

ich dem Herrn Oberst d'Andlau abzutreten bis das Gericht Anlaß haben könnte, ihn wieder zu hören.

(Der Oberst d'Andlau entfernt sich.)

Ich halte es für gut, daß der Leser sich eine richtige Idee von dem ersten und hauptsächlichsten Ankläger Bazaines macht und ich gebe deshalb hier den Brief des Obersten d'Andlau, der in der „Indépendance Belge" vom 22. Dezember 1870 erschien:

Hamburg, 27. November 1870.

Ihr Brief vom 4. November geht mir soeben zu, und Sie sehen, daß ich meinerseits keinen Augenblick verliere, Ihnen zu schreiben, um Ihnen für Ihr gütigs Interesse zu danken und Ihnen mitzuteilen, daß es mir so gut geht, als es in der traurigen Lage, in welche Unfähigkeit und Verrat unser unglückliches Vaterland versetzt haben, möglich ist. Angesichts solchen Unglücks würde das unsrige ganz verschwinden, wenn es nicht die Ausdehnung der Okkupation verursachen und damit das Unglück des schon so schwer getroffenen Frankreichs verschlimmern würde.

Erinnern Sie sich meines oder meiner Briefe aus Metz? Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen von allem sagte, was damals geschah und von allem, was ich angesichts der Dummheit und Unfähigkeit, deren trauriges Schauspiel ich vor Augen hatte, voraussah? Leider aber gab es eins, das ich nicht vorhergesehen hatte und das uns die Vorsehung als letzte Strafe für unseren Hochmut und für unsere Verkommenheit aufgespart hatte, ich meine Verrat.

Ja, auch dieser Schmerz ist uns nicht erspart worden, und wir haben das schmähliche Schauspiel eines Marschalls von Frankreich gesehen, der aus seiner Schande eine Stufe

zur Macht, aus unserer Schmach ein Fundament zur Diktatur machen wollte, der seine Soldaten ohne Waffen auslieferte wie eine Heerde, die man zur Schlachtbank führt und dem Schlächter übergiebt, der seine Waffen, seine Geschütze, seine Fahnen aufgab, um seine Kasse und sein Silberzeug zu retten, der gleichzeitig alle seine Pflichten als Mensch, General und Franzose vergaß, der sich verstohlen, im Morgengrauen flüchtete, um den Beschimpfungen, die ihn erwarteten und der Wut, die ihn treffen könnte, zu entgehen. Das habe ich während zweier langen Monate gesehen, das habe ich laut gesagt, so laut, daß er mich wie meinen Freund S.... festnehmen lassen wollte. Aber er hatte nicht einmal den Mut dazu, er verweigerte mir selbst diese Genugthuung!

Wir haben einem seit langer Zeit geplanten Komplott beigewohnt, dessen Fäden ebenso zahlreich wie seine Beweggründe waren. Und dieser Mensch gehorchte so vielen Ideen, daß man sich noch heute fragt, ob er nicht in jene Dummheit versunken war, die ein Erbteil dieser schmachvollen Dynastie und ihrer Kreaturen geworden zu sein scheint.

Er hat zunächst den Kaiser verraten, um allein zu stehen und sich selbst zu verherrlichen. Er hat gegen seine Pflicht als Soldat verstoßen, als er der auf Sedan marschierenden Armee nicht zur Hülfe kommen wollte. Er unterließ dies aus Haß gegen Mac-Mahon und weil er nicht dem Ruhme dessen dienen wollte, den er seinen Rivalen nannte. Die Katastrophe bricht herein, der Thron ist gestürzt; er will sich eben mit der Republik verbinden, da erscheint Trochu in der hohen Stellung, die die Lage der Dinge ihm geschaffen hatte, er sieht den ersten Platz, der allein ihm das lange genossene und gewohnte hohe Gehalt sichern konnte, seinen Händen entgleiten und er verrät die Republik und Frankreich, um, ich weiß nicht welche Kombination zu suchen, die aus ihm unter dem Schutz preußischer Bajonette den Diktator des Landes ge-

macht hätte; diese Kombination entschlüpft ihm und nun faßt er den ruchlosen Gedanken einer kaiserlichen Restauration, die Preußen gepaßt und ihm jene erste Rolle gesichert hätte, nach der er hinstrebte, ohne sich um seine Ehre oder um die seiner Armee zu kümmern. Aber der Feind will nichts mehr von ihm wissen, denn er weiß jetzt, daß er aller Hülfsmittel beraubt ist. Er hat nicht den Mut, uns töten zu lassen und zieht es vor, uns zu entehren und seine Schande in der unserer Armee zu ertränken. Das hat dieser Mensch gethan! Welche Lektion für schlecht erworbene Popularität! Welch' ein Erwachen für diejenigen, die noch einen Augenblick an die Menschen dieser traurigen Epoche glauben! Sehr viele scharfsinnige Männer haben das Übel erraten, viele tapfere Herzen haben es verhindern wollen, und ich stehe nicht an, Ihnen zu sagen, daß ich es für eine Ehre ansehe, einer der Urheber der Verschwörung zu sein, die man in den ersten Oktobertagen ins Werk setzte, um entweder Bazaine zu zwingen, vorzugehen oder ihn abzusetzen. Die Generäle Aymard, Courcy, Clinchant, Piéchot, die Obersten Boissonet, Lewal, Davoust d'Auerstädt, d'Andlau, wir wollten mit aller Gewalt aus der Sackgasse hinaus, in die man uns hinein getrieben hatte und welche die anderen nicht sahen oder nicht sehen wollten. Aber wir brauchten einen Chef, einen Divisions-General, dessen Name und Anciennität die Armee um uns scharen konnte, deren Führer wir festgenommen hätten.

Aber nicht einer hat die Verantwortlichkeit übernehmen wollen, nicht einer hat den Mut gehabt, sich vorzuwagen, um mit einem Schlage die Armee und Frankreich zu retten. Ja, auch sie haben sich schwer vergangen, alle diese Marschälle und Generäle, und sie werden vor der Geschichte und vielleicht vor den Gerichten strenge Rechenschaft ablegen müssen, denn, sehen Sie, eine solche Schmach macht wütend, und ich bin heute so weit gekommen, daß ich Blut fordere, um darin die Schande abzuwaschen, die man mir angethan

hat. Ich weiß nicht, ob mein Charakter sich verändert hat, aber eins ist gewiß: meine Ansichten sind seltsam verändert. Zunächst flößt mir schon der Name Napoleon Abscheu ein, und mir bleibt keine andere Erinnerung an diese Dynastie, als die Hochachtung, die ich für jene Frau hegte, die allein bis zu den letzten Tagen Mut und Ehre bewiesen hat. Heute würde ich mich in die Arme der Rochefort, Flourens, Dorian — gleich viel in welche — werfen, wofern sie mir nur eine Waffe geben und mir sagen: schlagen Sie, schlagen Sie zu, rächen Sie sich! Heute bin ich soweit gekommen, daß ich die Metzeleien von 92 und die Schrecken der Revolution verstehe, und ich habe es in Metz bedauert, daß ich die Kommissare der Konvention nicht ankommen sah, die den Generälen die Köpfe vor die Füße legten und ihnen keine andere Wahl ließen, als zu siegen oder zu sterben. Es war mir bestimmt, so furchtbare Prüfungen durchzumachen, daß es so weit mit mir gekommen ist! Können Sie es glauben, Sie, der Sie mich in besseren und schon so fernen Zeiten kannten?

Aber ich spreche nur von mir; verzeihen Sie, aber ich bin in solcher Erbitterung, ich leide Tag für Tag so furchtbar an der Lage, die dieser Schurke uns bereitet hat, daß es mir unmöglich ist, mich ganz davon freizumachen.

Dieser Brief erregte allgemeine Empörung in unserer teuren und unglücklichen, in Deutschland gefangenen Armee. Zahlreiche Offiziere, die es sich mit Recht zur Ehre anrechneten, die französischen Epaulettes zu tragen, richteten Protestbriefe sowohl an den Redakteur der „Indépendance Belge" wie an andere Zeitungen.

Von allen diesen Briefen will ich hier nur einen wiedergeben, weil er zeigt, welches Maß von Unwillen eine solche Sprache in unserer Armee erregt hatte.

An den Herrn Chefredakteur der „Indépendance Belge."

Aachen, den 23. Dezember 1870.

Geehrter Herr!

Ich habe soeben in Ihrer Nummer vom 22. Dezember einen von Hamburg am 27. November datierten Brief gelesen, dessen Unterschrift Sie nicht ermächtigt sind, bekannt zu geben. Ich bin versucht zu glauben, daß dieser Brief gefälscht oder doch, daß der Name des wirklichen Verfassers Ihnen nicht mitgeteilt worden ist. Er kann einem Ehrenmann nicht zugeschrieben werden, wenn Sie mit mir der Meinung sind, daß diese Bezeichnung nur auf Männer von offenem Herzen und edlen Gefühlen angewandt werden kann. Er kann unmöglich von einem Freunde der Tuilerien sein, denn Freundschaft kann nicht auf solche Feigheit verfallen. Er kann nicht von einem Mann kommen, der die hohe Stellung als Militär-Attaché der Botschaft Frankreichs bei einer großen Nordmacht inne hatte, denn er hätte diese Stellung der Gunst desjenigen Souveräns zu verdanken gehabt, dessen Name allein ihm heute Abscheu einflößt. Wie könnte man übrigens annehmen, daß ein Generalstabs-Oberst sich öffentlich rühmen würde, angesichts des Feindes an der Spitze eines Militäraufstandes gestanden zu haben, und zwar zu einer Zeit, wo Umstände, die ich hier nicht beurteilen will, uns nach dem Geständnis der Mehrheit, in eine Lage versetzt hatten, in der wir die Macht des Stärkeren ertragen mußten. Wie könnte man verstehen, daß jemand ohne zu erröten ein solches Beispiel moralischer Verkommenheit geben würde!

Der Brief kann nur das Werk eines Verrückten sein. Wenn ich mich täuschte und wenn der Verfasser wirklich derjenige ist, den Sie angeben, so mag sein Name auf immer unbekannt bleiben, denn er hat ihn mit Schmach bedeckt.

Wer immer dieser Unglückliche sein mag, ich wundere mich, daß ein solcher Brief in Ihrem Journal Platz finden konnte, das sonst der Würde seiner Leser Rechnung zu tragen pflegt. In Zeiten der Aufregung und Umwälzung sind Irrtümer nicht selten; wäre es nicht für alle Welt besser, sie in der Dunkelheit, die schlechte Handlungen gewöhnlich aufsuchen, zu lassen, anstatt sie an das Licht der Öffentlichkeit zu bringen?

Sie mögen, Herr Redakteur, von diesem Briefe jeden Ihnen geeignet erscheinenden Gebrauch machen.

Empfangen Sie die Versicherung der Hochachtung mit der ich verbleibe

Ihr sehr ergebener Diener
A. de la Bégassière
Artillerie-Hauptmann.

Ist man beim Lesen des stenographischen Berichts nicht geradezu überrascht von der Haltung des Vorsitzenden?

Ein Vorsitzender — d. h. die Unparteilichkeit, die Gerechtigkeit selbst — ermutigt gewissermaßen einen Zeugen, auf Fragen, welche Licht in die Debatte bringen können, nicht zu antworten; ist das nicht höchst sonderbar?

Wir werden übrigens noch später von dem Vorsitzenden, dem Herzog von Aumale, zu sprechen Gelegenheit haben.

Die allerseltsamsten Dinge geschahen im Verlaufe des Prozesses. Leute, die von den Gerichten bestraft worden, traten als Zeugen auf, und erbärmliche Wichte logen mit ebensoviel Gewissenlosigkeit wie Unverschämtheit.

Einer von ihnen erklärte, daß er den Marschall Bazaine zweimal in Paris gesehen habe, im Jahre 1845 und im Jahre 1866.

Im Jahre 1845 war der Marschall, damals Bataillonschef im 58. Linien-Infanterie-Regiment, in Afrika und 1866 war er in Mexiko. Aber alle diese falschen Zeugenaussagen passierten, wie ein Brief mit der Post. Die Richter hatten ihren Entschluß gefaßt, bestimmt gefaßt und lange im voraus. Das Publikum war vollständig verblendet.

Trotz der falschen Aussagen einiger Elenden, deren Berührung nur die wenigen anständigen Zeugen beschmutzte, verbreitete sich endlich Licht über eine große Anzahl von Beschwerdepunkten, aus denen die Anklage Nutzen ziehen wollte und auf die sie deshalb die öffentliche Aufmerksamkeit so nachdrücklich und auffällig gelenkt hatte.

„Die Auslieferung des Materials und namentlich der Fahnen" war ein geschickt gewählter Gegenstand, um den Unwillen der Menge zu erregen und jeden guten Patrioten direkt ins Herz zu treffen. Es war ein glücklicher Fund für die Anklage und sie hat ihn gierig ergriffen.

Es ist durch Vergleichung der Kapitulationen bewiesen worden, daß die Übergabe des Materials und der Fahnen stets Kriegsbrauch und Kriegsgesetz gewesen ist, und ihnen ist keine kapitulierende Armee entgangen, auch nicht nach der energischsten Verteidigung und ehrenvollsten Übergabe.

Es ist ferner bewiesen, daß Marschall Bazaine durch seinen Befehl, die Fahnen zu verbrennen, mehr thun wollte, als alle Festungskommandanten, die vor ihm kapituliert hatten; es ist bewiesen, daß dieser Befehl, der am 25. gegeben, am 26. erneuert und am 27. zum zweiten

Male erneuert wurde, von dem größten Teil der Armee ausgeführt worden war und daß, wenn Fahnen dem Feinde überliefert worden sind, dies nur infolge formellen Ungehorsams der Korps, denen sie gehörten, geschehen ist.

Nachstehend gebe ich einen Auszug aus dem Bericht des Generals d'Autemare an das Kriegsgericht:

Bevor die Versammlung sich trennte, gab der Herr Marschall Bazaine dem General Soleille Befehl, im Arsenal von Metz alle Adler, welche die Armee besaß, in Empfang zu nehmen und zu verbrennen (ein solcher Befehl mußte schriftlich und nicht mündlich gegeben werden). Dieser Befehl, der in Gegenwart aller kommandierenden Generäle am Morgen des 26. gegeben worden, hätte am Nachmittage des 26. oder spätestens am 27. ausgeführt werden müssen.

Nach dem Bericht des Marschalls waren die meisten Fahnen in der Nacht vom 27. auf den 28. intakt und selbst noch nachdem die Kapitulation unterzeichnet war, weil sie eben dem Feinde ausgehändigt worden sind.

Wen trifft die Schuld, den Befehl nicht ausgeführt zu haben?

Wer hat dem Feind das Sinnbild militärischer Ehre überliefert, das jedes Regiment vom Obersten zum Gemeinen bei der Weihe bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen gelobt?

Das Verhör der verantwortlichen Personen wird den Schuldigen zeigen.

Ich gebe hier ferner einen Brief des Obersten Melchior:

Der in der Anklageschrift enthaltene Bericht über die Übergabe der Fahnen des Gardekorps scheint mir nicht genau die Art und Weise anzugeben, wie diese Übergabe erfolgte und ich glaube deshalb, sie der Wahrheit gemäß erzählen zu müssen.

Diese Erzählung muß in der That beweisen, daß, wenn der Befehl des Marschalls Bazaine überall und von allen richtig verstanden und ausgeführt worden wäre, die Preußen keine von den Fahnen der unglücklichen Armee von Metz im Triumph hätten entfalten können.

An demselben Tage, an welchem General Pé de Arros, Kommandeur der Gardeartillerie, vom kommandierenden General des Armeekorps, Desvaux, den Befehl des Marschalls Bazaine erhielt, die Fahnen im Arsenal von Metz abzugeben, damit sie dort verbrannt würden, sandten die vier Voltigeurregimenter der Division Deligny und das Bataillon Chasseurs à pied der Garde zwischen 4 und 5 Uhr abends die Fahnen zum Artilleriestabe ihres Armeekorps.

Diese Fahnen wurden in einem Wagen der Batterie, begleitet von einer Eskorte, zu der ich aber nicht gehörte, erst bei Anbruch der Nacht nach dem Arsenal gebracht, weil wir bis zum letzten Augenblick auf die Fahnen der Grenadierdivision warteten. Von dieser erhielten wir später nur die Stöcke, denn die Regimenter hatten ihre Adler selbst vernichtet.

Von den Thränen der alten Unteroffiziere bewegt, die, der Disziplin gehorchend, ihre Adler vertrauensvoll in unsere Hände legten, versprach ich, der Vernichtung derselben persönlich beizuwohnen. Ich begab mich denn auch sofort nach Ankunft des Generals Pé de Arros in das Bureau seines Stabes zu ihm, und ersuchte den General um die Erlaubnis, mich am nächsten Morgen nach dem Arsenal begeben zu dürfen, um mich von der Ausführung des Befehls zu überzeugen.

Infolgedessen war ich bereits im Arsenal, als es geöffnet wurde und ersuchte den diensthabenden Offizier, entweder die Tags zuvor von der Garde abgelieferten Fahnen vor meinen Augen zu verbrennen, oder sie mich selbst verbrennen zu lassen, da der Befehl des Marschalls

in den Hauptpunkten nach seinen Intentionen ausgeführt werden müsse, während die Frage der Verrechnung später erledigt werden könnte.

Da ich den Befehl des Generals Desvaux vorzeigte, so konnte man mir diese Bitte nicht abschlagen; ich nahm also meine Fahnen und ließ sie in der Schmiedewerkstatt in Gegenwart der Soldaten der Artilleriearbeiter-Kompagnie verbrennen.

Bevor ich diese mit soviel Ruhm und Ehre bedeckten Feldzeichen der Division Deligny vernichtete, ließ ich die darauf angegebenen Regimentsnummern ausschneiden, um sie als Beweis der wirklichen Zerstörung der Fahnen mitzunehmen.

Diese Nummern besitze ich noch und bewahre sie als Andenken.

Ins Lager zurückgekehrt, verbrannten wir in unserm Bureau die nackten Fahnenstöcke der Grenadiere.

Ich sah im Arsenal mehrere andere Fahnen, da es mir aber nicht zukam, dieselben anzurühren, so ging ich fort, ohne mich um dieselben zu kümmern.

Du wirst nach dieser Erzählung, dessen volle Wahrheit ich verbürge, beurteilen können, lieber Freund, ob die Fahnenverbrennung der Division Deligny von andern Beweggründen geleitet wurde, als den der gewissenhaften und der Hauptsache nach genauesten Ausführung des im Namen des Marschalls Bazaine erteilten Befehls.

Oberst Melchior.

Endlich gebe ich noch drei Aussagen, die vor dem ersten Kriegsgericht am 1. Dezember 1873 gemacht wurden:

General Pé de Arros: Am 27. Oktober gegen Mittag erhielt ich vom Generalstab der Armeeartillerie eine Depesche, die mir vorschrieb, die Fahnen, die man

mir an demselben Tage bringen sollte, zu sammeln, und unter Begleitung einer Eskorte nach dem Arsenal bringen zu lassen. Gegen 3 oder 4 Uhr gingen mir in der That Fahnen zu, aber nur einige, nicht alle. Ich wartete einige Zeit, als aber die fehlenden nicht kamen, ließ ich um 5 Uhr das Detachement nach dem Arsenal aufbrechen. Wenige Augenblicke später erhielt ich eine andere Depesche vom kommandierenden General der Garde. Sie enthielt dieselben Vorschriften, nur war noch am Schluß gesagt, daß die Fahnen nach dem Arsenal gebracht werden sollten, um dort verbrannt zu werden. Ich kam nunmehr mit meinem Generalstabschef überein, diesen nach dem Arsenal zu schicken, damit er sich von der Ausführung des Befehls überzeuge. Oberst Melchior, mein Generalstabschef, erschien in der That schon sehr früh am Morgen des 28. im Arsenal; er war Überbringer des Befehls, den General Desvaux mir geschickt hatte und ließ alle Fahnen, die herbeigebracht worden waren, verbrennen.

Der Vorsitzende: Am 28., früh morgens sind sie verbrannt worden?

General Pé de Arros: Oberst Melchior begab sich nach dem Arsenal, als eben die Thüren des Etablissements geöffnet wurden; es muß also sehr früh gewesen sein.

Der Vorsitzende: Haben Sie nicht am 28. vom General Desvaux eine Note erhalten, in der er fragte, ob alle Fahnen tags zuvor gesammelt und ob sie nach dem Arsenal geschafft worden waren? . . .

Greffier, nehmen Sie das Briefjournal der Garde.

Kraft meiner diskretionären Vollmacht befehle ich,

daß das Briefjournal der Garde den Prozeßakten einverleibt wird.

Greffier, verlesen Sie aus dem Journal die Note des Generals Desvaux, die ich soeben erwähnte, vom 28. Oktober; dann zeigen Sie dieselbe dem Zeugen.

Der Greffier liest:

28. Oktober.

Ich beehre mich, Sie um Nachricht zu bitten, ob alle Fahnen des Infanteriekorps der Garde Ihnen gestern übergeben und zu welcher Zeit diese Fahnen der Direktion des Arsenals zugestellt worden sind.

(Der Greffier zeigt diese Note dem Zeugen.)

Der Vorsitzende: General Desvaux wußte also am 28. noch nichts gewisses über das Schicksal der Fahnen der Garde?

General Pé de Arros: Ich erinnere mich nicht, diese Note erhalten zu haben.

Der Vorsitzende: Da sie im Briefjournal steht, müssen Sie sie erhalten haben.

General Pé de Arros: Ja, aber ich erinnere mich derselben nicht.

Der Vorsitzende: Ich habe diese Note nur vorlesen lassen, um zu wissen, wann General Desvaux von der Verbrennung benachrichtigt worden ist und wie er davon benachrichtigt worden ist; denn aus dieser Note folgt, daß er noch am Tage des 28. sich darüber zu informieren suchte.

General Pé de Arros: Er ist davon jedenfalls durch mich benachrichtigt worden.

Der Vorsitzende: Den Befehl, die Fahnen fortzuschaffen, erhielten Sie gegen Mittag?

General Pé de Arros: Ja.

Der Vorsitzende: Und um 5 Uhr haben Sie die gesammelten Fahnen nach dem Arsenal geschickt?

General Pé de Arros: Ja, Herr Präsident.

Der Vorsitzende: Und kurze Zeit darauf erhielten Sie die Depesche des Generals Desvaux, nach der die Fahnen nach dem Arsenal gebracht werden sollten, um verbrannt zu werden?

General Pé de Arros: Ja.

Der Vorsitzende: Sind an den Zeugen weitere Fragen zu richten.

Der Regierungskommissar: Um wieviel Uhr sind die Fahnen der Garde am 28. verbrannt worden?

General Pé de Arros: In dem Augenblick, als das Arsenal geöffnet wurde, bei Tagesanbruch.

Der Vorsitzende: Sind noch andere Fragen zu stellen?... Ich gestatte dem Zeugen abzutreten. (General Pé de Arros entfernt sich.)

Der Vorsitzende: Rufen Sie General Picard.

Dieser Zeuge erscheint, leistet den Eid und antwortet in folgender Weise auf die gewöhnlichen Fragen des Vorsitzenden:

Picard (Joseph Alexander), 60 Jahre, Divisionsgeneral, Kommandeur des 13. Armeekorps in Clermont-Ferrand.

Der Vorsitzende: Kannten Sie den Marschall Bazaine vor den Thatsachen, die ihm zur Last gelegt werden?

General Picard: Ich kannte ihn erst, als ich unter seinem Befehl bei der Armee in Metz stand.

Der Vorsitzende: Sie sind nicht mit ihm verwandt oder befreundet? — Sie haben nie unter ihm gedient oder er hat nie unter Ihrem Befehl gestanden?

General Picard: Nein, Herr Präsident.

Der Vorsitzende: Sie sind von der Verteidigung vorgeschlagen. Ich bitte den Herrn Verteidiger die Fragen zu nennen, über die ich den Zeugen befragen soll.

Herr Lachaud: General Picard hat am 27. Oktober an Marschall Bazaine der Fahnen wegen geschrieben. Ich möchte den Herrn Vorsitzenden bitten, ihn zu fragen, zu welcher Zeit er geschrieben hat und welches seine Antwort war.

Der Vorsitzende: Sie haben die Frage gehört; haben Sie die Güte, über diese Punkte Aufklärung zu geben.

General Picard: Ich befehligte die Division der Garde-Grenadiere und Zuaven.

Am 27. erhielt ich Befehl, die Fahnen im Arsenal abzugeben. Ich glaubte, daß man berechtigt wäre, die Gründe dieser Maßregel in einem so delikaten Augenblick zu kennen. Ich fragte deshalb schriftlich beim Marschall und beim Kommandeur des Gardekorps, General Desvaux, an, was mit unseren Fahnen geschehen solle.

General Desvaux antwortete mir, daß er es nicht wisse, daß er aber sofort an den Marschall schreiben würde, um Näheres über diesen Punkt zu erfahren. Der

Marschall seinerseits antwortete, daß die Fahnen verbrannt werden sollten.

Wenige Augenblicke später benachrichtigte mich General Desvaux ebenfalls, Marschall Bazaine habe geantwortet, daß die Fahnen im Arsenal vernichtet werden sollten.

Nachdem ich diese Auskunft erhalten hatte, ermächtigte ich alle Chefs meiner Division, General Jeanningros sowie die Brigadegeneräle, entweder ihre Fahnen ins Arsenal zu schaffen, oder sie selbst zu verbrennen, da die Truppen sehr aufgeregt waren, und ich sie zu besänftigen glaubte, wenn ich ihnen erlaubte, ihre Fahnen selbst zu zerstören.

### Aussage des Hauptmanns de Mornay-Soult.

Hauptmann de Mornay-Soult: Am 27. Oktober befand ich mich im Cabinet des Herrn Marschalls — ich muß hinzufügen, daß der diensttuende Offizier nie das Cabinet des Marschalls verließ — daher war ich im Cabinet, als etwa um 2 Uhr ein Brief vom General Picard abgegeben wurde. Ich reichte ihn dem Marschall, und als dieser vom Inhalt Kenntnis genommen hatte, rief er aus: „Nun, sie sollen doch verbrannt werden!“ Gleich darauf teilte er mir den Inhalt mit. Er sagte etwa folgendes: Die Obersten und Kommandanten der Grenadier-Regimenter seiner Division fragen, ehe sie die Fahnen ihrer Regimenter der Artillerie übergeben, was damit geschehen soll.

Marschall Bazaine gab mir Befehl, mich sofort zum General Jarras zu begeben. Er sagte: General Jarras

muß jetzt dinieren, um dann nach Frascati zu gehen. Beeilen Sie sich, damit Sie ihn noch treffen; er soll bei der Lektüre der Kapitulationsartikel darauf achten, daß er, wenn der Artikel über Fahnen herankommt, den General von Stiehle darauf aufmerksam macht, daß sich die Fahnen nicht mehr bei den Regimentern befinden, sondern, der Gewohnheit gemäß, auf die Nachricht vom Regierungswechsel eingezogen und im Arsenal verbrannt werden mußten.

Ich begab mich sofort zum General Jarras, dem ich genau die Worte wiederholte, die mich Marschall Bazaine beauftragt hatte, ihm mitzuteilen. General Jarras, der eben sein Mittagessen beendete, sagte mir, daß er vor seinem Fortgehen zum Marschall zurückkehren würde, um sich mit ihm wegen des Befehls, den ich ihm überbracht hatte, auszusprechen. Ich ging sofort zum Marschall zurück und hier meldete man ihm General Jarras, der fast gleichzeitig mit mir eintrat.

Der Marschall wiederholte ihm Wort für Wort, was er mir gesagt hatte. General Jarras machte damals einige Einwendungen, doch erinnere ich mich nicht mehr, welcher Art diese Bemerkungen waren. Endlich entfernte er sich mit diesem ausdrücklichen Befehl des Marschalls Bazaine, und unmittelbar nachher — denn es dauerte nicht lange — gab mir Marschall Bazaine Befehl, noch einmal zum Generalstab zu gehen und dort den dienstthuenden Offizieren zu sagen, daß sie einem Briefe, der an die kommandierenden Generäle geschrieben wurde, hinzufügen sollten, die Fahnen wären bereits verbrannt. Nach

der Meinung Bazaines war dies unzweifelhaft eine Antwort auf die vom General Picard erhobenen Einwendungen, und dieser Brief Picards benachrichtigte ihn jedenfalls zum ersten Male, daß seine früheren Befehle noch nicht ausgeführt worden waren.

Ich ging zum Generalstab und wandte mich an den Obersten d'Andlau, dem ich die Befehle und Instruktionen des Marschalls Bazaine übergab.

Ich bedaure, sagen zu müssen, daß Oberst d'Andlau diese Instruktionen nicht ausführen wollte. Ich wandte mich darauf an Oberst Nugues und wiederholte ihm dieselben Instruktionen.

Er antwortete mir: „Gut! ich werde es sogleich thun."

Ich ging zum Marschall zurück und berichtete ihm, daß seine Befehle sofort ausgeführt werden würden. Etwa eine halbe Stunde, nachdem ich zum zweiten Male ins Generalquartier zurückgekehrt war, kam Oberst Nugues zum Marschall Bazaine, um Einwendungen zu erheben. In diesem Augenblick war ich nicht im Cabinet des Marschalls; ich hatte gerade hinausgehen müssen und kann daher nicht sagen, welche Unterredung zwischen beiden stattfand.

Dies sind die Vorgänge vom 27. Oktober.

Man war so darauf erpicht, den unglücklichen Marschall zu beschimpfen, daß man ferner behauptete, er habe nicht nur die französischen Fahnen den Deutschen ausgeliefert, sondern auch die deutsche Fahne, die seine Truppen den Preußen bei Rezonville abgenommen hatten. Kann

man, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen, gemeiner und niederträchtiger sein?

Der damalige Kriegsminister, General de Cissey, hat den Empfang derselben mit folgenden Worten bestätigt:

Herr Marschall!

Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang der bei Rezonville eroberten preußischen Fahne zu bestätigen, die Sie mir gütigst zustellen ließen.

Mit der Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung

der Kriegsminister
de Cissey.

Ich habe, was den berüchtigten Fahnenzwischenfall betrifft, eine der hauptsächlichsten Beschuldigungen des Marschalls Bazaine beleuchtet, und den wahren Sachverhalt gezeigt. Diejenigen Fahnen, welche verbrannt wurden, sind auf seinen Befehl verbrannt worden; die übrigen sind nur infolge von Ungehorsam dem Feinde in die Hände gefallen.

Ich bedaure, nicht ebenso lange bei jeder einzelnen dem Marschall vorgeworfenen Thatsache verweilen zu können, bei allen Beschuldigungen des Prozesses von Trianon, hinsichtlich der das inzwischen aufgeklärte öffentliche Gewissen ihm glücklicherweise meist schon Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Solche Arbeit wäre aber unvereinbar mit dem Rahmen dieses bescheidenen Bandes; daher bitte ich den Leser, mir nur noch eine letzte Bemerkung, die mich ganz besonders interessiert, zu gestatten.

Nehmen wir an, daß Bazaine, den militärischen Ge-

setzen entsprechend und um Metz nicht dem Zorn der Sieger auszusetzen, seine Fahnen, statt sie durch einen patriotischen Betrug dem Feinde zu entziehen, demselben thatsächlich ausgeliefert hätte, so wäre dies unrecht, ja schändlich gewesen.

In der That, wer nicht das äußerste thut, um dem Feinde diese Zeichen der nationalen Ehre zu entziehen, verdient, wenn nicht den Tod, so doch ewige Schande.

Ganz recht!

Wenn nun aber ihre Auslieferung eine solche Schmach ist, obgleich die Gesetze des Krieges dazu zwingen, was muß das Land für den Subalternoffizier, der keine Verantwortlichkeit hat, thun, der die Fahnen seines Armeekorps rettet?

Mir däucht, daß das Land etwas für ihn thun muß, denn man muß logisch sein; wenn man den einen entehrt, muß man den andern ehren.

Infolge einer ganz besonderen Gnade der Vorsehung ist mir das unverhoffte Glück zu Teil geworden, die Fahnen der Pariser Armee zu retten. Ich habe die Zeugnisse meiner Vorgesetzten veröffentlicht. Selbst Herr von Bismarck ist durch die Verhältnisse veranlaßt worden, die Wahrheit derselben anzuerkennen.*)

Hat mir das Land eine Bürgerkrone bewilligt? Hat es mir mitgeteilt, daß es mir für mein Alter einen Ehrenposten bei den Invaliden, bei den ruhmreichen Krüppeln unserer tapferen Armeen aufhebt?

---

*) Siehe Anmerkung des Uebersetzers am Ende dieses Kapitels.

Nein, das Land hat nichts von dem gethan, das Land hat gar nichts gethan.

Lange Zeit habe ich gehofft, das jene Liga, die Patriotismus zu ihrer Beschäftigung macht, die Summe von fünfzig Franken bewilligen und mir einen Ehrensäbel kaufen würde.

Sie hat nicht einmal eine Briefmarke bewilligt, um mir ein Glückwunschschreiben zu senden. Sie scheint ganz andere, interessantere Dinge zu thun zu haben.

Fürwahr, man muß über die Menschen und ihre Gerechtigkeit lachen! Nicht zweierlei, nein zwanzigerlei Maß und Gewicht giebt es in dieser Welt.

---

Anm. des Übers. Das französische Original verweist den Leser hier auf den „Figaro" vom 27. Februar 1885. Da deutsche Leser diese Bestätigung des Fürsten Bismarck interessieren wird, so geben wir eine Übersetzung des hierauf bezüglichen Teils des betreffenden Artikels. Veranlaßt wurde derselbe durch einen von „einem früheren höheren Offizier" einige Tage zuvor in der „Patrie" veröffentlichten Brief. Derselbe bezweifelte die Wichtigkeit jener patriotischen Handlung des Grafen Hérisson insofern, als er die Zahl der dadurch geretteten Fahnen in Frage stellte. Der Schreiber meinte ferner, es müsse interessant sein, die Ansichten des Fürsten Bismarck über die „kleine politische Operation" des Grafen Hérisson zu kennen. Die Antwort desselben erschien in der genannten Nummer des „Figaro" und lautet wie folgt:

„Wenn ich auf diesen Brief nicht früher geantwortet habe, so geschah dies einmal, weil er nicht persönlich an mich gerichtet war, und ferner, weil es mir ziemlich schwierig erschien, die Ansichten des Fürsten Bismarck zu erfahren.

„Heute bin ich in der Lage darauf zu antworten und ich beeile mich, es zu thun.

„Ein Werk wie das „Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers“ bietet um so mehr Interesse, als die Hauptpersonen desselben am Leben sind. Ich habe es deshalb sobald veröffentlicht, als ich mich dazu moralisch für berechtigt hielt. Ich habe ferner nicht verfehlt, allen Personen, die ich mir erlaubt hatte darin zu behandeln, ein Exemplar zu übersenden.

„Herr von Bismarck ersuchte den deutschen Botschafter, Prinzen von Hohenlohe, mich in seinem Namen zu besuchen und den Empfang des Bandes zu bestätigen.

„Der Kanzler hatte anfangs daran gedacht, mir selbst zu schreiben, den Gedanken aber aufgegeben, weil er über zwei in meinem Buche behandelte Fragen anderer Meinung war. Er wollte mir aber den Empfang bestätigen, damit sein Schweigen nicht als eine stillschweigende Anerkennung alles dessen, was ich geschrieben hatte, aufgefaßt würde.

„Prinz von Hohenlohe sagte mir also, daß Herr von Bismarck von der Lektüre des Buches lebhaft interessiert worden sei. Ich hätte aber nicht alles sehen können, und er behaupte in der bestimmtesten Weise, daß nicht Patriotismus allein den General d'Hautpoul erregt habe. (Während der Friedensverhandlungen in Versailles machte d'Hautpoul plötzlich eine heftige Bemerkung, wie Graf Hérisson behauptet, infolge schmerzlicher patriotischer Erregung, während man deutscherseits behauptete, d'Hautpoul habe zu viel getrunken. Der Übers.)

„Zweitens sei Fürst Bismarck hinsichtlich der Parlamentäre nicht im Einklange mit mir. (Graf Hérisson beschuldigte in seinem „Tagebuche“ die Deutschen, absichtlich auf französische Parlamentäre geschossen zu haben. Der Übers.)

„Ich bat den deutschen Botschafter hierauf, mich zu entschuldigen, wenn ich meiner Ansicht über den ersten strittigen Punkt nicht eine ebenso kategorische Form geben könne. Mir scheint in der That, daß man zuweilen gewisse schwierige Dinge trotz des besten Willens nicht bestimmt formulieren kann.

„Betreffs des zweiten Punktes seien meine Behauptungen nicht nur Sache des Gedächtnisses, sondern auf amtliche, von Jules

Favre und dem Gouverneur von Paris veröffentlichte Dokumente gestützt.

„Ich fügte hinzu, daß ich ihm diese Dokumente übrigens sehr gern vorlegen würde.

„Prinz Hohenlohe dankte mir hierauf und bemerkte, daß es nie zu spät wäre, einen Zwischenfall aufzuklären, der dadurch der Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit beider Nationen zur Ehre gereichen würde.

„Was die im Brief der „Patrie" erwähnte Frage der Fahnen anbetrifft, so ist es sehr leicht, darauf zu antworten.

„Die gesamte Pariser Nationalgarde wurde als kriegsgefangen betrachtet. Ihr Effektivbestand steht nicht nur in den auf die Kapitulation bezüglichen Aufnahmen, sondern auch auf der Bronze des in Berlin errichteten Siegesdenkmals. Alle ihre Fahnen gehörten dem Feinde. Es handelt sich also, ohne die leider sehr wenigen Fahnen des Vinoyschen Armeekorps zu zählen, um ungefähr hundertundzwanzig Fahnen, die Paris, Dank der auf mein Ersuchen von Herrn von Bismarck dem deutschen Kaiser vorgetragenen Bitte, behielt." —

Diejenigen unserer Leser, welche Näheres über die vorstehend erwähnten Vorkommnisse zu erfahren wünschen, verweisen wir auf Kapitel 9 und 17 des „Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers 1870—1871". Augsburg, Gebr. Reichel.

## Zehntes Kapitel.

Das Recht des Stärkeren ist immer das beste. — Brief des Obersten Commerçon. — Die Lebensmittelfrage. — Erklärung Bourbakis. — Ein geheimer Agent. — Vae Victis — Unter Marschällen. — Die Basis der Anklage. — Montebello. — Die Legende. — Menschliche Gerechtigkeit. — Der Befreier des Gebiets. — Ein bewunderungswürdiger Soldat. — Orleanisten. — Ein General in partibus. — Wie General Schramm dachte. — Ein Brief des Generals du Barail. — Freiwilliges Opfer. — Der Vorsitzende des Kriegsgerichts. — Mit Stimmeneinheit. — Eine Finte. — Das souveräne Volk.

Während des ganzen Prozesses des Marschalls Bazaine hat die Anklage nichts gespart, was dazu beitragen konnte, ihr Opfer herabzusetzen und zu entehren.

Erst Verrat, dann Unfähigkeit; Unfähigkeit als Oberkommandierender, Unfähigkeit als Unterhändler.

Die Anklage war empört, daß die Kapitulationsbedingungen nicht günstiger waren; jeder andere als Marschall Bazaine hätte bessere erhalten! War er nicht selbst unfähig, so war er sorglos über das Schicksal seiner Armee, was noch schlimmer war! Das unwissende Publikum, das niemals nachdenkt und feststehende Formeln und Meinungen sich zu eigen macht, nimmt bereitwillig solche Thorheiten auf, ohne sich die Mühe zu geben, sich klar zu machen, daß man zum geschickten Unterhandeln vor

allen Dingen Sieger sein und es dem Gegner unmöglich machen muß, sich den Opfern, die man ihm aufzwingen will, zu entziehen.

In Metz befand sich der Marschall einem Feinde gegenüber, der den moralischen und physischen Zustand der Armee genau kannte, der wohl wußte, daß diese Armee und die Festung seine Bedingungen annehmen oder innerhalb vierundzwanzig oder höchstens achtundvierzig Stunden verhungern mußte.

Die Garnison von Mainz, die von den Geschichtsschreibern der Revolution so sehr gerühmt worden ist, weil sie sich im Blut der heldenmütigen Vendeer, die ohne den Abfall Charettes*) vielleicht die Republik in Frage gestellt hätten, gebadet hat, hatte noch für acht Tage Brot, als sie kapitulierte. Einige Korps der Metzer Armee hatten schon seit acht Tagen kein Brot mehr, als die Übergabe erfolgte.

Es fehlte ihnen diese unendlich zusammengeschmolzene Ration an Schwarzbrod, auf die sich schon seit nahezu einem Monat die ganze Verteilung beschränkte. Gott weiß, was in dieses Brot mit hineingebacken wurde! Das, was wir unter Jammern über unser eigenes Schicksal in Paris aßen, war wahrer Kuchen im Vergleich.

Einige Soldaten, die bei Buzenval gefangen genommen waren, hatten ein paar Stücke mit nach Deutschland genommen, und so konnte man es mit dem Metzer Brot vergleichen.

---

*) Mémoires de Napoléon. Bd. VI. S. 240.

Mehrere Korps der Armee von Metz hatten in den letzten Tagen vor der Übergabe ausschließlich von dem Fleisch der dem Hunger erlegenen Pferde gelebt. Es gab seit langem kein Salz, keine Gemüse und kein Fett mehr. Pferdefleisch ist nicht gerade gut, aber ziemlich nahrhaft, wenn es von jungen und gesunden Thieren kommt. Unter jenen Verhältnissen aber war es nicht nur unzureichend, erschöpfte, schwache und seit einem Monat in Schmutz und Nässe lebende Leute zu erhalten, sondern es verursachte auch den anemischen Zustand dieser unglücklichen Armee, deren Sterblichkeit in Deutschland so außerordentlich groß war.

### Brief des Oberstleutnants Commerçon, früheren Bataillonskommandeurs im 13. Linien-Inf. Reg., 2. Division, 4. Korps.

Châlons-sur-Saône.

Mein Herr!

Ich bin weder Verteidiger, noch, was Gott verhüte, Richter oder gar Ankläger des Marschalls Bazaine, aber ich kann unparteiischer Zeuge sein.

Gewisse Details können auf den Prozeß, der soeben in Trianon geführt wird, großen Einfluß haben.

Nach der Depeschenfrage, ist die der Munition und Vorräte sehr wichtig.

Ich erlaube mir Ihnen die Verhältnisse der 2. Division zu schildern, die unter dem kommandierenden General des 4. Korps, de Ladmirault, stand.

Am 14. August — Borny — war ausreichend Munition vorhanden — und sie that ihre Schuldigkeit.

Am 16. August — Rezonville — verschwand die Batterie, welche die Bewegungen meines Bataillons unterstützte, gegen

$4^1/_2$ oder 5 Uhr Nachmittags. Ihr Rückzug war eine Folge von Mangel an Munition, denn dieselbe war unvollständig. Als mir der Divisionsgeneral diese Mitteilung machte, fügte er hinzu: „Sagen Sie nichts Ihren Leuten, um sie nicht zu entmutigen.“ Sie waren nicht entmutigt, aber sie waren bereits ebenso gut unterrichtet wie ihr General.

Am 18. August — St. Privat — wurde das Feuer unserer Batterien — d. h. wenigstens derjenigen, deren Bedeckung ich war, von der preußischen Artillerie zum Schweigen gebracht, und zwar ziemlich früh, gegen $6^1/_2$ Uhr abends; die meisten Geschütze waren demontiert, ich glaube aber, daß die Einstellung des Feuers nicht nur hieran, sondern auch an Munitionsmangel lag. Denn auch die unbeschädigten Geschütze feuerten nicht.

Das ist aber nicht alles. An demselben Tage — 18. August — verloren mehrere Bataillone oder Regimenter des 4. Armeekorps aus vielen Gründen, die ich heute nicht näher bezeichnen will, ihre ganze Bagage. Offiziere und Soldaten behielten nur was sie bei sich hatten und das war nur wenig. Dieser Umstand äußerste sich namentlich in folgender Weise:

Ohne Tornister und Zelte wußten die Soldaten ganze Wochen lang nicht, wo sie ihre Patronen und Lebensmittel unterbringen sollten. Trotz aller Wachsamkeit, trotz der Ermahnungen und Ratschläge der Offiziere und trotz ihres guten Willens, verdarb auch bei den unausgesetzten Regengüssen Ende August und im September eine ungeheure Menge Infanteriemunition.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß wir, und zwar lange Zeit, ohne jeden Schutz in den aufgeweichten Weinbergen oberhalb der Forts von Plappeville und St. Quentin lagen. Ich spreche vom 4. Korps; ich weiß nicht, oder will nicht wissen, was bei den anderen vorfiel.

Mit den Lebensmitteln ging es ebenso wie mit der Munition.

Die vorher als eiserne Ration verteilten Biskuits waren, vom Regen und Schmutz aufgeweicht, ungenießbar geworden und — lagen auf den Feldern.

Mir scheint, geehrter Herr, und ich bitte Sie, diese achtungsvolle Bemerkung dem Herrn Marschall mitteilen zu wollen, daß die Zeugen von der Artillerie, und namentlich der Festungsartillerie in ihren Aussagen diesen Einfluß des schlechten Wetters und seine verhängnisvollen praktischen Folgen nicht genügend berücksichtigt haben. Wie die Proviantintendanten, scheinen sich auch die Herren von der Artillerie zu sehr auf ihre Papiere zu verlassen.

Am 31. August — Sainte-Barbe — befehligte ich das Bataillon, welches die Straße nach Sainte-Barbe deckte. Wider Willen wohnte ich dem an diesem Tage auf der Straße gehaltenen Kriegsrat bei. — Doch glaube ich, die Einzelheiten, auf die ich hier eingehen könnte, einem Briefe, dessen Schicksal ungewiß sein kann, nicht anvertrauen zu dürfen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Th. Commerçon (Jean Baptiste)
Oberstleutnant a. D.

11. November 1873.

Nachschrift: In der Sitzung vom 8., deren Bericht ich soeben lese, hat General de Ladmirault gesagt: „Die Tornister waren intakt.“ ....

Ich bedaure unendlich, der Aussage eines als Mensch und Soldat so ehrenhaften Kommandeurs widersprechen zu müssen. Vielleicht und ohne Zweifel hat General de Ladmirault vergessen, daß die Tornister und Zelte der meisten Bataillone oder Regimenter seines Armeekorps — 20. Bataillon, 13., 73. Linienregiment u. s. w. — seit dem

18. August nicht mehr existierten und daß dieser Verlust am 26. und selbst am 31. August noch nicht ersetzt worden war.

Th. C.

Die Anklage behauptete natürlich, daß der Marschall kapitulierte, als noch Lebensmittel in der Festung vorhanden waren.

Ich könnte hier zahlreiche Beweise des Gegenteils geben, aber ich will mich einschränken und nur den Schluß des Berichtes des Intendanten Croiset für die Untersuchungskommission und einige Zeilen aus einem Briefe des Generals Bourbaki anführen.

..... Mit einem Wort, es herrschte zwischen beiden Behörden — der Civil- und der Militär-Administration — eine Rivalität, die man nicht tadeln kann und die alle in diesem Bericht aufgeführten Thatsachen stützt. Diese beweisen, daß ein Jeder trotz der außerordentlichen Ereignisse, die alle zu Anfang des Feldzuges getroffenen Verwaltungsmaßregeln, wie gewöhnlich, umwarfen, dieselben durch Thatkraft und Willensstärke ersetzte, so daß die Armee von Metz sich bis aufs äußerste in einer Lage halten konnte, deren Aufgeben ihr Frankreich nur deshalb nicht verzieh, weil es noch immer hoffte, Metz zu Hülfe eilen zu können.

Der delegierte Militärintendant
Croiset.

Auszug aus einem Briefe des Generals Bourbaki.

..... Ich habe niemals den Befehl des Marschalls, mich zur Kaiserin zu begeben, gezeigt.

Was das auf den Befehl zur Abreise stehende Datum anbetrifft, so habe ich mich nicht weiter darum bekümmert und niemals davon gesprochen.

Von der Untersuchungskommission über die Episode meiner Abreise von Metz befragt:

Habe ich einem der Fragesteller geantwortet: daß ich davon überzeugt bin, daß der Marschall wie ich selbst der Meinung war, daß der Friede im Interesse Frankreichs lag und daß er das einzige Mittel zur Rettung seiner Armee darin sah, ihre wahre Lage bekannt zu machen.

Seit dem 25. September verhungerten thatsächlich Pferde; man tötete täglich über zweihundert, die den Leuten in der Stadt und im Lager als Nahrung dienten. Die Soldaten begannen empfindliche Entbehrungen zu erdulden. In einem gegebenen Zeitraum mußte die Armee also einen äußersten Entschluß fassen: sie mußte entweder kapitulieren oder sich der Vernichtung weihen.

Ich habe hinzugefügt, daß ich überzeugt war, der Marschall habe mich in der Hoffnung geschickt, daß sich ein Mittel finden lasse, um diesem Zustand abzuhelfen.

Ich habe hinzugefügt, ich war so sehr überzeugt, daß dies die Absicht des Marschalls war, daß ich wieder nach Metz abreiste, nachdem ich die Ehre gehabt, die Kaiserin zu sehen und bemerkt hatte, daß sie trotz ihres tiefen Kummers, ihrer Ergebenheit und Selbstverleugnung, nichts zu thun vermochte. In Brüssel unterbrach ich meine Reise, um Herrn Tachard, bevollmächtigtem Minister in Belgien, einen an den Kriegsminister in Tours adressierten Brief zu übergeben, der die Regierung der nationalen Verteidigung von der verzweifelten Lage der Armee von Metz in Kenntnis setzte.

Bourbaki.

Was wird aus den Behauptungen des Herrn Gambetta vor so klaren und bestimmten Aussagen eines Generals, dessen Biederkeit sprichwörtlich ist?

Was kann man mehr sagen?

Die Debatten haben endlich auch Licht auf die Mission geworfen, die sich der Herr Regnier angemaßt hatte, der nur vom Marschall Bazaine empfangen worden ist, weil er ihm als Kurier des Kaisers angekündigt wurde.

Die Politik des Herrn Bismarck gab diesen Behauptungen alle Zeichen der Wahrheit. Regnier war Überbringer einer Photographie, die der kaiserliche Prinz kürzlich unterzeichnet und von Chislehurst datiert hatte. Viele Leute wissen wahrscheinlich nicht, daß Porträts und Photographien dieser Art immer dazu gedient haben, die geheimen Agenten der Napoleons zu beglaubigen, die sich einerseits nicht kompromittieren und andererseits ihre Mandatare kenntlich machen wollten.

Gleichfalls hat man gesehen, wie es mit der Mission des Generals Boyer stand und was die Anschuldigungen wert waren, die den Marschall Bazaine als einen Verräter gegen sein Vaterland darstellten. Man hat zu beweisen gesucht, daß er unter dem Vorwande, seinem dem Kaiser geleisteten Eide treu zu bleiben, seine Armee zu einem Werkzeug eigenen Ehrgeizes machen wollte. Alle diese Anschuldigungen sind mißglückt und haben nur Staub aufgewirbelt. Und dennoch hat der augenscheinliche Beweis ihrer Falschheit weder die öffentliche Meinung berichtigt, noch die Richter aufgeklärt! Man mußte für unser Unglück eine Erklärung finden, die die nationale Eitelkeit nicht verletzte! Nicht der vollständige Mangel jeder Organisation und genügender Streitkräfte, nicht die Entmutigung unserer Armee gleich nach dem ersten Schuß, nicht der traurige moralische Zustand unserer

Infanterie, die relative Minderheit unserer Artillerie, der Niedergang des militärischen Geistes — eine Folge des kaiserlichen Korruptions-Systems, das zu viel Bequemlichkeiten in der Armee verbreitet hatte — nicht die ungeheuren Fehler des Kaisers bei Beginn des Feldzuges, nicht die des Marschalls Mac-Mahon bei Weißenburg und Châlons, — nicht dies waren die wahren Ursachen unserer Unglücksfälle, nein, einzig und allein der Verrat des Oberkommandierenden der Armee von Metz!

Viele Generäle und höhere Offiziere, die durch Nancy nach Deutschland transportiert wurden, überhäufte man in dieser Stadt mit Schmähungen. Vor drei Monaten, als die Armee nach der Grenze marschierte, zeichnete sich dieselbe Stadt durch ihre Gleichgültigkeit ihnen gegenüber aus.

Man konnte glauben, eine feindliche Stadt zu passieren.

Einige Tage später wurde sie, ohne im entferntesten an Widerstand zu denken, von drei Ulanen zur Kontribution gezogen. Sie besaß nur soviel Mut, um die in Gefangenschaft ziehenden Trümmer der Armee von Metz zu beschimpfen. Solche rohe Beleidigungen hätten diese Armee lehren müssen, daß Frankreich sie für alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Schicksalsschläge verantwortlich machen würde. Bei ihrem Durchzug durch Nancy waren alle ihre Kommandeure Verräter; bald hernach — wie geschickt doch die Führer der öffentlichen Meinung waren! — gab es nur noch einen Verräter: den Oberkommandierenden. So zog man eine große Menge schwacher Geister, selbstsüchtiger Charaktere und kleiner

Ehrgeiziger von dem Wege der Wahrheit, und diese sahen darin, daß sie den Marschall der öffentlichen Verfolgung preisgaben, ein Mittel, ihre kostbaren kleinen Interessen zu wahren.

Dazu kam die Flucht der auf Ehrenwort entlassenen Offiziere. Sie wurde von einem, so zu sagen mit beiden Füßen zugleich über die Schranken der Ehre springenden Ehrgeiz hervorgerufen und gewissermaßen von der französischen Regierung ermutigt. Der offizielle Agent derselben in Brüssel verlieh jedem neu ankommenden einen Grad und eine Summe Geldes.

Solche Zustände erregten tiefe Mißstimmung unter den Ehrenmännern, die mehr durch ihr Wort gebunden, als von Deutschland gezwungen, in der Gefangenschaft geblieben waren. Diejenigen, welche gewisse Handlungen vor dem Kriege oder während desselben zu verbergen hatten, beuteten die in der Armee herrschende Unzufriedenheit aus und erklärten sich gegen Bazaine. Alle aber, welche offen ihre Handlungen eingestehen konnten, blieben ihm treu.

Der Marschall war intelligent genug, um nicht ohne Bewegung diesen Umschwung der Stimmung, den man geschickt der Armee beigebracht hatte, zu bemerken. Er begann deshalb auch sofort eine Arbeit zur Beleuchtung aller Dinge und Thatsachen, eine Art Rechtfertigungsschrift, die er in Frankreich veröffentlichen wollte, um die Untersuchungskommission zur Beurteilung aller während des Feldzuges stattgefundenen Kapitulationen aufzuklären.

Nachstehender Brief des Marschalls Canrobert veranlaßte ihn, sein Vorhaben aufzugeben.

Mein lieber Marschall!

Die Zeitungen sagen, daß sie eine Broschüre über Ihr Kommando der Rhein-Armee veröffentlichen wollen.

Die Gemütsbewegung in Frankreich wird diese Arbeit nicht mit der wünschenswerten Ruhe und Gerechtigkeit beurteilen lassen. Ich halte es deshalb für nötig, daß Sie in unserem Interesse, wie in dem der Wahrheit, die Veröffentlichung bis zu einem günstigeren Augenblick aufschieben. Sie werden dadurch auch vermeiden, Ihre Gründe und Argumente der Diskussion der Presse und solcher Leute bloszustellen, die weder berechtigt und befähigt sind, mit Sachkenntnis zu urteilen. Warten Sie auf ruhigere, gerechtere und weniger leidenschaftliche Zeiten, und rechtfertigen Sie sich lieber vor einer öffentlich tagenden, rechtmäßig zusammenberufenen Untersuchungskommission, die Sie im Notfalle selbst beantragen können.

Ich benutze diese Gelegenheit, mein lieber Marschall, um Ihnen den Ausdruck meiner alten und herzlichen Ergebenheit zu übermitteln.

Marschall Canrobert.

Nachschrift: Vielleicht sind Sie der Ansicht, daß ein paar Zeilen in ernsthaften Zeitungen, die einen Entschluß im Sinne dieses Briefes ankündigen, für den Augenblick genügen würden.

Marschall Bazaine brach seine Arbeit ab und beschäftigte sich nur noch damit, die Dokumente, welche die zukünftige Untersuchungskommission aufklären sollte, zu sammeln, wurde aber dieses Mal vom Kriegsminister selbst aufgefordert, die zu diesem Zweck unternommenen Arbeiten einzustellen.

Nach Kassel von Bordeaux, 28. Dezember 1870,
9 Uhr 35. Nr. 29 307. Via Schweiz.

Der Kriegsminister an Marschall Bazaine.

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß die mit der Untersuchung der Uebergabe von Metz betraute Kommission zum 2. Januar nicht zusammentritt und daß Sie deshalb keine Rechtfertigungsschrift für dieses Datum einzureichen brauchen.

Wahrscheinlich war diese Depesche vom 28. eine Folge derjenigen Gambettas vom 25. Dezember, in der sich dieser formell der Bildung einer Untersuchungskommission widersetzte. „Die Untersuchung", sagte er, „ist bereits geschehen".

Wenige Monate später, als die Uebergabe von Paris und die Kommune alles Interesse in Anspruch nahm, erschien das Werk des Obersten d'Andlau, und so sehr zur rechten Zeit, wie es selten ein gutes, nützliches und anständiges Buch das Glück hat zu treffen. Äußerst geschickt verfaßt und auf jeder Seite Gift brauend, mußte es sehr gelesen werden und wurde in der That sehr gelesen. Es entstammte der Feder eines höheren Offiziers aus dem eigenen Generalstab des Marschalls, eines für ehrenhaft, unparteiisch und durchaus kompetent gehaltenen Zeugen, und wurde so nicht nur für das Publikum, sondern auch für den ganzen nicht in Metz gewesenen Teil der Armee, und sogar für die Mehrzahl der Metzer Armee selbst, eine positive Offenbarung, die nicht den mindesten Zweifel zuließ und alle gegen den Höchstkommandierenden der Armee von Metz geschleuderten Anklagen rechtfertigte.

Ausgerüstet mit diesem Werke, einem eben so kostbaren wie unverwerflichen Beweise, welcher richtig treffen mußte, mit diesem sicheren Mittel für den Erfolg seiner so alten und immer neuen Taktik, einem Unschuldigen die eigenen Fehler aufzuladen, triumphierte die Regierung. Sofort gab sie durch alle ihre Zeitungen dem Buch d'Andlaus eine ungeheure Verbreitung und ließ es als den Ausdruck von Wahrheiten citieren, die sein Genie und Patriotismus entdeckt hatten. Sie befestigte die Lüge in der öffentlichen Meinung, denn sie wußte genau, wie man zu dem modernen Gott sprechen muß, den die Revolution geschaffen hat und den sie ganz nach ihren Interessen handeln läßt. Wie unwissend, blind, taub und stumpfsinnig dieser Gott auch sein mag, auf die aus Schwachköpfen bestehenden Massen übt er eine unumschränkte Gewalt aus.

Das Publikum im Irrtum bestärken, hieß die revolutionären Einrichtungen, die die Vernichtung Frankreichs so vervollständigt hatten, befestigen; es war die gewisse Verurteilung des Soldaten, der seinem Vaterlande fast ein halbes Jahrhundert ruhmreich gedient und zu seiner Verteidigung alles gethan hatte, was Menschenkräfte vermögen.

Dieses Buch entschied endgültig die Einsetzung einer Untersuchungs-Kommission über die Kapitulation der Festungen, und da die Festung Metz im Kommandobereich des Marschalls Bazaine lag, so mußte der Marschall von dieser Kommission abgeurteilt werden.

Die Ansichten dieser Untersuchungskommission sind in

den Augen der vernünftigen Leute unserer Armee eine weitere Schande gewesen. Sie haben das Gelächter Europas hervorgerufen und bewiesen, daß wir in der That, wie unsere Feinde behaupteten, ein durch Korruption verdummtes und des gesunden Menschenverstandes beraubtes Volk waren.

Die gesamte Kommission, namentlich aber ihr Vorsitzender, studierten das Buch d'Andlaus gewissenhaft. Der Vorsitzende hatte es stets auf seinem Tisch und las vor den Sitzungen und während derselben die die Frage des Tages behandelnden Stellen. Er fand darin seine Meinung über die Zeugenaussagen fertig zu seinem Gebrauch.

Der Vorsitzende und einer der einflußreichsten Mitglieder der Kommission waren übrigens dem Marschall Bazaine offen feindlich gesinnt. Die Feindschaft des Marschalls Baraguey d'Hilliers datierte aus der Zeit des italienischen Feldzuges. Er kommandierte damals das aus den Divisionen Forey, Bazaine und Ladmirault bestehende 1. Armeekorps.

Am 20. Mai 1859, dem Tage des Gefechtes von Montebello, stand Marschall Baraguey mit seinem Stabe und der Division Bazaine bei Ponte Curone, die Division Forey bei Voghera.

Der Befehl lautete dahin, den Feind zu beschäftigen, während das Gros der Armee jene Umgehung ausführte, die im Siege von Magenta enden sollte; es war ausdrücklich verboten, sich in ein Gefecht einzulassen.

General Forey brannte vor Begierde, die unangenehmen Eindrücke, die sein Verfahren in der Krim mit Recht oder Unrecht hervorgerufen hatte, auszulöschen. Er hatte laut verkündet, daß er keine Gelegenheit versäumen würde, um zu zeigen, daß er ein Braver sei, daß er im Notfall die Gelegenheit schaffen würde.

Er griff die Österreicher bei Montebello an, gegen den ausdrücklichen Befehl seines kommandierenden Generals.

General Bazaine erfuhr vom Hauptmann Piquemal, Adjutanten des Generals Forey, daß dieser im Handgemenge mit dem Feinde sei und eilte sofort zum Marschall mit der Bitte, Forey unterstützen zu dürfen.

Marschall Baraguey d'Hilliers war wütend über den Ungehorsam seines Generals und wollte nichts davon hören.

— Er hat immer meinen Befehlen nicht gehorcht, sagte er, um so schlimmer für ihn; Sie sind meine Reserve und ich verbiete Ihnen, sich zu rühren.

Bazaine bestand aber so lange und so nachdrücklich auf sein Vorhaben, daß ihm der Marschall endlich erlaubte vorzurücken, aber nur mit einem Regiment — dem 1. Zuavenregiment, — sowie mit dem ausdrücklichen und unbedingten Befehl, in keinem Falle über Voghera hinauszugehen.

Als Bazaine in Voghera ankam, machte er daher Halt und ließ die Gewehre auf dem Manöverfelde dieses Ortes zusammenstellen. Die Offiziere und Soldaten, die vor Begierde brannten, an diesem ersten Gefecht des Feldzuges teil zu nehmen, begannen zu murren, weil sie nicht ver-

standen, weshalb man sie in Unthätigkeit hielt, während ihre Kameraden sich schlugen.

Ein Bataillon der Division Forey brach auf, um die Verbindung herzustellen. Bazaine mit seinem gewohnten Scharfblick, nahm es auf sich, den Befehlshaber dieser Truppe zu veranlassen, nicht die Landstraße, sondern den Eisenbahndamm zu benutzen, der ihn in die Flanke des Feindes führen mußte.

Der Offizier folgte dem Rat, aber er und seine Leute fanden es seltsam, daß dieser General anstatt auf das Schlachtfeld zu eilen, mit seinen Truppen sechs Kilometer davon zurückblieb.

Sofort entstand bei dem leichten, erregbaren Charakter der französischen Soldaten die Legende, daß Bazaine dem General Forey nicht zur Hülfe kommen wollte, weil er im geheimen den Wunsch hegte, derselbe möge geschlagen werden. Das alberne Gerücht verbreitete sich mit der Schnelligkeit eines Zünders und erreichte noch an demselben Abend den Kaiser.

Die Schlacht war gewonnen, aber Forey, der eben nicht unterstützt worden war, hatte nicht den Vorteil, den man sich davon versprochen hatte.

Am folgenden Tage, den 21. Mai, wollte der Kaiser das Schlachtfeld besuchen, auf dem zwei Bataillone der Division Bazaine die Toten auflasen. Bazaine war nicht benachrichtigt worden und befand sich rein zufälliger Weise auf dem Schlachtfeld.

Napoleon III. empfing ihn mit seiner gewohnten Güte, konnte aber doch nicht umhin, ihm in Gegenwart des

Marschalls Baraguey d'Hilliers, der ihn begleitete, zu sagen:

— Es ist schade, General, daß Sie nicht zeitig eintreffen konnten, um Forey zu unterstützen.

Bazaine glaubte, daß der Marschall sprechen würde, um ihn zu verteidigen und antwortete deshalb zunächst nicht; als er aber sah, daß sein Chef schwieg, war er genötigt, dem Kaiser zu sagen, daß er nur auf ausdrücklichen Befehl nicht über Voghera vorgegangen war.

Der Kaiser hatte darauf eine ziemlich lebhafte Auseinandersetzung mit dem Marschall Baraguey d'Hilliers. Dieser mußte die Thatsache zugeben, aber er verzieh Bazaine nie, daß er durch ihn vom Kaiser auf frischer That der Falschheit gegen seinen Untergebenen ertappt worden war. Zum Vorsitz der Untersuchungskommission berufen, verfehlte er denn auch nicht, den Beweis dieser Feindschaft zu geben, als die Übergabe von Metz zur Sprache kam.

Die Kommission berief eine Unmenge Belastungszeugen; was die sehr wenigen Entlastungszeugen, die man hörte, betrifft, so wurden dieselben nur auf ausdrückliches Verlangen Bazaines aufgerufen, und er selbst wurde nur einmal gehört.

Das nennt man französische Gerechtigkeit!

Die Untersuchung dauerte anderthalb Jahre; während dieser Zeit wurde der Angeklagte — der Marschall Bazaine — in einem engen Gefängnis gehalten. Ein wildes Tier hätte man nicht mit mehr Wachsamkeit umgeben, mehr in seiner Freiheit beschränkt. Das konnte recht selt-

sam erscheinen, denn dieser selbe Marschall von Frankreich war vier Monate lang Gefangener der Preußen — Gefangener auf Ehrenwort — gewesen; dann war er nach Frankreich zurückgekehrt und hatte Paris in voller Freiheit bewohnt.

Wer hätte ihn verhindern können, ins Ausland zu flüchten, wenn er sich schuldig gefühlt hätte? Wer? Gewiß nicht Oberst d'Andlau, sein Ankläger, der später selbst zu seinem Nutzen diese Vorsichtsmaßregel ergreifen mußte. Nein, er blieb, er bat inständig um Richter und beging den Fehler, den man oft begeht: andere nach sich selbst zu beurteilen — vertrauend auf die Intelligenz, Biederkeit und Aufrichtigkeit des Militärgerichts, dem man ihn überweisen würde, wie dasselbe auch zusammengesetzt sein mochte.

Am 24. Mai 1873 ließ eine Kammerabstimmung den Mann, der sich selbst und den man für unentbehrlich hielt, mit überraschender Leichtigkeit von der Macht heruntersteigen. Dieser Revolutionär, dem die Revolution vierzig Jahre Existenz verdankt, dem Frankreich großenteils das Unglück der Juli-Regierung, der zweiten Republik, des zweiten Kaiserreichs, der Kommune und endlich der dritten Republik verdankt, dem Frankreich noch heute die Schwächung der Geister und Herzen, die Ohnmacht der doktrinären Regierung, die Erschöpfung unserer Hülfsmittel, die allgemeine Unruhe und die Verachtung, deren trauriges Vorrecht wir in Europa genießen, verdankt — Herr Thiers, der Karbonaro, wurde scheinbar

durch Marschall Mac-Mahon, in Wahrheit aber durch Herrn de Broglie, den Doktrinär, ersetzt.

„Der Befreier des Gebiets", hatte Gambetta gesagt, indem er Thiers der ganzen Kammer bezeichnete, „hier ist er!"

Bazaine Verräter! Thiers Befreier des Gebiets! Das sind zwei Urteile Gambettas, deren sich die verhängnisvolle Legende schleunigst bemächtigte.

Ist diese zweite Legende besser begründet als die erste? Man urteile!

*) „In der Nachtsitzung, in der die letzten Punkte des Frankfurter Vertrages festgesetzt wurden, erhielt Herr Pouyer-Quertier, der eine gute Laune des Herrn v. Bismarck benutzte, von demselben die sofortige Räumung Frankreichs von den preußischen Truppen unter sehr günstigen Bedingungen zugestanden.

„Herr Pouyer-Quertier dankte Herrn v. Bismarck äußerst lebhaft für diese große Konzession und dieses Zeichen außerordentlichen Vertrauens, das er ihm gab.

„Glücklich über diesen unverhofften Erfolg, kam er nach Paris und teilte ihn Thiers sofort mit. Dieser überließ sich einem heftigen Zornesausbruch, wie er ihn bei dem geringsten Widerspruch zeigte. Er behandelte Pouyer-Quertier mit seiner gewohnten Grobheit, nannte ihn Dummkopf und erklärte, daß es für ihn durchaus nötig sei, daß die preußischen Truppen noch einige Zeit in

*) M. Thiers et ses Contemporains, par le Comte de Martel. S. 440—443. Paris, 1887. Dentu.

Frankreich blieben, damit er der National-Versammlung Herr werden könne.

„Er befahl ihm, sofort in seinem (Thiers') Namen an Herrn v. Bismarck zu schreiben, daß dieser sich sorgfältig hüten möge, seine Absicht, die von den preußischen Truppen besetzten Plätze sofort zu räumen, bekannt zu machen.

„..... Es liegt etwas äußerst Charakteristisches in der Thatsache, daß Herr v. Bismarck mehr Wohlwollen für Frankreich zeigte, als der sogenannte „Befreier des Gebiets." Der eiserne Kanzler muß tiefe Verachtung für diesen großen Patrioten empfunden haben, der in so cynischer Weise sein Vaterland seinen kleinen persönlichen Interessen opferte." —

Auch Herr Paul Dhormoys sagt im ersten Bande seines interessanten Werkes La Comédie Politique:

„Beschäftigen wir uns jetzt mit der Befreiung des Gebiets.

„Als Herr Pouyer-Quertier nach Frankfurt geschickt wurde, um mit Herrn v. Bismarck den Ankauf des Teils der Staatseisenbahn zu vereinbaren, der auf dem abgetretenen Gebiete liegt, hatte ihm Herr Thiers die Instruktion gegeben, dafür hundert Millionen zu verlangen.

„Der frühere Finanzminister erzählte mir folgendermaßen seine Mission:

„Als ich in Frankfurt ankam und mich mit Herrn v. Bismarck in Verbindung setzte, fragte mich dieser, wie viel wir für diese Strecke haben wollten.

„— Das kommt darauf an, erwiderte ich, wollen

Sie sie uns nehmen oder bezahlen? Wenn Sie sie nehmen wollen, sind Sie der Stärkere und können den Preis bestimmen; wenn Sie sie bezahlen wollen, so brauchen wir nur Sachverständige zu ernennen und die von ihnen vorgeschlagene Summe anzunehmen.

„Herr v. Bismarck verzog ein wenig sein Gesicht, aber ich ging aus diesem Dilemma nicht hinaus: wollen Sie sie nehmen oder bezahlen?

„Endlich nahm der Kanzler meinen Vorschlag an; man ernannte beiderseits Sachverständige; diese schätzten das Stück Bahn auf 280 Millionen. Ich verlangte 360. Wir verständigten uns auf 325 und die Frage war erledigt.

„Es war Abend, als diese letzte Konferenz stattfand, und sehr heiß, wir sprachen viel; nach Verlauf einiger Zeit fragte mich Herr v. Bismarck:

„— Trinken Sie Bier?

„— Ich trinke alles, antwortete ich.

„Man brachte einen ungeheuren Krug und Gläser, und wir diskutierten weiter, indem wir tranken. Nach einer Stunde etwa fragte mich Herr v. Bismarck:

„— Wollen wir nicht unser Bier mit einem bischen Cognac hinunter spülen?

„— Ganz wie Sie wünschen, antwortete ich.

„Und so Branntwein trinkend, um das Bier hinunterzuspülen, und Bier um den Branntwein zu verjagen, waren wir endlich zu einer ungeheuren Anzahl Gläser Bieres und Cognacs gekommen. Herr v. Bismarck betrachtete mich mit einer Neugier, die der Bewunderung

nicht fern lag; aber ich besitze einen festen Magen, dem nichts schadet. So war es 1½ Uhr geworden, als alles geregelt, die Protokolle verfaßt und unsere Unterschriften ausgetauscht waren.

„Ich schlug eine letzte Runde vor, wie man in der diplomatischen Welt nicht sagt, und da wurde Herr v. Bismarck vollkommen heiter.

„Als ich ihn in so guter Laune sah, kam mir der Gedanke, die Räumung des Gebiets zur Sprache zu bringen, um möglichst die diesbezüglichen Absichten der preußischen Regierung kennen zu lernen.

„— Mein Gott, sagte er, wir verlangen nichts mehr, als so bald wie möglich zu räumen; die Okkupation ist eine schwere Last für die deutschen Familien, wir haben täglich Klagen darüber zu hören, und wenn wir sicher wären, daß sie die drei Milliarden, die noch ausstehen, zahlen, so würden wir schon morgen abziehen.

„Wir diskutierten darauf die Garantien, welche Preußen für diese Zahlung verlangen würde; ich schlug ein System von Wechseln, die von den kreditfähigsten europäischen Banken endossiert werden sollten vor, und der Kanzler fand diese Maßregel durchaus annehmbar.

„— Bevor ich Ihnen endgültigen Bescheid gebe, sagte er nur, muß ich die Befehle des Kaisers einholen. Ich werde mit ihm darüber sprechen und Ihnen sofort seine Antwort mitteilen.

„Wir trennten uns; es war über 2 Uhr morgens. Ich verfiel in einen tiefen Schlaf und schlief noch gegen 5½ Uhr früh, als laut an meiner Thür geklopft wurde.

„— Herein! rief ich plötzlich auffahrend, und Herr v. Bismarck, gestiefelt, gespornt, prächtig in seiner Uniform, trat in mein Zimmer.

„— Der Kaiser, sagte er, nimmt Ihren Vorschlag an.

„— Ah! Um so besser! rief ich entzückt. — Aber es fehlen mir die nötigen Vollmachten, um die Frage zu regeln. Ich muß nach Versailles und Herrn Thiers darum bitten.

„— Darauf soll es nicht ankommen, antwortete er, Sie haben unser Wort.

„Als ich, ziemlich stolz auf meinen Erfolg, in Versailles ankam, war ich ganz erstaunt über den mißmütigen Empfang, den ich bei Herrn Thiers fand. Es ärgerte ihn augenscheinlich, daß ich 325 Millionen erhalten hatte, während er geglaubt hatte, daß man nur etwa hundert erhalten könne. Ganz anders aber wurde die Sache, als ich die Befreiung des Gebiets erwähnte; er wurde geradezu wütend.

„— Wer hat Sie gebeten, sich damit zu beschäftigen? fuhr er mich an. Und als ich erwiderte, daß mir die Gelegenheit günstig und Herr v. Bismarck gut aufgelegt schien, daß ich deshalb glaubte, eine Frage, die ganz Frankreich beschäftigte, offiziös mit ihm besprechen zu können, sagte er zu mir:

„— Aber verstehen Sie denn nicht, daß ich die Räumungsfrage brauche, um Herr dieser Versammlung zu sein, daß ich, sobald die Räumung erfolgt ist, nur noch ein alter Klotz bin, und noch mindestens zwei Jahre

brauche, um das, was ich angefangen habe, zu beendigen?

„Aus diesem Grunde ertrug Frankreich noch zwei Jahre lang die Lasten der Okkupation, die Bezahlung und Unterhaltung der deutschen Truppen und ihre Anwesenheit auf unserem Gebiet.

„Und so erhielt Herr Thiers den Titel des Großen Patrioten und des Befreiers des Gebiets.“

Mir lag an der Bestätigung vorstehender Anekdote des Herrn Paul Dhormoys, und ich lasse seinen Brief deshalb hier folgen:

8, rue Fromentin.

Geehrter Herr Graf und werter Kollege!

Ich kann Ihren liebenswürdigen Brief nicht besser beantworten, als mit der Bestätigung der auf die Befreiung des Gebietes bezüglichen Anekdote, welche ich im 1. Bande der Comédie Politique erzählt habe.

Mehr noch: Herr Pouyer-Quertier hat lange nach Veröffentlichung des Buchs, dessen Korrekturbogen ihm unterbreitet worden waren, eine halbe Widerlegung versucht, und deshalb habe ich im 2. Bande ein ganzes Kapitel darüber schreiben und auf die kleinsten Details eingehen müssen. Sie finden dort alle auf diese Angelegenheit bezüglichen Dokumente.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich und geschmeichelt ich sein würde, wenn Sie in diesen Erzählungen und in denen, die ich noch zu veröffentlichen habe, einige interessante Thatsachen finden würden.

Dies würde mir beweisen, daß es nicht ganz nutzlos ist, so lange Jahre in der Verwaltung und namentlich in

den Versammlungen und hinter den Kulissen der Politik zugebracht zu haben.

Empfangen Sie, Herr Graf und werter Kollege, die Versicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Paul Dhormoys.*)

Der Übergang der Macht aus den Händen des Herrn Thiers — der Revolution — in die des Marschalls Mac-Mahon — in dem ein großer Teil der Nation die Gegenrevolution sah — schien logischerweise die Rettung des Marschalls Bazaine in sich zu schließen.

Die ganze Freimaurerei, niedergedrückt, vernichtet und gezwungen, ihre Ohnmacht der Energie gegenüber einzugestehen, die sie bei dem neuen Staatsoberhaupt voraussetzte, erwartete eine kräftige und sofortige Reaktion, deren baldiges Resultat die Wiederherstellung der Monarchie sein würde; sie erwartete ferner, als ersten Regierungsakt des Marschalls, die sofortige Rehabilitation seines Kollegen, dessen Unschuld ihm besser als jedem andern bekannt sein mußte.

So dachten aus vorstehend dargelegten Gründen viele Franzosen. Marschall Mac-Mahon konnte den Prozeß niederschlagen; Marschall Bazaine wurde in Freiheit ge-

*) Ich habe an Herrn Pouyer-Quertier und an Herrn Grafen de Martel geschrieben, um so gut wie möglich über diesen Zwischenfall unterrichtet zu werden. Ich bedaure, nicht autorisiert zu sein, den Brief, mit dem mich Herr Pouyer-Quertier als Antwort beehrte, veröffentlichen zu dürfen.

Der Herr Graf de Martel bestätigt in dem seinigen die obigen Zeilen.

setzt und zog seinerseits seine Verleumder vor Gericht; die Debatten klärten alle Vorgänge auf, die wahren Verräter wurden verurteilt, die wahren Schuldigen bestraft, die öffentliche Meinung richtig gestellt und der Gerechtigkeit Genüge gethan.

Marschall Mac-Mahon wählte zum Kriegsminister einen Kavallerie-General, der zur Armee von Metz gehört hatte und der sich stets, mit der ganzen Energie seines Charakters, für Marschall Bazaine und gegen die Schmach der Anklagen, deren Opfer er war, erklärt hatte. Wie kam es nun aber, daß zur großen Befriedigung aller, die eine Rolle in der Regierung der nationalen Verteidigung gespielt hatten, und zur großen Verwunderung eines beträchtlichen Teils der Armee, der erste Regierungsakt Mac-Mahons die Zusammenberufung eines Kriegsgerichts über seinen früheren Kameraden war, das Herr Thiers niemals gewollt hatte, und nicht die vorhergesehene und ungeduldig erwartete Niederschlagung des Prozesses?

Das geschah aus verschiedenen Gründen. Der erste war der zu dieser Zeit ziemlich bedeutende Einfluß der orleanistischen Partei. Er war die wahre Grundlage der Majorität, welche Mac-Mahon zur Macht verholfen hatte und welche nach den Gesetzen des parlamentarischen Regimes mit ihm zur Macht berufen war. Für diese Partei war Bazaine der Mann des Kaisertums, der den Orleanismus haßte mit jenem besonderen Hasse, der zwischen rivalisierenden Parteien zu herrschen pflegt, des Kaisertums, dem der Orleanismus auf Grund desselben Prinzips den Haß voll erwiderte.

Der zweite Grund war der, daß der Marschall Mac-Mahon nur ein bewundernswürdiger Soldat ist, unfähig zu einem Entschluß als kommandierender General, und in noch höherem Maße unfähig zu einem Entschluß als Staats-Oberhaupt. Ganz und gar unter dem dominierenden Einfluß des Herrn de Broglie stehend, war er überzeugt, daß er ohne ihn nicht regieren könne. Er hat somit nicht nur die getäuscht, die an sein Verdienst glaubten, sondern auch die kompromittiert, die ihr Schicksal an das seinige geknüpft hatten.

Jeder andere Mann als Mac-Mahon, der ein aufgeklärter Christ, ein gebildeter Franzose und fähig eigener Gedanken und selbständiger Entschlüsse gewesen wäre, hätte in weniger als zwei Monaten Frankreich aus dem Verfall, in den es geraten, emporgehoben; aber um wirklich gerecht zu sein, kann man nicht schwer genug auf ihn die Verantwortlichkeit für seine Thaten und ihre Folgen werfen.

Wie aber kam es, daß Marschall Mac-Mahon, zwar unfähig zur Initiative und zu hohen politischen Plänen, aber doch ein tapferer und biederer Soldat, ein Mann von Ehre im vollen Sinne des Worts, die Niederschlagung des Prozesses nicht angeordnet hat? Verstand er denn gar nicht, daß seine eigenen Fehler in diesem verhängnisvollen Feldzuge so groß, so unglückselig waren, daß die Verurteilung des Marschalls Bazaine als eine empörende Thatsache erscheinen mußte?

Verstand er denn nicht, daß die Geschichte die Haltung dieses Kommandeurs sehr seltsam finden würde,

der dem Stolz der Nation ein einziges, mit der Strafe für die Fehler aller belastetes Opfer vor die Füße warf? Was den Kriegsminister, General du Barail, anbetrifft, so herrscht in Bezug auf ihn kein Zweifel. Er hätte den Prozeß sehr gern niedergeschlagen; er hielt dies nur für gerecht und hatte Herz genug, seine Meinung nicht von der öffentlichen Meinung beeinflussen zu lassen. Aber er hätte zugleich Kriegsminister und römischer Republikaner sein müssen: d. h. am Morgen den Prozeß aufheben und am Abend bereit sein müssen, das Portefeuille niederzulegen.

Die Zusammensetzung des Kriegsgerichts, die unter der Regierung des Herrn Thiers fast unmöglich schien — es war dies eine der tausend Einwendungen gegen dasselbe — war unter Marschall Mac-Mahon das Werk eines Augenblicks.

Die große, viel zu große Mehrheit der Mitglieder des Kriegsgerichts war orleanistisch. Mehrere Generäle waren Ordonnanzoffiziere oder Adjutanten des Königs Ludwig Philipp gewesen. Das war ungeschickt gehandelt; es zeigte zu deutlich, daß der Prozeß nur ein politischer war. So aber war man wenigstens des Resultats sicher, und der einzige Prinz von Orleans, der orleanistisch geblieben war, wurde, auf seinen Wunsch, zum Vorsitzenden ernannt.

Auf seinen Wunsch! Ich sage nicht zuviel; Herr Thiers hat es zu verschiedenen Malen erklärt. Was war der Zweck des Herzogs von Aumale, als er die Ehre in Anspruch nahm, einem Kriegsgericht vorzusitzen,

das einen französischen Soldaten degradieren und einen Marschall der Regierung, die ihn und die seinigen verbannt hatte, zum Tode verurteilen sollte?

In erster Linie: seinen natürlichen Groll zu befriedigen; dann durch das Präsidium bei einem Gericht, das die öffentliche Meinung befriedigte, eine Popularität zu erwerben, welche durch die reklamierten Millionen stark kompromittiert worden war.

Wie kam es, daß man nicht einsah, daß der Herzog von Aumale der letzte sein durfte, diesen Vorsitz zu führen?

Er war Richter und Partei, er war inkompetent, er konnte nicht richten.

Man hatte allerdings von seiner Anciennität als General gesprochen, um diesen Vorsitz zu erklären, aber auch darin hat man die öffentliche Meinung getäuscht.

Der Herzog von Aumale war nicht der älteste General der Armee, denn General Schramm war älter als er; ja, mehr noch, er war sogar einer der jüngsten.

Das Gesetz von 19. Mai 1834 bestimmt in der That, daß die Jahre der Nichtaktivität nur bei Offizieren „zur Disposition" zählen. Herzog von Aumale hatte aber 22 Jahre in Nichtaktivität im Auslande zugebracht.

Der Vorsitz im Kriegsgericht gebührte also rechtmäßig dem General Schramm, dann vielen andern Generälen, ehe es zum Herzog von Aumale kam. Ich glaube übrigens hier ein sehr interessantes Dokument anführen zu müssen, das ich dem letzten vom Marschall Bazaine veröffentlichten

Werk*) entnehme und das erklärt, wie General Schramm verdrängt wurde.

„Am 18. August 1870 ging ich**) nach La Courneuve, bei St. Denis, um General Schramm zu besuchen.

„Gerade als ich ankam, kehrte der General aus Paris zurück. Er empfing mich sehr liebenswürdig.

(Es folgt hier der auf den Zweck meines Besuches bezügliche Teil unserer Unterhaltung.)

„— Herr General, mein größter Wunsch bei diesem Besuch ist der, einen geschichtlichen Punkt aufzuklären. Wenn Ihnen meine Frage zufällig indiskret erscheint, so sagen Sie es mir offen und versagen Sie mir Ihre Nachsicht nicht des Beweggrundes wegen, der mich leitet.

„In dem Prozeß Bazaine hatten Sie die Pflicht und das Recht, als ältester General der ganzen französischen Armee in dem über seine Führung berufenen Kriegsgericht den Vorsitz zu führen. Ist es wahr, daß Sie, wie mir viele Personen bestätigt haben, dieses Recht in Anspruch genommen haben und daß man Sie trotz dieses gerechten Anspruchs übergangen hat?

„— Ja, mein Kind (General Schramm war schon vor meiner Geburt General, dieser Titel war also nur sehr wohlwollend für mich), nichts ist wahrer als das!

„— Sie kennen, Herr General, meine Hochachtung und meine Zuneigung für den Marschall Bazaine, der in

---

*) Épisodes de la guerre de 1870 et le blocus de Metz par l'Ex-Maréchal Bazaine.

**) Die hier redende Person ist ein früherer Generalstabsoffizier des Marschalls Bazaine.

Wahrheit nur das unglückliche und große Opfer unserer politischen Zwistigkeiten ist. Es wird Sie deshalb nicht überraschen zu hören, daß es meine feste Absicht ist, diesen traurigen Prozeß zu revidieren, sobald es an der Zeit sein wird.

„Aber jedes Ding verlangt seine Mittel und Ihr Zwischenfall ist ein solches. Aus diesem Grunde bitte ich Sie, mir Ihre Behauptung schriftlich geben zu wollen.

„— Als damals das Kriegsgericht zusammengesetzt wurde, sagte der General, erfuhr ich, daß man höheren Orts bestimmt hatte, dem Herzog von Aumale den Vorsitz zu geben. Ich ging sofort, um dagegen Einspruch zu erheben, zum Kriegsminister General du Barail, dessen Vater seine Wiederanstellung in der Armee meiner Fürsprache verdankt hatte. Ich protestierte, der Minister wandte mein hohes Alter und einen gewissen Artikel der Gesetze dagegen ein.

„Ich antwortete darauf, daß mein Alter wohl kaum ein Hindernis sein dürfte, da ich doch noch 12 Stunden zu Pferde sitzen könne. Was das Gesetz anbetrifft, so giebt es nur eins, das der Anciennität und ich könne nicht unter die Befehle des Herzogs von Aumale gestellt werden, dessen Debüts ich als General geleitet habe, als er kaum Bataillonskommandeur war.

„Ich werde, fügte ich hinzu, vielleicht nicht so beredt sein wie er; aber ich werde mich wenigstens der Sache mit einer Erfahrung annehmen, die er nicht haben kann. Ich verließ den Minister mit den Worten: „Ich werde

dem Gericht entweder als Präsident, oder überhaupt nicht angehören".

„Man verwarf mich also als Vorsitzenden, aber man bezeichnete mich als Richter. Man schickte mir sogar Ärzte, um meinen Gesundheitszustand zu prüfen.

„Ich durfte mich nicht weigern, ohne zu gewärtigen, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, welches mich zu Gefängnis und Dienstentlassung verurteilen konnte.

„Ich schützte daher alte Wunden vor, die mir durch ein im Jahre 1815 von Larrey und Sue (dem Vater des Romanschriftstellers) ausgestelltes Attest bestätigt worden waren.

„Dieses Zeugnis hatte mir dazu gedient, die Wiederaufnahme des Dienstes unter den Bourbons rechtmäßig abzulehnen; dadurch, daß ich von 1830 bis 1870 diente, habe ich aber bewiesen, daß meine Wunden kein wirkliches Hindernis waren. Ich lud die Doktoren ein, mich zu besuchen und sagte ihnen, ich nähme an, daß sie als Fürsten der Wissenschaft ihren früheren Meistern nicht widersprechen würden. Darauf wurde ich der Verpflichtung, an den Sitzungen teilzunehmen, entbunden.

„Sie verstehen, daß ich Ihnen unter diesen Umständen das Schriftstück, daß Sie von mir erbitten, nicht mehr geben kann; aber ich ermächtige Sie vollkommen, unsere ganze Unterhaltung anderen mitzuteilen und niederzuschreiben."

„Ich sah sehr wohl, daß der General seinen Entschluß nicht ändern könne und daß man jedem Protest das medizinische Protokoll entgegenhalten würde; ich bestand deshalb nicht länger auf meinen Wunsch.

„Nach dem was voraufgeht, steht indessen fest, daß diese vor 1815 empfangenen Wunden den General ebenso wenig verhindert hätten, den Vorsitz im Kriegsgericht zu führen, als sie ihn verhindert hatten, seinem Vaterlande von 1830 bis 1870 zu dienen. Es steht fest, daß sie nur ein Vorwand waren, auf eine Rechtsverweigerung eine treffende Antwort zu geben.

„Ich bin nicht gut genug zum Präsidieren; also will ich auch nicht gut genug sein, auf dem Fauteuil eines einfachen Richters zu sitzen" — das war der Gedanke des Generals gewesen.

„Der General sagte mir ferner:

„— Ich weiß nicht, welchen Verlauf die Verhandlungen unter meiner Leitung genommen hätten; aber eins weiß ich, da ich die Laufbahn des Marschalls von ihren Anfängen verfolgt habe: ich habe seine Intelligenz, seinen Mut und seine großen Verdienste geschätzt und habe dazu beigetragen, daß sie belohnt wurden. Ich weiß ferner, daß es weder in der militärischen Laufbahn, noch in der Ehrenlegion einen Grad giebt, der ihm nicht für eine Kriegsthat verliehen wurde, und daß ich nicht verfehlt haben würde, diese lange und ruhmreiche Vergangenheit seinen Richtern vor Augen zu führen.

„Ich konnte nicht umhin, ihm zu antworten:

„— Gerade deshalb, Herr General, hat man Sie vielleicht ausgeschlossen.

„Wir unterhielten uns noch lange über die Ereignisse von Metz, den Prozeß und gewisse Persönlichkeiten, die eine Rolle in demselben gespielt hatten.

„— Ja, so schreibt man Geschichte! sagte traurig der General.

„Ich verließ ihn endlich nach einem Besuch von nahezu zwei Stunden, der mit der Einladung schloß, ihn öfter zu besuchen. Ich kehrte nach Paris zurück, entzückt über die Aufnahme, die ich gefunden hatte und erstaunt, in dem General einen trotz seines Alters körperlich und geistig so gesunden Menschen gefunden zu haben, denn er war, wie er mir sagte, 84 Jahre alt."

Der nachfolgende Brief des Generals du Barail, früheren Kriegsministers, bestätigt vollkommen die Erklärung des Generals Schramm.

Für denjenigen, der ihn aufmerksam liest, antwortet er gleichzeitig auf gewisse Fragen, die ich mir nicht erlaubt hätte, an den General du Barail zu richten.

Paris, 2. Dezember 1887.

Herr Graf!

Nehmen Sie die Versicherung an, daß ich durchaus nicht abgeneigt bin, Ihren Wunsch zu erfüllen, nur fürchte ich, dies nicht in befriedigender Weise thun zu können.

Wie sollte ich wirklich nicht nur die Ausdrücke, sondern auch den Sinn einer Unterhaltung behalten haben, die vor 14 Jahren stattgefunden hat und die, ich versichere Sie, nicht die Wichtigkeit gehabt hat, die Sie derselben zuzuschreiben scheinen.

Ich erhielt in der That eines Morgens den Besuch des Generals Schramm, als ich mich gerade mit der sehr schwierigen Zusammensetzung des Kriegsgerichts beschäftigte, das über den Marschall Bazaine urteilen sollte. Ich hatte

große Mühe, die nötige Anzahl von Generälen zu finden, welche die für die Konstituierung dieses hohen Gerichtshofes erforderlichen gesetzmäßigen Bedingungen erfüllten, und wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, kam General Schramm, um mir freiwillig seine Dienste anzubieten, aber unter der Bedingung, wie Sie sagen, daß er den Vorsitz haben würde, der ihm seiner Anciennität nach zukäme, ganz abgesehen von seinem persönlichen Alter und dem hohen Wert seiner Dienste.

„Ich bin ganz sicher, daß von keinen andern Dingen die Rede war und daß sich General Schramm vor mir jeder persönlichen Beurteilung der Thatsache selbst, die dem Prozeß zu Grunde lag, enthielt.

„Es war mir unmöglich, seinen Vorschlag anzunehmen, weil er als Bedingung seiner Teilnahme den Vorsitz des Kriegsgerichts beanspruchte, der auf Beschluß des Ministerrats einem anderen General übertragen worden war.

„Ich habe damals nicht das Recht gehabt, das unter sehr peinlichen Umständen gefällte Urteil einer Kritik zu unterziehen und habe es auch jetzt nicht, doch scheint es die Billigung der öffentlichen Meinung erhalten zu haben. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß es, um eine durchaus gerechte und von jeder politischen Leidenschaft freie Beurteilung der Thatsachen zu erhalten, nötig gewesen wäre, daß die Richter, welche das Verhalten des früheren Höchstkommandierenden der Rhein-Armee untersuchten, in denselben Verhältnissen gewesen wären und dieselben Prüfungen durchgemacht hätten wie Marschall Bazaine. Ich kann aber nicht umhin anzuerkennen, daß der Marschall dadurch, daß er selbst verlangte, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, sich im Voraus dem Urteil, das gefällt werden würde und gegen das er nicht appelliert hat, zu unterwerfen schien.

„Empfangen Sie, Herr Graf, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

„F. du Barail.“

Man lese und überlege!

Es existiert im Kriegsministerium ein Bericht über die Forts des linken Moselufers bei Metz. In diesem Bericht steht:

„.... Wenn je der Feind Metz angreift, so wird ein starkes Korps der Belagerungsarmee auf dem linken Moselufer operieren und über Briey in Frankreich einrücken. Hierin hat sich der Verfasser des Berichts getäuscht, — der Feind ist über Pont-à-Mousson und nicht über Briey gekommen, nachdem er die Plätze von Longwy und Diedenhofen genommen oder cerniert hatte. — Für den Fall, daß die Verteidigungswerke dieses Ufers nicht stark genug wären, um große Anstrengungen zu vereiteln, so würde er sich derselben unzweifelhaft zu bemächtigen suchen, um von dort die Stadt niederzubrennen, einen großen Teil der Militärgebäude u. s. w. zu zerstören, um dadurch die Übergabe des Platzes zu beschleunigen. Diese Resultate könnten sogar schon beim ersten Angriff vom Feinde erreicht werden."

Dies erklärt den Entschluß des Marschalls Bazaine, die Linie von Amanvilliers zu besetzen. Der Punkt aber, auf den ich die Aufmerksamkeit des Lesers lenken möchte, kommt etwas später im Bericht. Er lautet:

„Es gäbe kein anderes Mittel den Feind aufzuhalten, als eine Reihe von Ausfällen zu unternehmen. Bevor man ihn aber erreichte, müßte man einen offenen Raum überschreiten, der unter seinem Feuer liegt, und nichts beweist, daß eine unter solchen Bedingungen ausgeführte

Operation gelingen kann. Ist es nicht ein bedauerlicher Widersinn, so die passiven Widerstandsmittel, die das Terrain bietet, zu vernachlässigen und gezwungen zu sein, sich auf Ausfälle von mehr als zweifelhaftem Erfolge zu beschränken?"

Man thut gut, zu beachten, was der Unterzeichner dieses Berichts über das wahrscheinliche Schicksal der Ausfälle aus Metz sagt, wenn der Feind gewisse Stellungen innehat, denn seine Ansicht ist richtig.

Welcher Offizier aber hat diesen Bericht verfaßt und unterzeichnet?

Oberstleutnant Séré de Rivières, derselbe, der sich später als Berichterstatter der Untersuchungskommission in ganz anderm Sinne aussprach, als er die militärischen Operationen Bazaines, d. h. also gerade den Punkt, der Gegenstand seines Berichts gewesen war, zu beurteilen hatte.

Als ihn der Marschall ganz erstaunt fragte, warum seine Anschauungsweise von 1872 nicht mehr dieselbe wie die von 1867 sei, antwortete ihm General de Rivières hochmütigen Tons: „Ach was!" Das war die Antwort, die General Rivières im Verlaufe der Untersuchung auf die Einwendungen des Marschalls zu machen geruhte.

Dieser Prozeß wird in der Geschichte als ein dauerndes Denkmal von dem Umsturz jeder Hierarchie und Disziplin dastehen.

Von allen diesen Divisionsgenerälen hatte derjenige, welcher das höchste Kommando geführt hatte, früher zwei bis dreitausend Mann befehligt. Er war berufen, über

einen Marschall von Frankreich zu Gericht zu sitzen, der zwei bis dreihunderttausend Mann geführt hatte. Dies war vom Standpunkt der Kompetenz ebenso logisch, vernünftig und hierarchisch, als wenn man einen Obersten von Sergeanten aburteilen ließe.

Ein Kriegsgericht von Divisionsgenerälen über einen Marschall von Frankreich zu Gericht sitzen lassen, hieß vom Standpunkt der Hierarchie und Disziplin Untergebene ihren Vorgesetzten aburteilen lassen — es hieß die gesetzliche Ordnung auf den Kopf stellen.

Marschall Bazaine hatte niemals große Hoffnung, aus diesem Prozeß gerechtfertigt hervorzugehen. Er war sich klar bewußt, daß er nur dann gerechtfertigt werden könne, wenn er von der von ihm befehligten Armee ein photographisches Bild, und zwar sowohl von ihrem physischen wie auch moralischen Zustand geben würde.

Er war aber entschlossen, fest entschlossen, dieses Bild nicht zu entwerfen und andere nicht entwerfen zu lassen. Er hätte damit seine Armee herabgesetzt, er hätte zugegeben, daß das Hervorheben ihres guten moralischen Zustandes in Metz dasselbe war, als wenn ein Vater seinem furchtsamen Kinde dadurch Mut machen will, daß er ihm einredet, es sei mutig. Er hätte auch einen großen Teil ihrer Kommandeurs herabgesetzt, die in den traurigen Verhältnissen, in denen sich Frankreich befand, die Achtung der Armee besaßen und die einzige noch existierende, und somit eine kostbare Kraft darstellten.

Als er aber die Zusammensetzung des Kriegsgerichts erfuhr und die politische Farbe desselben erkannte, zweifelte

er nicht länger an dem Urteilsspruch. Er brachte das Opfer seiner selbst. Er mußte auf seine Verurteilung gefaßt sein, weil er entschlossen war, seine Richter nicht zu zwingen ihn freizusprechen und nichts zu offenbaren, was er den Interessen Frankreichs und seiner Armee nachteilig hielt.

Er wollte keinen Militärverteidiger annehmen. „Ich will nicht, sagte er, daß die militärische Frage behandelt werde. Meine Richter denken nicht daran, oder werden thun, als dächten sie nicht daran, und beides läuft auf dasselbe hinaus."

Herr Lachaud, sein würdiger, ehrlicher Verteidiger, erklärte dem Marschall, daß er sich im voraus verurteile und daß es ihm, dem Verteidiger, unmöglich sein würde, ihn zu retten, wenn er nicht ermächtigt wäre, die Frage unter ihrem wahren Lichte darzulegen; wenn er nicht die moralische, materielle und strategische Lage der Armee, das Benehmen der kommandierenden Generäle und ihre Fehler, alle Hindernisse, die der Ober-Kommandierende auf jedem Schritte getroffen hatte, zeigen würde; wenn er endlich nicht ermächtigt wäre, wenigstens einige Zeugen aufzurufen, die, über jeden Skandal erhaben, sich erboten hatten zu beweisen, daß diese oder jene Aussage falsch sei. Der Entschluß des Marschalls war unerschütterlich. Er antwortete, daß sich die Verteidigung seines Advokaten darauf beschränken müsse, die Anklage zu widerlegen; was ihn anbetrifft, so war er entschlossen, sich zu opfern.

Zu zwei verschiedenen Malen ließ man ihm im Ge-

fängnis sagen, daß, wenn er freigesprochen werden wolle, er nur den Kaiser zu beschuldigen und auf alle ihm gestellten Fragen zu antworten brauche: „Es geschah auf Befehl des Kaisers."

Waren diese offiziösen Ratschläge aufrichtig oder nicht? Gleichviel, der Marschall wollte nicht darauf eingehen.

Alle Mittel, die Wahrheit ans Licht zu bringen und dadurch seine Richter, ob sie wollten oder nicht, zu zwingen, ihn freizusprechen, konnte und wollte er nicht anwenden.

Ich wiederhole noch einmal, er wollte sich opfern.

Während des Prozesses war er, wie er stets auf dem Schlachtfeld gewesen: ruhig, besonnen und Herr seiner selbst. Marschall Le Boeuf, der tapfere General Bourbaki und der ausgezeichnete General Desvaux bildeten in ihrer Haltung und in ihren Aussagen einen Gegensatz zu ihren Kollegen, der für diejenigen, welche nur die Wahrheit suchten, ebenso ergreifend, wie für sie selbst ehrenvoll war.

Marschall Le Boeuf verbreitete mit der Autorität eines unterrichteten Fachkenners Licht über den materiellen Zustand der Armee. General Bourbaki that dasselbe mit Bezug auf die angeblichen Erfolge des Generals Ladmirault, auf den Regnier'schen Zwischenfall, auf die Lage der Armee bei seiner Abreise und auf seinen diesbezüglichen Bericht an die Regierung der nationalen Verteidigung. General Desvaux endlich war stets klar, wahr und bestimmt, ohne Rücksicht auf irgend ein anderes Interesse, als das der Wahrheit. Er hatte das Verdienst, einen der Hauptanklagepunkte, von dem man sich den

größten Vorteil versprach, der auf die öffentliche Meinung am nachhaltigsten wirken sollte und über den ich mich eingehend ausgesprochen habe — die Auslieferung der Fahnen — in nichts zergehen zu lassen.

Das Publikum, das stets kompetent ist, das stets richtig sieht, selbst da, wo es nichts versteht, fand, daß Marschall Bazaine im Verlauf seines Verhörs schwach war. Wie konnte er anders sein, da er entschlossen war, nichts zu seiner Rechtfertigung zu sagen? Andererseits hat dieses selbe Publikum den Herrn Präsidenten, sein militärisches Wissen, seine Mäßigung und Würde sehr bewundert. Ja, hätte dieser die Rhein-Armee befehligt, so wäre es ganz anders gewesen!

Thatsache ist, daß der Herzog von Aumale mit einer Kompetenz, die der des Publikums gleichstand, mit einem unerschütterlichen Aplomb und mit der Sicherheit eines großen Meisters dem Marschall Bazaine Lektionen über Militärwissenschaft erteilte, die dieser ohne Widerspruch und mit einer Bescheidenheit aufnahm, die, hätte sie nicht in seinem Charakter gelegen, ganz seiner Rolle als Opfer entsprochen hätte. Und doch konnte er in seinem Innern über diese Lektionen nur mitleidig lächeln.

Endlich schleuderte der Herzog von Aumale, der die Revolution gut studiert hat und ihre Geheimnisse und Mittel genau kennt, eine jener Phrasen ins Publikum, deren Wirkung stets gesichert ist und die ihm die Lobeserhebungen und Sympathien der Revolutionäre aller Schattierungen und der Volksmassen einbrachte.

Der Marschall hatte gesagt, daß er durch seinen dem

Kaiser geleisteten Eid gebunden war, daß er infolge der Art und Zusammensetzung der neuen Regierung dieselbe weder für ernsthaft noch für dauernd hielt, daß er vollkommen die Pflichten eines kommandierenden Generals einer legalen Gewalt gegenüber anerkenne, daß er sie aber nicht anerkannte, als er einer aufständischen Gewalt, die nichts repräsentierte, gegenüber stand. Darauf hatte der Präsident erwidert:

„— Aber Frankreich existierte immer!

Was hätte der Herzog von Aumale geantwortet, wenn man ihn gefragt hätte, was der Sinn dieser Phrase sei?

Wie kann man Frankreich ohne Regierung dienen, oder wie mit einer Regierung, von der man glaubt, daß Frankreich sie nicht annehmen will? Was ist denn Frankreich ohne Regierung? Ist es etwas anderes als ein Körper ohne Kopf? Wo soll man seinen Gedanken fassen, wie seinen Willen verstehen?

Der Herzog von Aumale, dessen ganzem Verhör ein falscher Ausgangspunkt zu Grunde liegt, nimmt immer an, daß der Geist der Truppen vorzüglich, ihre Führer ausgezeichnet und ihre Organisation vollkommen war. Die ganze Richtung, die er den Debatten gab, beruht auf diesen Annahmen.

Der Marschall war, ich wiederhole es, fest entschlossen, ihm nicht zu widersprechen. Der Herzog begriff den ganzen Vorteil, den ihm diese Lage bot, und überhäufte sein Opfer mit heimtückischen Fragen, die an und für sich und durch ihre Beantwortung notwendigerweise den

Marschall des Verbrechens schuldig darstellen mußten, daß er sich berechnetermaßen unthätig hielt, seine ausgezeichnete Armee opferte und sie absichtlich sich erschöpfen und aufreiben ließ. Er hatte wohl verstanden, daß dies der Hauptanklagepunkt war, der Pfeiler, um den sich die ganzen Debatten drehen würden. Immer und immer kommt er darauf zurück. Er fühlt, er weiß, daß man sich nach dieser Richtung hin nicht verteidigen will; er weiß also, daß dadurch die Verurteilung gewiß sein und gerecht erscheinen muß.

Der Marschall wurde in der That mit Stimmeneinheit verurteilt.

Aber man weiß jetzt, wie diese Stimmeneinheit erzielt wurde.

Der Herzog von Aumale wußte, daß zwei oder drei Mitglieder des Gerichts schwankten. Drei Mitglieder hatten ein schweres Gewicht in einer Versammlung von sechs. Er vereinigte also das Gericht vor der letzten Sitzung, wobei er wohlweislich bemerkte, daß es sich nicht um eine offizielle Sitzung, sondern um eine einfache, freundschaftliche Unterhaltung handele.

Er stellte ihnen vor, daß die Verurteilung des Marschalls, ohne ihrer Überzeugung vorzugreifen, dennoch unvermeidlich sei, daß man ein großes Exempel statuieren und daß deshalb endlich diese Verurteilung einstimmig ausgesprochen werden müsse.

Die Regierung hatte die ganze Verantwortlichkeit für diesen Urteilsspruch übernommen, nicht nur dadurch, daß sie das Kriegsgericht konstituierte — was die Strafbar-

keit des Marschalls ihrer Auffassung nach bewies —, sondern auch dadurch, daß sie zweien der Richter nur wenige Tage, nachdem sie ihr Amt angetreten hatten, das Großkreuz der Ehrenlegion verlieh.

Diese Thatsache steht einzig da!

Nehmen wir an, daß die beiden Generäle eine so hohe Auszeichnung verdienten, so war der Augenblick schlecht gewählt, um sie gerade jetzt zu verleihen. Es hieß, scheinbar wenigstens, ihre Stimmen kaufen.

Wie dem auch sei, der Präsident konnte die gewünschte Stimmeneinheit nur dadurch erreichen, daß er sich einverstanden erklärte, im Voraus, bevor die Verurteilung ausgesprochen war, von allen Mitgliedern des Kriegsgerichts ein Begnadigungsgesuch unterzeichnen zu lassen.

So wurde Stimmeneinheit erzielt!

Die letzte Sitzung des Gerichts dauerte vier Stunden. Nach einem Prozeß, der länger als zwei Monate gedauert hatte, nachdem alle möglichen Erklärungen so ausführlich und eingehend gegeben worden waren, war die lange Dauer dieser letzten Beratung nur eine Finte.

Sie sollte auf die öffentliche Meinung Eindruck machen — dem Urteilsspruch die ganze Billigung einer gewissenhaften Prüfung, ernsten Überlegung und reiflichen Entschließung verleihen.

Der formellen Vorschrift des Militärkodex entgegen, welcher bestimmt, daß der Vorsitzende und die Richter bedeckt sein sollen, wenn das Urteil ausgesprochen wird,

entblößte sich der Herzog von Aumale, als er sagte: Im Namen des französischen Volkes....

Was liegt alles in dieser Huldigung, welche der Sohn des Bürger-Königs der Majestät des französischen Volkes darbrachte!

Es war die That desselben Mannes, der vor der Assemblée eine wahre 1830er Rede gehalten hatte, mit Liebesbeteuerungen für die „teure" Fahne. Sein Vater, der Freimaurer, Usurpator, Verschwörer und Plünderer, sprach nicht anders und handelte nicht anders.

Giebt diese Huldigung nicht denen Recht, die behaupten, daß der Herzog um den Vorsitz des Kriegsgerichts, das einen Marschall von Frankreich degradieren und zum Tode verurteilen sollte, gebeten hat?

Es ist leicht, nach Volkstümlichkeit zu haschen und den Leidenschaften der Masse zu schmeicheln. Aber es ist damit wie mit vielen anderen Dingen in dieser Welt: der Erfolg entspricht selten unsern Erwartungen.

Als Philippe-Egalité den Tod des Königs von Frankreich votierte und im Wagen stehend seiner Hinrichtung beiwohnte, dachte er wohl nicht, daß das Beil der Revolution, mit dem er glaubte, mit Recht die Hand des Volkes bewaffnen zu dürfen, um seinen König zu enthaupten, nur einige Monate später auch ihn enthaupten würde.

Ebenso nehme ich an, daß sein Enkel auch nicht dachte, daß er von der Präsidentschaft des Kriegsgerichts, das den Marschall Bazaine — ein Opfer der Volksleiden-

schaften! — zum Tode verurteilt, einige Jahre später ins Exil, in die Verbannung gehen würde.

Man muß zugeben, daß das Volk ein schwer zu befriedigender Herr ist, der nicht immer die Schmeichler ebenso reichlich belohnt als sie sich beschmutzten, um ihm zu gefallen.

General Pourcet teilte dem Marschall den Urteilsspruch mit, den dieser seit Beginn der Debatten voraussah.

Er hörte ihn mit seinem gewohnten kalten Blut, mit seiner unerschütterlichen Ruhe. Die einzigen Worte, die er aussprach, waren:

„Es ist meine erste Strafe."

Er hatte vierundzwanzig Stunden Zeit, um Berufung einzulegen.

„Ich werde keine Berufung einlegen, sagte er, ich bin verurteilt, man mag den Spruch ausführen; ich bin bereit."

Dann schrieb er seinem Verteidiger folgenden Brief:

Mein teurer und unglücklicher Verteidiger, ich will Ihnen vor meiner letzten Stunde von ganzem Herzen für die heldenmütigen Anstrengungen danken, die Sie gemacht haben, um meine Sache zu verteidigen. Wenn die Worte hinreißender Beredsamkeit, die Sie aus dem Gefühl der Wahrheit und aus der Hingebung Ihres edlen Herzens geschöpft haben, meine Richter nicht überzeugt haben, so geschah es, weil sie nicht überzeugt werden konnten. Denn in Ihren bewundernswerten Worten haben Sie jede menschliche Anstrengung übertroffen.

Ich werde nicht appellieren. Ich will nicht vor der ganzen Welt das Schauspiel eines so schmerzlichen Kampfes

verlängern, und ich bitte Sie, keine Schritte zu meinem Gunsten zu thun. Von den Menschen verlange ich keine Gerechtigkeit mehr; ich erwarte meine Rechtfertigung von der Zeit und von der Beruhigung der Leidenschaften.

Ich erwarte fest und entschlossen und stark in meinem Gewissen, das mir nichts vorwirft, die Vollstreckung des Urteils.

In der Nacht vom 11. zum 12. schlief der Marschall fest. Sein Adjutant, Oberst Willette, der ihm treu und ergeben geblieben, weckte ihn.

— Was giebt's? sagte der Marschall, ist der Augenblick da? Wir wollen gehen.

— Nein, Herr Marschall; ich bringe Ihnen eine Strafmilderung.

Der Marschall las den Brief, den ihm sein Adjutant hinhielt. Dann legte er ihn auf den kleinen Tisch neben seinem Bett und sagte:

— Gottes Wille geschehe! Ich war bereit zu sterben.

Keine Begnadigung! Eine Strafverminderung, auf die man ihn sechsunddreißig Stunden hatte warten lassen! Es war Degradation, Schande und Entziehung aller Existenzmittel; denn der Marschall besaß kein Einkommen als sein Gehalt.

Armer Marschall . . . Mac-Mahon!

Am andern Tage, den 12., schrieb der Verurteilte an den, der zwei Tage früher noch sein Kollege war:

Herr Marschall, Sie haben sich der Zeit erinnert, wo wir neben einander dem Vaterlande gedient haben; ich fürchte, Ihr Herz hat die Staatsraison zurückgedrängt. Ich

wäre ohne Bedauern gestorben; denn das Begnadigungsgesuch, das meine Richter an Sie gesandt haben, rächt meine Ehre.

Beide Briefe sind niederschmetternd. Jedes ihrer Worte scheint eine außerordentliche Bedeutung zu haben.

Ja, das Begnadigungsgesuch seiner Richter rächte in der That seine Ehre, denn es sagt mit rechten Worten, daß das Urteil, das sie gefällt haben, ungerecht ist.

Sie wollten mit der Verurteilung der öffentlichen Meinung Genugthuung geben, aber sie wollten die Verantwortung für den Tod ihres Opfers nicht auf sich nehmen.

Die Unglücklichen!

Ich halte es für nützlich, hier unverkürzt die Antwort wiederzugeben, mit der mich Herr de Kératry beehrt hat, zunächst einer der tapfersten Offiziere der französischen Armee, später Deputierter, Polizeipräfekt und Präfekt der Departements der oberen Garonne und der Rhonemündungen.

Ich zweifele nicht, daß mir der Leser dankbar sein wird, ihm ein historisches Dokument solcher Wichtigkeit zu unterbreiten.

Die hohe Ehrenhaftigkeit des Grafen de Kératry, die Rolle, die er in der Geschichte unserer Zeit gespielt hat, und sein bemerkenswertes schriftstellerisches Talent verleihen dem Dokument einen ganz besonderen Wert.

---

## Elftes Kapitel.

Bazaine in Mexiko. — An der Tafel des Kaisers. — Eine patriotische Wahl. — Ich bitte um Richter. — Bazaine hat uns verraten. — Gambetta verlangt seinen Kopf. — Der Verteidiger Troppmanns. — Geständnis des Herrn von Bismarck. — Ein politisches Verbrechen. — Etwas Licht. — In Ermangelung des besseren. — Wie Herr von Bismarck dachte. — Die Pflichten einer Regentin.

„Paris, 5. November 1887.

„Herr Graf!

„Ich habe Ihren gestrigen Brief erhalten und gestehe Ihnen offen, daß er mich außerordentlich in Verlegenheit gesetzt hat. Abgesehen davon, daß er schmerzliche Erinnerungen wachrief, die ich zu beleben vermeide, verlangt er, daß ich Ereignisse beurteilen soll, über die sich die Gerichte meines Landes ausgesprochen haben. Und es ist immer eine schwierige Rolle, wenn ein einfacher Bürger zwischen den Beschluß eines höchsten Gerichtshofes, dessen Gewissen freimütig die harte Verantwortlichkeit dafür übernommen hat und das beklagenswerte Unglück, das Anspruch auf das Schweigen des früheren Ordonnanzoffiziers des Generals Bazaine in Mexiko hat, gestellt wird. Ich füge hinzu, daß ich den früheren Marschall von Frankreich seit dem Prozeß von Trianon nicht wiedergesehen habe.

„Mein Entschluß war daher gefaßt, ich wollte schweigen und mich dem wahren Verhör entziehen, das Sie an mich richten zu können glaubten. Nach reiflicher Ueberlegung bin ich indes zu der Ueberzeugung gekommen, daß es feig von mir wäre, nicht zu sagen, was ich weiß.

„Ich werde also Punkt für Punkt darauf antworten, ohne mich um Rekriminationen zu bekümmern. Die Wahrheit wird sie überleben und das genügt.

„1. Was halten Sie von dem Verfahren Bazaines in Mexiko? War er wirklich ein ehrgeiziger Mensch, der sich an die Stelle des Kaisers Maximilian setzen wollte?

„Auf diese Frage, die eine große Wichtigkeit für diejenigen hat, welche in der Vergangenheit eines Beschuldigten den Schlüssel und die Logik seiner späteren Handlungen suchen, antworte ich mit den folgenden Erinnerungen:

„Am 19. Dezember 1863 bivouakierte General Bazaine, nachdem er die ganze Nacht zur Verfolgung der mexikanischen Division Dolbado auf dem Marsche gewesen war, bei Tagesanbruch mit der Brigade du Barail auf der Straße von Aguas-Calientes. Die Kolonne hatte für den ganzen Tag wohlverdiente Ruhe.

„Gegen 10 Uhr morgens traf im gestreckten Galopp ein Reiter aus Mexiko mit der französischen Post für den Oberbefehlshaber im Lager ein. Ich hatte als Ordonnanzoffizier den Dienst für den Tag übernommen. Die Post, die mir übergeben wurde, enthielt nur vier offizielle Briefe an seine Adresse: einen vom Kaiser Napoleon III., den

zweiten von der Kaiserin Eugenie und die beiden andern von den Ministern des Krieges und der Marine. Ein fünfter, von der Hand des Kommandanten Willette, des treuen Adjutanten Bazaines, der der Expedition der Sachen wegen in Mexiko geblieben war, zeigte uns den plötzlichen Tod der Gemahlin Bazaines an, die in ihrem Landsitz von Chatou gestorben war. Die vier Briefe waren Beileidsschreiben.

„Der General betete seine Frau an, der Schlag konnte ihn töten. Wir beschlossen daher unter uns, ihm die traurige Nachricht erst am nächsten Tage nach seinem Einzug in die Stadt Aguas-Calientes mitzuteilen. Unglücklicherweise hatte der General, der in seinem Zelt ruhte, die Ankunft des Reiters gehört. So waren wir genötigt, ihm die Wahrheit zu offenbaren.

„Bei der Nachricht, die ihm sein Neffe Albert Bazaine, den er besonders liebte, brachte, fiel der General wie eine Eiche auf sein Feldbett nieder. Während des ganzen Tages schwieg jede Musik, und das Lager achtete die Trauer seines Führers.

„Ich war bis zum Rapport des folgenden Tages Offizier du jour und ritt hinter dem General, der plötzlich seinem Tiere beide Sporen einsetzte und ohne ein Wort zu sagen vorwärts sprengte. Ich folgte in derselben Gangart.

„Der General galoppierte schweigend durch die Dunkelheit, ohne an die Gefahr zu denken, von Guerillas gefangen genommen zu werden.

„Ich erlaubte mir ihm vorzustellen, daß die Eskorte

weit zurückgeblieben war. Er hielt plötzlich an und sagte in einem langen Seufzer:

„— Ach, mein armer Freund, ich bin recht unglücklich, recht zu bedauern! Mein Leben ist zu Ende! Ich hatte nur für meine liebe Tote Ehrgeiz.“

„Und als ich versuchte, ihn zu trösten, sagte er, jetzt mit fester Stimme: Kératry, sobald der Krieg zu Ende ist, können Sie nach Paris abreisen. Sie werden den Kaiser sehen und ihm sagen, daß der Krieg zu Ende ist und daß ich als besondere Gnade, wenn er mit mir zufrieden ist, darum bitte, daß er mich sofort nach Frankreich zurückruft und mir einen Befehl im Kriege gegen Preußen, der mir nahe erscheint, aufhebt. Sind meine Angelegenheiten geregelt, so werde ich dort zu sterben wissen.

„Die Eskorte, welche inzwischen von Unruhe ergriffen worden war, kam eilig näher und der General versank von neuem in Schweigen.

Wie oft ist mir seitdem diese von so vielen Dramen gefolgte nächtliche Szene wieder in Erinnerung gekommen!

Nach Mexiko zurückgekehrt, reiste ich in der That nach Paris ab.

Sofort nach seiner Rückkehr von Compiègne erwies mir der Kaiser die Ehre, mich zur Tafel zu ziehen. In Gegenwart seiner beiden andern Gäste — General Fleury und Admiral Fourichon — wiederholte ich wörtlich die Worte des Generals, die er aufmerksam anhörte, ohne irgend etwas darauf zu erwidern.

„Nach dem Frühstück führte mich der Kaiser in eine Fensternische seines Arbeitszimmers und legte mir folgende Frage vor: „— Hat der General von den Schändlichkeiten, die beim Tode der Frau Bazaine veröffentlicht wurden, Kenntnis gehabt? — Nein, Majestät, Oberst Boyer und ich haben alle aus Frankreich gekommenen Zeitungen verbrannt, die sich zum Echo derselben gemacht hatten. Bei meiner Abreise hatte der General nichts gelesen."

„Der Kaiser ging langsam nach dem Kamin, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und zündete eine Cigarette an. Dann lies er, seinen Schnurrbart drehend, langsam diese Worte fallen: „Sie können wieder nach Mexiko abreisen. Sie werden dem General sagen, daß ich seine Dienste dort noch brauche, daß er in Mexiko bleiben muß." ... Und in dem Augenblick, wo ich mich von Seiner Majestät verabschiedete, fügte Napoleon III., der ein zartes Gemüt besaß, lebhaft hinzu: Kein anderer Platz kann seinem Schmerz besser passen .... den ich teile. Sie können dem General vertraulich mitteilen, daß er in Anerkennung seines ganz vorzüglichen Feldzuges in kurzem den Marschallsstab erhalten wird.

„Aber, leider! — Der General hatte bei meiner Rückkehr nach Vera Cruz die Zeitungen gelesen .... und heiratete zum zweiten Mal! Wer vermag zu sagen, welchen Einfluß eine schändliche Schmähschrift auf die Geschicke Frankreichs ausgeübt hat?

„2. Haben Sie nicht im Jahre 1870 zu seiner Ernennung zum Oberkommandierenden beigetragen?

„Meine Aussage vor der Nationalversammlung giebt die Antwort; ich füge hinzu, daß, als die Opposition ihn der Regentschaft als Oberbefehlshaber vorschlug, dieselbe nur einem patriotischen Gefühl folgte; denn sie dachte nur an das bewährte militärische Talent des Marschalls, und nicht an ihre persönliche Abneigung gegen ihn.

„Einige Zeit vor der Noir'schen Affaire hatte mich der Marschall, der damals die Kaiserliche Garde befehligte, in der That gebeten, ihn in der Militärschule zu besuchen. Ich ging hin, und hier sagte mir der Marschall folgende Worte: „Sagen Sie, bitte, Ihren Herren Kollegen von der Opposition, daß ich unerbittlich sein werde, wenn sie sich aufrührerisch gebärden sollten.

„— Herr Marschall, erwiderte ich, da Sie zum Deputierten sprechen, so ist meine Antwort einfach. Wir brauchen eine solche Sprache nicht zu hören." Und ich ging.

„Ich habe den Marschall erst in seinem Versailler Gefängnis wiedergesehen.

„3. Waren Sie nicht einer der ersten, die, als sich die Meinung der Masse gegen ihn erklärte, den Marschall aufforderten, Richter zu verlangen?

„Als ich während der Kommune Präfekt in Toulouse war, besuchten mich mehrere Offiziere der Metzer Armee, frühere Waffengefährten, auf ihrer Rückkehr aus der feindlichen Gefangenschaft und unterhielten mich von den ärgerlichen, in Metz selbst verbreiteten Gerüchten über die Operationen des Marschalls.

„Unterdessen erhielt ich einen Brief vom Marschall aus der Schweiz, in der er sich aufhielt, um mir für die Sicherheitsmaßregeln zu danken, mit denen ich Frau Marschall Bazaine in den ersten Tagen der Belagerung von Paris umgeben hatte. Ich benutzte meine Antwort, die ich nach Genf zu einem Arzt sandte, dessen Name mir entfallen ist, um dem Marschall die immer mehr um sich greifenden Gerüchte mitzuteilen und ihm achtungsvoll zu sagen, daß er es seiner Ehre und dem Namen, den er seinem Sohne hinterlassen würde, schuldig sei, nach Frankreich zu kommen und sich zu rechtfertigen. Der Marschall antwortete mir später: „Stark in meinem Gewissen reise ich ab und werde Herrn Thiers um Richter bitten.

„4. Glauben Sie nicht, daß dieser Prozeß viel mehr politisch als militärisch war?

„Es war für Gambettas Politik und Einfluß in erster Linie wichtig, daß sein ganz Frankreich zugerufener Schrei „Bazaine hat uns verraten!“ nicht widerlegt werden könne. General d'Andlau, dessen leidenschaftlicher Antrag die öffentliche Meinung fortgerissen hat, könnte Ihnen nützliche Auskunft darüber geben. Herr Thiers, der die Dinge von einem höheren Standpunkt beurteilte und der die militärischen Folgen eines solchen Prozesses einsah, stand demselben besonders feindlich gegenüber. Es bedurfte der dringenden Bitten des Marschalls, daß man die Untersuchung beschloß.

„5. Kannten Sie nicht zu jener Zeit die Meinung der Herren Thiers und Mac-Mahon über Bazaine?

„Ich weiß absolut nichts über die Gefühle des Marschalls de Mac-Mahon. Ich glaube, daß die Beziehungen zwischen beiden Marschällen seit langem jeder Herzlichkeit entbehrten.

„Ich komme zu Herrn Thiers.

„Am 8. September 1872 empfing ich von Herrn Thiers eine Depesche, die mich nach Versailles rief. Im Laufe des Gesprächs richtete der Chef der Exekutivgewalt folgende Worte an mich: „— Gehen Sie zum Marschall ins Gefängnis. Veranlassen Sie ihn, die ganze Wahrheit über seine Rolle in Mexiko zu sagen. Seine Feinde machen sich eine Waffe gegen ihn daraus; er kann sich selbst verteidigen und dabei auf dem Boden der Politik bleiben. Die Lage wird immer ernster. . . . . Gambetta will seinen Kopf. . . . . Aber sagen Sie ihm, daß ich niemals in eine Neuauflage des Marschalls Ney einwilligen werde.

„Ich besuchte den Marschall, der damals in seinem ersten Gefängnis am Ende der Avenue von Versailles war.

„Ich fand ihn sehr ruhig, seiner selbst sicher. Während eines zweistündigen Spazierganges im Garten erörterte er nach einander alle schmerzlichen Einwendungen, die ich ihm zu machen hatte.

Hinsichtlich der Fahnenfrage verhielt er sich finster und schweigend.

„Am Schluß der Unterhaltung erfuhr ich zu meiner Bestürzung — und Herr Thiers teilte dieses Gefühl, als er es aus meinem Munde hörte — daß er auf den Rat

meines Freundes, des Obersten Magnan, den berühmten Advokaten Lachaud als Verteidiger gewählt hatte.

„— Was! rief ich, den Verteidiger Troppmanns für einen solchen Prozeß! Sie sind verloren, Herr Marschall! Trotz des außerordentlichen Talents und des edlen Charakters Ihres Advokaten haben Sie als Marschall von Frankreich keinen besseren Verteidiger als sich selbst. — Er schien zu zögern, — dann fügte er hinzu: „Es ist zu spät, es ist geschehen.“

„Was die Meinung des Herrn Thiers anbetrifft, so gebe ich dieselbe hier, wie ich sie im Jahre 1870 kannte.

„Am Morgen nach dem 31. Oktober war Herr Thiers unmittelbar nach dem Abbruch seiner mißglückten Waffenstillstandsunterhandlungen nach Paris zurückgekehrt. Er ging in fieberhafter Erregung in seinem Salon im Hotel, wo er in Tours wohnte, auf und ab. Frau Thiers und Fräulein Dosne saßen am Kamin. Wir bedauerten die Ablehnung der in Versailles vorgeschlagenen Bedingungen, als sich Herr Thiers, der den Meuterern von Paris seine Niederlage nicht verzieh, plötzlich ungestüm zu mir wandte und uns diese Worte zuschleuderte, die noch jetzt in meinen Ohren vibrieren: — „Es war vorherzusehen. . . . Wissen Sie, was Herr von Bismarck sagte: ‚Was wollen Sie ‚denn, das wir Ernsthaftes mit einer Regierung thun sollen, ‚mit einem Volke, das den ersten seiner Generäle ohne ‚Beweise, ohne Untersuchung in den Kot zieht? Ja, Bazaine ‚hat Metz verlassen können, aber nur während eines Zeit‚raums von drei Stunden. Am 26. August morgens ‚setzte er sich in Marsch. Damals konnten unsere Linien

‚durchbrochen werden. Wir mußten einen Teil unserer ‚Kavallerie absteigen lassen, um einen vollständigen Um- ‚schließungsgürtel darstellen zu können. In diesem Augen- ‚blick fiel der Regen in Strömen. Die französischen Ko- ‚lonnen folgten schlecht. Bazaine blieb stehen. Um Mittag ‚aber war es zu spät. Unsere Reserven waren herange- ‚kommen und unsere Linien blieben von da an undurch- ‚dringlich.'

„Dann fuhr Herr Thiers fort: „— Bazaine hat es da an Kühnheit und Entschlossenheit fehlen lassen, aber verkauft hat er nichts, garnichts! Wenn ein Volk besiegt ist, behauptet es immer, es sei verraten worden."

„Seinerseits hat der Marschall stets an Freisprechung geglaubt; ich ließ ihn noch am Morgen des Tages, an dem das Urteil gefällt wurde, inständig bitten, nicht in der Sitzung zu erscheinen, damit ein neues Prozeßver- fahren nötig würde: die Zukunft konnte milder sein. Er lehnte es ab.

„6. Glauben Sie nicht, daß die öffentliche Meinung getäuscht worden ist und daß, wenn man die außergewöhn- liche, fast einzig in der Geschichte dastehende Lüge berück- sichtigt, in der sich der Marschall in Metz befand, er nie- mals den Gedanken hatte, Frankreich und seine Armee zu verkaufen?

„Der Marschall ist stets arm gewesen und ist arm geblieben. In dieser Stunde lebt er im größten Elend. Der Marschall hat Politik getrieben, und die Politik hat ihn getötet, wie sie jeden Offizier töten wird, der sie anrührt.

„Er behauptete, nur vom Kaiser abzuhängen, von dem er seine Macht hatte, während er nur von Frankreich abhing. Das war sein Verbrechen, das er schwer gebüßt hat.

„Man kann hinzufügen, daß, wenn sich Paris, anstatt heldenmütig zu widerstehen, vor der Kapitulation der Armee von Metz ergeben hätte, Marschall Bazaine an der Spitze seiner Armee, unbesiegt vom Feinde, Herr der Geschicke Frankreichs geblieben wäre. Die Vorsehung hat es in ihrer Gerechtigkeit nicht gewollt.

„Empfangen Sie, Herr Graf, den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung.

„Graf E. de Kératry."

Der Leser weiß jetzt, Dank dieses interessanten und ergreifenden Briefes des Grafen de Kératry, was von all den Verleumdungen zu halten ist, die man über Marschall Bazaine mit Bezug auf Mexiko verbreitet hat.

Was er vielleicht noch nicht weiß, ist, daß alle gegen den Marschall gerichteten Angriffe in den Tuilerien, im Kabinet der Kaiserin Eugenie entstanden sind.

Bazaine war ein guter Christ, ein guter Katholik, aber er wollte nicht, was die Kaiserin gewünscht hätte, wie ein General der Inquisition Krieg führen.

Sie konnte ihm deshalb auch nicht einen Widerstand verzeihen, der sich Gefühlen widersetzte, welche sie, die Kaiserin, veranlaßt hatten, den mexikanischen Feldzug ihrem zu guten und zu schwachen Gatten aufzudrängen.

Der Leser kann sich gleichfalls über den Wert der Behauptungen derer klar werden — Behauptungen, gegen die Jules Favre protestierte —, welche Bazaine beschuldigt hatten, einen geheimen Bündnisvertrag mit der republikanischen Linken geschlossen zu haben.

Er versteht ferner, warum er über die Fahnenfrage finster und schweigsam blieb — da er die Offiziere, die seinen Befehlen nicht gehorcht hatten, weder nennen noch anklagen wollte.

Er versteht endlich, warum der Marschall seine Sache nicht selbst verteidigen wollte, warum er einen Civilverteidiger wählte.

Bazaine konnte — Herr von Bismarck hat es anerkannt — die Cernierungslinien von Metz nur drei Stunden lang durchbrechen. Er hat den Versuch gemacht, aber die Armee ist nicht gefolgt.

Herr de Kératry hat geschrieben: „Bazaine behauptete nur vom Kaiser abzuhängen, von dem er seine Macht hatte, während er nur von Frankreich abhing. Das war sein Verbrechen, das er schwer gebüßt hat.“

Ich sagte zuvor, gelegentlich einer vom Herzog von Aumale im Kriegsgericht gesprochenen Phrase, daß es mir schwierig erscheint, dies ohne Regierung zu thun, oder mit einer Regierung, von der man nicht glaubt, daß Frankreich sie annehmen will. Ich erlaube mir deshalb über diesen Punkt mit Graf de Kératry nicht im Einklang zu sein.

Ich kann nicht zugeben, daß es ein Verbrechen war, dem Eide treu zu bleiben, den man dem Souverän ge-

leistet hatte, der Frankreich rechtmäßig repräsentierte. Ich kann ferner nicht zugeben, daß es ein Verbrechen war nicht erraten zu haben, daß, wenn die Verbündeten uns 1814 die Restauration aufzwangen, die Preußen 1870 uns die Republik aufzwingen würden.

Herr von Bismarck hat mit Herrn Jules Favre nur deshalb verhandelt, weil er es in vorteilhafter Weise weder zunächst mit dem Kaiser, noch nachher mit der Regentschaft hatte thun können. In Ermangelung des besseren ist er auf den Vicepräsidenten der Regierung der nationalen Verteidigung hinuntergegangen. Er mußte doch jemand haben, der es auf sich nahm, die Milliarden nach Deutschland zu expedieren und die Abtretung des von unsern Besiegern beanspruchten Gebietes zu regeln.

Seinerseits hat Herr Jules Favre beide Hände weit aufgemacht, damit der Kanzler einwilligte, mit der französischen Republik einen Vertrag einzugehen und durch diesen Vertrag vollendete Thatsachen sanktionierte.

Ich war dabei, ich habe den Verhandlungen beigewohnt und habe in einem meiner früheren Werke*) einige Seiten geschrieben, die infolge des offiziellen Besuches, den mir auf Befehl des Herrn von Bismarck der deutsche Botschafter machte, historisch geworden sind und deren absolute Wahrheit der Kanzler selbst anerkannt hat.**)

---

*) Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers. Leipzig, Gebr. Reichel.

**) Siehe Anmerkung des Übersetzers am Ende des 9. Kapitels (Seite 191).

.... Jules Favre führte die Regierungssorgen, die Bitterkeit der Niederlagen an, und der Kanzler, auf den Gegenstand der Unterhaltung zurückkommend, sprach die Ansicht aus, daß der Minister sehr spät käme und daß er im Begriff stehe, mit einem Abgesandten Napoleon III. zu unterhandeln.

Die Scene trug sich in einem kleinen Salon, im ersten Stock des Hauses zu, und Herr von Bismarck bezeichnete seinem Gegenüber eine Thür, hinter welcher der Gesandte des Kaisers warten sollte.

Er erklärte, daß ihm nichts leichter sein würde, als den entthronten Herrscher wieder zurückzurufen und ihn Frankreich wieder aufzudrängen, daß Napoleon III. unter den in Deutschland gefangen gehaltenen Franzosen wohl ein ihm ganz ergebenes Heer von hunderttausend Mann finden und daß dieses genügen würde, um ihn an dem Tage, an dem die Deutschen abziehen würden, zu halten; daß im schlimmsten Falle noch das Hülfsmittel übrig bliebe, das alte Corps législatif zusammenzuberufen und mit ihm zu unterhandeln.

Er wurde im Sprechen immer lebhafter und sagte ungefähr folgendes:

— Übrigens, warum unterhandele ich eigentlich mit Ihnen? Warum soll ich Ihrer Regierung den Anschein der Legalität geben, indem ich einen Vertrag mit ihrem Repräsentanten unterzeichne? Sie sind im Grunde ja nichts weiter als eine Bande von Empörern! Wenn Ihr Kaiser zurückkehrt, hat er das volle Recht, Sie alle als Verräter und Rebellen erschießen zu lassen.

.......................................

Jules Favre hatte von Frankreichs Freiheitsliebe, von seiner Neigung zur Republik, von seinen republikanischen Gefühlen gesprochen.

— Sind Sie wirklich sicher, entgegnete der Kanzler, daß Frankreich so republikanisch gesinnt ist, wie Sie sagen?

— „Gewiß“, sagte Jules Favre.

— Nun, ich bin nicht ganz Ihrer Ansicht, Herr Minister. Ehe wir mit Ihnen unterhandelten, haben wir, wie Sie sich wohl denken können, den moralischen Zustand Ihres Landes erforscht und uns genau über denselben unterrichtet. Trotz dieses für Sie unglücklichen Krieges, den die französische Nation Napoleon III. mehr aufgedrängt hat, als daß er ihn gewünscht hätte, wie ich Ihnen schon gesagt habe — und das ist es gerade, was uns erlaubt hat, nach dem Sturze des Kaiserreichs auch Frankreich zu bekämpfen, Frankreich, das unser alter und wahrer Feind ist — trotz des Mißgeschicks und der Niederlagen Ihrer Armee, war, glauben Sie mir, nichts leichter, als das Kaiserreich wieder herzustellen. Ich will nicht behaupten, daß es in Paris mit Freuden begrüßt worden wäre, aber auf dem flachen Lande hätte man es sicherlich angenommen oder doch geduldet. Und eine Volksabstimmung hätte das übrige gethan. Nein, wenn wir nicht mit den Bonapartes unterhandelt haben, so geschah es nur, weil wir es für vorteilhafter gehalten haben, mit Ihnen einen Vertrag einzugehen.

Wenn der Repräsentant der Republik nicht zuvorkommender bei den Vertragsbedingungen gewesen wäre, als diejenigen, mit denen er zuerst abschließen wollte; wenn er, ich wiederhole es, den Siegern nicht ganze und volle Befriedigung gewährt hätte, was wäre dann aus den Herren der Nationalverteidigung geworden, deren Erschießung Herr v. Bismarck für recht und billig hielt, wenn der Kaiser zurückkam?

Was wäre dann wohl Bazaine zum Verbrechen angerechnet worden, — seine Treue für einen Souverän, den sich Frankreich in einer Volks-Abstimmung mit 7 437 216 Stimmen erwählt hatte — oder sein Übertritt

zu der Regierung eines Dutzend Individuen, die ihre Macht nur von sich selbst hatten?

Wenn die Kaiserin Eugenie das wahre Gefühl der Pflicht besessen hätte, das ihr die Regentschaft auferlegte, so hätte sie nicht am 4. September mit ihrem Zahnarzt — ein seltsamer Begleiter und Beschützer einer Kaiserin der Franzosen! — sich retten, sondern Trochu nach den Tuilerien berufen und ihn beauftragen müssen, sie zu verteidigen.

Angenommen, daß dieser General ihr unsympathisch war, daß der Ausbruch der Volksleidenschaften sie erschreckte und daß das Gefühl ihrer Schwäche sie drängte, ihre Person in Sicherheit zu bringen, so mußte sie, um Frankreich den Folgen des furchtbaren Abenteuers, in welches das Kaiserreich es geworfen hatte, zu entziehen, nicht übers Meer gehen und ins Ausland flüchten — sondern sie mußte nach Metz, zu Bazaine gehen und sich unter den Schutz seiner Armee stellen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bedingungen, die sie dann von Deutschland erhalten hätte, weit weniger unglückselig gewesen wären, als diejenigen, die uns später auferlegt wurden, während die verantwortlichen Urheber unserer Niederlagen sich im Auslande die Hände in Unschuld wuschen.

Leider war die Kaiserin nur eine furchtsame Frau.

Weit entfernt, Tochter einer Maria Theresia, eine Maria Antoinette zu sein, die der Gefahr Trotz zu bieten wußte, dachte sie, daß Auswanderung zwar weniger rühmlich, aber immerhin sicherer als Widerstand sei.

Das war ein großes Unglück für Frankreich!

---

## Zwölftes Kapitel.

Siebenzig Jahre in Bruderliebe. — Appell an die Geschichte. — Noch einmal die Legende. — Waffenstillstand für Paris und Metz. — Ein verfallener Geleitsbrief. — Eine niederträchtige Proklamation. — Ein Emissär Bazaines. — Ein falscher Ordonnanzoffizier. — Mitarbeiterschaft. — Frankreich betrogen. — Bericht eines Schurken. — Außerhalb des Gesetzes. — Arrestbefehl. — Chevalier Vicomte de Valcourt. — Ein opportunistischer Senator. — Der Finger Gottes. — Führungs- und Dienst-Zeugnis.

Herr Bazaine, Brücken- und Straßeningenieur a. D., Bruder Bazaines, hatte die Güte, mir in Beantwortung der Fragen, die ich mich beehrt hatte, an ihn zu richten, folgenden Brief zu schreiben:

Paris, 15. Dezember 1887.

Herr Graf!

Sie sind mit Massillon der Ansicht, „daß Wahrheit das einzige ist, das in dieser Welt die Sorgfalt und die Nachforschungen der Menschen verdient.“ Das ist ein Gefühl, das Sie in diesen traurigen Zeiten auszeichnet und das Sie meiner Sympathie empfiehlt.

Sie haben mir die Ehre erwiesen, verschiedene Fragen in Bezug auf meinen Bruder, Marschall Bazaine, an mich zu richten. Es ist mir ein leichtes, darauf zu ant-

worten, denn seit nunmehr 70 Jahren bin ich der gewissenhafte Zeuge seines Lebens.

Ich ermutigte ihn, als er 1831 Soldat wurde. Ich bin allen seinen Schritten in dieser ehrenvollen Laufbahn gefolgt, in welcher er nach 33 Jahren hervorragender Dienste den Grad eines Marschalls von Frankreich erlangte.

Seit über 70 Jahren haben sich unsere Gedanken nie getrennt.

Im Juli 1870 begleitete ich ihn nach dem Straßburger Bahnhof, als er vom Kriegsminister den Befehl erhalten hatte, nach Metz zu gehen, um das provisorische Kommando der Armee zu übernehmen.

Welche Aufregung habe ich nicht seit dem Monat August durchmachen müssen! Meine Söhne teilten die Gefahren ihres Onkels. Einer meiner Neffen, der auf eigene Kosten eine Kompagnie Franc-Tireurs ausgerüstet hatte, fiel heldenmütig in den Vogesen. Ein anderer wurde bei Sedan schwer verwundet. Mein Patriotismus war bekannt, aber er sollte auf die härteste Probe gestellt werden.

Sie werden, ohne daß ich in diesen Einzelheiten fortfahre, verstehen, was ich 1870 und in den folgenden Jahren erlitten habe, und wie sehr alles, was ich damals und seitdem gesehen und gehört habe, mich darauf vorbereitet hat, alle Fragen, die man mir über meinen Bruder, den Marschall, vorlegen könnte, zu beantworten. Ich müßte aber ein Buch, nicht einen einfachen Brief schreiben. Es soll auch geschehen, denn Revolutionen und die

Spekulationen, die sie hervorbringen, sind vergänglich, während die Wahrheit ewig besteht.

Der Marschall hat gegen das Urteil des Kriegsgerichts von Trianon an die Geschichte appelliert. Es gab für ihn keine andere Instanz, weil dieses Urteil unter ganz außergewöhnlichen Umständen verhängt worden war — nach einem dreijährigen, barbarischen Kriege, in dem die absichtlich gegen ihn eingenommene Parteipresse keinen Tag geruht hatte, die öffentliche Meinung durch Beschimpfungen und Verdächtigungen irre zu führen und gegen ihn aufzureizen, ohne irgend welche Rücksicht auf seine Eigenschaft als Angeklagter zu nehmen.

Das Urteil läßt sich vom Begnadigungsgesuch der Richter nicht trennen und hat damit die Ehre des Marschalls wenigstens gerächt; es hätte aber auch die Verleumder, die ihn des Verrats beschuldigten, zum Schweigen bringen müssen.

Was liest man aber anderes in Zeitungen und in den seltsamen hybridischen Erzeugnissen sogenannter Militärschriftsteller?

Was hört man selbst in der Kammer, der die Achtung des Volkes, trotz seiner Leichtgläubigkeit, etwas Mäßigung auferlegen sollte? „Bazaine hat uns verraten! Bazaine hat Metz verkauft!" und dergleichen mehr.

Wer so etwas sagt oder schreibt, fälscht mit der offenkundigsten Gemeinheit Geist und Buchstaben des Prozesses von Trianon, wenn er ihn je gelesen hat. Aber, wie es scheint, schadet das wenig! — Hunderte könnten, abgesehen von den noch lebenden Richtern des Prozesses, die durch

Lügen verwirrte Meinung richtig stellen, aber nur wenige haben den Mut dazu. Diese Lügen scheinen eine Lebensbedingung für die dritte Republik zu sein.

Man hat eine Legende daraus gemacht. Sie ist dumm und niederträchtig, und obwohl das Volk Legenden liebt, wäre diese doch im Schmutz verblieben, hätten drei Delegierte der Regierung der nationalen Verteidigung in Tours, die Herren Crémieux, Glais-Bizoin und Gambetta — oder vielmehr Gambetta allein, der seine beiden alten Kollegen beherrschte — es nicht für ihre Politik nötig gefunden, sie aufzunehmen und nach allen Himmelsrichtungen über Frankreich auszuposaunen.

Das, mein Herr, ist eine der schmerzlichsten Episoden meiner Reise nach Tours im Jahre 1870. Ich habe sie teilweis in einer Aussage erzählt, die ich, obwohl Bruder des Marschalls, vor dem Kriegsgericht machen durfte. Heute kann ich meine Erzählung wieder aufnehmen und vervollständigen.

Es handelt sich um einen Punkt in der Geschichte, der nur leicht berührt, aber nicht eingehend geprüft worden ist. Ich fürchte keinen Widerspruch. Was man daran auszusetzen haben könnte, kann nur ganz unbedeutend sein.

Bei meiner Ankunft in Tours, Oktober 1870, war Frau Bazaine, meine Schwägerin, entschlossen, nach Versailles zu reisen und den König von Preußen um Erlaubnis zu bitten, zu ihrem Gatten nach Metz zu gehen. Ich billigte diese Absicht natürlich und war gern bereit, die Frau Marschall soweit zu begleiten als man mir

erlauben würde. Frau Bazaines Entschluß war auf Anregung des Herrn Thiers entstanden.

Dieser kannte die äußerst kritische Lage der Armee von Metz sehr gut. Er sah eine baldige Katastrophe voraus. „Wenn sich der Marschall nur noch 10 Tage halten könnte, sagte er am 21. Oktober, so hoffe er für Paris und Metz einen Waffenstillstand zu erhalten, der zum Frieden führen könne.“

Ich wurde zu Herrn de Chaudordy geführt, der mir strengste Verschwiegenheit anempfahl und gleichzeitig erwähnte, daß Herr Gambetta in die Angelegenheit eingeweiht sei.

Schon am 25. schrieb General der Infanterie, Baron von der Tann, von Orleans aus an den Kriegsminister, daß Frau Bazaine und ich in Versailles empfangen werden würden und daß einer seiner Offiziere Frau Bazaine am 26. morgens erwarten würde.

Als Gambetta am 26. diesen Geleitsbrief Frau Bazaine übersandte, fügte er einen Auszug aus einem Briefe des General Pourcet bei, durch dessen Vermittelung er denselben erhalten hatte. Er bemerkte darin, daß der Geleitsbrief verfallen sei. „Ich erhielt ihn“, schrieb er, „aber erst jetzt. Ich muß annehmen, daß ein Irrtum in den Daten vorgefallen ist, glaube aber, Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenken zu müssen.“

General von der Tann schrieb am 27. an den Kriegsminister in Tours, daß Frau Bazaine bisher nicht eingetroffen sei und daß er annehmen müsse, sein Brief vom 25. sei ihr nicht zugegangen. „Ich benachrichtige

Sie, Herr Minister", fuhr er fort, „daß von morgen Mittag an, den 28., einer meiner Offiziere auf Frau Marschall Bazaine warten wird".

Dieser Brief vom 27. war noch selbigen Tages in den Händen von Frau Bazaine, die mich sofort ersuchte, den Kriegsminister um die Mittel zur Abreise zu bitten, und gleichfalls noch an demselben Tage erhielt ich aus dem Kabinet des Ministers nachstehende Anwort:

Kriegsministerium.
Kabinet des Ministers.

Tours, 27. Oktober 1870.

Herr Ober-Ingenieur!

Herr Gambetta, dem ich das Gesuch der Frau Marschall unterbreitet habe, ist, wie ich selbst, der Ansicht, daß es kaum thunlich ist, von der Orleans-Eisenbahn-Gesellschaft inmitten der Betriebsanspannung, die wir ihr verursachen, morgen einen Sonderzug zu verlangen. Er bittet deshalb Frau Marschall Bazaine bis übermorgen (Sonnabend) zu warten, wodurch er ihr gleichzeitig Unannehmlichkeiten auf der Reise zu ersparen hofft.

Empfangen Sie, Herr Ober-Ingenieur, den Ausdruck meiner Ergebenheit.

C. de Freycinet.

Damit war unsere Abreise auf den 29. verschoben, und heute weiß man, daß am 29. die Uebergabe von Metz vollendete Thatsache war.

Ereignisse, die von Stunde zu Stunde einander folgten, warnten uns, daß wir zu spät kommen würden.

Einige Tage später mußten wir, Frau Bazaine und ich, in aller Eile abreisen, und zwar — um unsere Fa-

milien vor Wutausbrüchen in Sicherheit zu bringen, die durch die ungerechteste, heftigste und unerwartetste aller Proklamationen entfesselt worden waren: die des Regierungsausschusses der Nationalverteidigung in Tours vom 30. Oktober.

Ich muß hier, um gerecht zu sein, gleich erwähnen, daß Admiral Fourichon sich weigerte, in dem unerhörten Stück, das in jenen Tagen von seinen Kollegen aufgeführt wurde, eine Rolle zu spielen; ferner, daß Herr Glais-Bizoin in seinen Memoiren „Dictature de cinq mois“ ehrenhaft genug war, zu vergessen, daß er die Schwäche besessen hatte, seinen Namen darunter zu setzen. Lassen wir den Herren Crémieux und Gambetta, namentlich aber letzterem die Verantwortlichkeit für diese . . . . wie soll ich sagen? Herr Lachaud, dem seine Freundschaft für Gambetta eine gewisse Zurückhaltung auferlegte, wollte sich in der Sitzung des Kriegsgerichts vom 8. Dezember 1873 nicht aussprechen, was der Regierungskommissar sogleich „verdächtig“ nannte.

„Gut denn!“ rief Herr Lachaud aus, „ich bin zwar kein General, aber ich sage, das Ganze ist eine Niederträchtigkeit, und ich wäre glücklich, wenn ich nicht der erste wäre, der dies sagt!“

Ich war nach Tours gekommen, um Herrn Gambetta meine Unterstützung anzubieten.

Seine ersten Worte, als er mir die Hand reichte, waren: „Wir haben Sie in Paris gesucht, wir wollten Sie im Munizipalrat haben.“ Seine besonders freund-

liche Aufnahme und sein Patriotismus, den ich trotz seiner Verirrungen für aufrichtig halte, hätten ihm einen Platz in meinem Andenken bewahrt, wenn er mich nicht ebenso tief bekümmert hätte.

Der erste Bote, der dem Delegierten des Kriegsministers eine chiffrierte Depesche vom Marschall gebracht hatte, kam zur Frau Marschall und sagte uns, er habe Herrn Gambetta mitgeteilt, daß die Armee in Metz nur noch für wenige Tage Lebensmittel habe.

Ich ging zu Gambetta, der mir die Ankunft des Boten und seiner Depesche mitteilte; letztere zeigte er mir, vermochte aber nicht, sie zu lesen. Er hatte neben dem Datum der Abreise von Metz einen Namen, eine Unterschrift erkannt. Es war die des Generalstabs-Hauptmanns Jung, eines seiner vertrauten Freunde. Gambetta sagte, der Bote sei einfach Dolmetscher, Subalternoffizier und schiene ihm nicht genügend unterrichtet; er schloß dann mit den Worten: „Ich erwarte mehr und werde Sie benachrichtigen.“

Mit dem „ich erwarte mehr“ spielte er auf einen zweiten Boten, einen gewissen de Valcourt an, der sich als Überbringer besonderer Nachrichten gemeldet hatte.

Von diesem Mann erwähnte Gambetta mir gegenüber nichts, ebensowenig von seinen Nachrichten. Erst später erklärte ich mir die Gründe dieser Zurückhaltung.

Herr de Valcourt war auch nur einfacher Dolmetscher, wie der erste Bote; er war dem Marschall nicht bekannt und gehörte nicht zur Armee. Doch war er, trotz seiner Jugend, schon ein meisterhafter Betrüger.

Er hatte ohne das mindeste Recht den Titel eines Ordonnanzoffiziers des Marschalls angenommen und nannte sich dessen Spezialbote. Gambetta glaubte ihm oder wollte ihm glauben, und als de Valcourt· 1873 seine Aussage vor dem Kriegsgericht in Trianon machte, wollte er den Anschein erwecken, als glaube er ihm noch.

Wußte er denn nicht, daß die Staatsanwaltschaft de Valcourt in Trianon nicht zulassen wollte, weil sie ihn für einen Menschen hielt, den man besser außerhalb des Gerichts läßt? Es ist derselbe Valcourt, der am 28. Oktober 1870 einen in der Delegation — wenn auch erst verspätet, am 4. November — als offizielles Dokument aufgenommenen Bericht unterzeichnet hatte, der unzweifelhaft unter den Augen Gambettas verfaßt oder doch von ihm durchgesehen worden war.

Der Bericht schließt mit den Worten: der Marschall hat wissentlich den Preußen die Stadt und Festung Metz, sowie die in der verschanzten Enceinte lagernde Armee überliefert und zwar nur zu dem Zweck, Herr der politischen Lage in Frankreich zu sein und zu bleiben.

An demselben Tage, an dem dieser Bericht der Regierung eingereicht wurde, also am 28. Oktober, dem Tage der Übergabe von Metz, sandte Gambetta folgende Depesche an die Präfekten und Unter-Präfekten:

Tours, 28. Oktober, abends.

Ich erhalte von verschiedenen Seiten sehr ernste Nachrichten, über deren Ursprung und Wahrheit ich aber trotz eifriger Nachforschung keine offiziellen Mitteilungen habe. Es zirkuliert das Gerücht von der Übergabe von Metz.

Es erscheint nötig, daß Sie die Ansicht der Regierung über die Meldung eines so schweren Unglücks kennen.

Ein solches Ereignis kann nur das Resultat eines Verbrechens sein, dessen Urheber man für außerhalb des Gesetzes stehend erklären müßte.

Ich werde Sie auf dem Laufenden erhalten.

Gambetta hatte das Land nie über die wirkliche Lage der Armee von Metz auf dem Laufenden erhalten.

Er wußte schon am 15. Oktober von General Bourbaki, daß Metz an Lebensmitteln Mangel litt und sich nur noch 10 bis 14 Tage halten könne, aber er hatte nichts davon dem Lande gesagt. Er wußte ferner, daß die Armee von Metz, der man nicht mehr zu Hülfe kommen konnte, entweder durch einen Waffenstillstand gerettet werden oder, durch Hunger gezwungen, zwischen dem 25. und 30. Oktober kapitulieren müßte. Auch davon hatte er nichts dem Lande gesagt.

Die Kaiserin selbst hatte der Delegation von Tours beunruhigende Nachrichten zugehen lassen. In einem Brief, den sie am 7. November Frau Marschall Bazaine schrieb, sagt die Kaiserin wörtlich:

„Die Delegation von Tours wußte sehr wohl, wie es mit den Lebensmitteln in Metz stand. Ich sandte Bourbaki, der ihnen nichts verheimlicht hat. Später wurde auch General Boyer noch zu Herrn Tissot geschickt, um ihn zu unterrichten, daß die Beschleunigung des Waffenstillstandes äußerst wichtig sei, wenn man die Armee noch retten wolle.

„Endlich machte ich telegraphisch selbst, wenn auch

nicht direkt, darauf aufmerksam, daß man sofort handeln müsse; man that aber nichts, sie zu retten, und nun schreit man über Verrat, weil dies das einzige Mittel ist, sich selbst vor den Anklagen des Publikums zu sichern."

Weit davon entfernt, über die Lage der Armee von Metz die Wahrheit zu veröffentlichen, verbreitete die Delegation von Tours nur irrtümliche, stets günstige Nachrichten und ruhmvolle Thaten. Sie glaubte dadurch augenscheinlich, die öffentliche Meinung zur Fortsetzung des Krieges zu ermutigen, in Wirklichkeit aber bereitete sie sie dadurch nicht auf die furchtbare Katastrophe vor, die doch unvermeidlich war.

Anfangs Oktober, als der erste Bote aus Metz die Depesche des Marschalls nach Tours brachte und Gambetta zugleich mitteilte, daß die Armee nur noch für sechs Tage Lebensmittel habe, sagte man wohlweislich nicht, daß man die Depesche nicht lesen könne, weil man den Schlüssel zur chiffrierten Korrespondenz mit den Armeen Bazaines und Mac-Mahons in Paris zurückgelassen hatte. Dennoch ließ die Delegation durch ihr Organ, die Agence Havas, folgende Note telegraphisch durch ganz Frankreich verbreiten:

Nachrichten, welche der Bote Bazaines aus Metz nach Tours gebracht hat, bestätigen in der bestimmtesten Weise die kürzlich aus einer anderen Quelle empfangenen Mitteilungen.

Die Armee Bazaines ist reichlich mit allem versehen und von unbesiegbarem Vertrauen beseelt; jeder ihrer

Ausfälle ist ein Sieg, der dem Feinde starke Verluste beibringt.

Ich nehme meine Erzählung wieder auf.

Der von dem Boten de Valcourt, dem vorgeblichen Generalstabs-Offizier, am 28. Oktober unterzeichnete Bericht wurde, ich glaube am 29., von Gambetta seinen Kollegen vorgelesen.

Mit weit mehr Anmaßung als Kompetenz, vor allem aber mit der unverschämtesten Bosheit kam de Valcourt aus Metz als Vorläufer der Berichte und Urteile, aus der Herr d'Andlau einige Monate später ein Buch von trauriger Berühmtheit zusammenschrieb. Ich will mit Bezug auf de Valcourts Bericht nur zwei Bemerkungen machen, weil sie noch nicht gemacht worden sind und weil sie die Mitarbeiterschaft Gambettas klar beweisen.

Dieser Bericht, der sich vermaß, über die Armee von Metz und ihren Höchstkommandierenden vom 10. August bis 22. Oktober alles zu wissen und alles zu sagen, erwähnt mit keinem Worte weder den Regnier'schen Zwischenfall noch die Abreise Bourbakis.

Dieses Stillschweigen kann nur Gambetta bezweckt haben, der die Dienste des Generals angenommen und ihm ein Kommando in Lille übertragen hatte.

Über den ganzen Bericht möge man sich nach dem folgenden Auszug ein Urteil bilden.

Am 21. versuchte Marschall Bazaine zum ersten Mal mit der Regierung der nationalen Verteidigung, deren

Existenz er bis dahin nie anerkannt hatte, zu korrespondieren.

Die chiffrirte Depesche, die dem Kriegsministerium durch Vermittelung zweier Generalstabs-Offiziere zuging, war in einer den verschiedenen Zweigen der Verwaltung nicht bekannten Geheimschrift verfaßt.

Infolge eines seltsamen Zufalls, um nicht zu sagen einer machiavellistischen Kombination des Marschalls stellte es sich heraus, daß die Geheimschrift, die man angewendet hat, die sogenannte kaiserliche Chiffre war, deren Schlüssel sich nur in den Händen des Kaisers oder seiner früheren Minister befand. . . . .

Herr Crémieux muß, als er diese Stelle hörte, in ziemlicher Verlegenheit gewesen sein. Ich sehe ihn noch heute, wie er überlegte, auf welche Weise man die Depesche Bazaines entziffern könne.

Er läßt sich zu Frau Bazaine fahren, in der Hoffnung, daß diese den Schlüssel besitzt, den er aus Paris mitzunehmen vergessen hat.

Frau Bazaine hat ihn nicht, meint aber, daß ich ihn vielleicht haben könne. Sie steigt in Herrn Crémieux Wagen und beide machen sich auf, mich zu suchen. Sie treffen mich in der Stadt, lassen halten und erklären mir die Verlegenheit, in der sich die Delegation befindet.

Wäre General de Noue, früher Generalstabschef in Mexiko, in unserer Nähe gewesen, so hätte er vielleicht erkennen können, daß die fragliche Geheimschrift, die des mexikanischen Feldzuges war. Leider war der General in Paris.

In Tours war es also unmöglich, die Depesche zu entziffern, weil man den Schlüssel vergessen hatte. Sie wurde nach Paris genommen, ich glaube von Herrn Thiers, und dort sofort im Kriegsministerium übersetzt.

Infolge der damaligen Kommunikations-Hindernisse kam sie erst am folgenden 17. Dezember nach Tours zurück.

Was die Behauptung des Berichts angeht, daß der Marschall am 21. Oktober zum ersten Male versuchte, sich mit der Regierung der Nationalverteidigung in Verbindung zu setzen, eine Behauptung, die Gambetta noch in der Voruntersuchung wiederholte, so ist dieselbe durch die Voruntersuchung selbst widerlegt worden. Und wäre Herr Gambetta besser unterrichtet gewesen, so hätte er gewiß nicht die Energie und Pflichttreue der beiden braven Kürassiere verkannt, deren Namen — Marc und Henry — mit Achtung genannt werden müssen, da sie, am 15. September mit einer Depesche des Marschalls an den Kriegsminister abgeschickt, zweimal dem Feinde in die Hände fallen, zweimal zum Tode verurteilt werden und doch beide Male entkommen.

Am 13. Oktober treffen sie in Montmédy ein, von dort kommt ihre Botschaft am 14. nach Lille. Ich vermag nicht zu sagen, wie es kam, daß sie nicht nach Tours gelangte.

Ich könnte die im Bericht enthaltenen Irrtümer und Lügen weiter berichtigen, ich muß mich aber einschränken und komme auf die Sitzung vom 29. zurück, in der

Gambetta seinen drei Kollegen den auf seinen Befehl angefertigten Bericht de Valcourts vorlas.

Bei der Lektüre dieses Schriftstückes konnte Admiral Fourichon, ein durchaus ehrenhafter Charakter, sich nicht beherrschen.

— Aber! rief er aus, was Sie da lesen, ist der Bericht eines Schurken!

Gambetta bewahrte seine Ruhe und gab dem Admiral zu verstehen, daß de Valcourt selbst in der Nähe wäre. (Ich habe diese Details vom Admiral Fourichon selbst). Dann schlug er seinen Kollegen eine Proklamation im Sinne seiner Depesche vom 28. abends (an die Präfekten und Unterpräfekten) vor, die ohne weiteres folgendermaßen anfangen sollte:

„Außerhalb des Gesetzes stehen: der Oberkommandierende der Rheinarmee;

die Marschälle und kommandierenden Generäle;

die Generäle in selbständigen Stellungen;

die Generäle der Spezialwaffen u. s. w., u. s. w."

Erinnert dies nicht an Dantons Proklamation, die alle Aristokraten „für außerhalb des Gesetzes stehend" erklärte? —

Diese Proklamation wurde aber von Crémieux und Glais-Bizoin nicht angenommen, und da auch Admiral Fourichon sich entschloß, sie nicht anzunehmen, verfaßten sie eine andere, in der sie, in einem Anfall wütenden Wahnsinns, nur noch den Marschall Bazaine ihren teuflischen Plänen opferten. An diese kann man nicht zweifeln,

wenn man weiß, daß sie die Katastrophe von Metz bekannt machten, ohne dabei zu konstatieren — was sie sehr wohl mußten — daß die Armee und die Festung Metz sich bis zum letzten Stück Brot gehalten hatten.

Ich protestierte sofort schriftlich.

Dann eilte ich zu Gambetta.

— Wie konnten Sie diese Proklamation unterzeichnen? fragte ich.

— Ich war in solcher Verzweiflung, antwortete er, daß ich, wenn ich eine Pistole neben mir gehabt hätte, mir eine Kugel durch den Kopf geschossen hätte.

— Aber diese Armee war isoliert und man ist ihr nicht zu Hülfe gekommen, fuhr ich fort.

— Ich konnte nicht — war die ganze Antwort Gambettas.

— Aber was wollten Sie denn, was verlangten Sie von dieser Armee, die nahe daran war, zu verhungern?

— Ich wünschte, sie hätten den Boden des Vaterlandes so verlassen, daß er mit Leichen bedeckt gewesen wäre!

Herr Gambetta vergaß, daß dieser Boden bereits ein weiter Kirchhof war.

Wenige Monate später wußte man, daß die Rhein-Armee 42462 Tote oder Verwundete gehabt hatte, darunter 26 Generäle und mehr als 2000 Offiziere. Wie anders hätte ein anderer Patriot als Gambetta diese schmerzliche Übergabe, die großen von dieser Armee geschlagenen Schlachten verwerten können! Sie war vom Hunger besiegt, hatte aber monatelang große feindliche Armeen fest-

gehalten, und diese Zeit hätte Frankreich benutzen können, um von neuem in Waffen aufzustehen.

Der Proklamation vom 30. Oktober folgte unmittelbar nachstehende Depesche an die Präfekten und Generalprokureure:

Tours, 30. Oktober 1870.

Verdoppeln Sie Ihre Wachsamkeit. Wo Sie Bazaine oder einen Offizier seines Generalstabes antreffen, lassen Sie ihn festnehmen und sofort unter sicherer Eskorte nach Tours bringen.

Léon Gambetta.

Die Depesche war ebenso lächerlich wie unnütz, denn der Marschall und sein Stab waren bekanntlich in Deutschland gefangen, — aber sie paßte gut zur Anklage des Verrats und mußte die öffentliche Meinung aufregen.

In Ermangelung der Männer wollte man die Frauen verhaften. Frau Bazaine hatte gerade noch Zeit, aus dem Kloster der Dames blanches, wo sie wohnte, zu fliehen und sich in der italienischen Botschaft in Sicherheit zu bringen.

Hatte Gambetta wirklich, wie man behauptet hat, schließlich ihren Verhaftsbefehl unterzeichnet? Ich kann es noch immer nicht glauben. Sie war im achten Monat ihrer Schwangerschaft. Sie hatte sich gleich am ersten Tage unter den Schutz der Delegation von Tours gestellt.

Sie wurde ermächtigt, mit ihrer Mutter und ihren beiden kleinen Kindern Tours zu verlassen, und Admiral Fourichon ließ sie von einem Marineoffizier Arago begleiten.

Meine Schwiegertochter, Frau Adolf Bazaine, ihre Mutter und ihre beiden kleinen Kinder wurden verhaftet. Mein Sohn war Ordonnanzoffizier des Marschalls, und zwar ein richtiger, kein Valcourt.

Meine Schwiegertochter und ihre Mutter wurden von einem diensteifrigen Inspektor der Westbahn-Gesellschaft vor Gambetta geführt. Ich war dabei zugegen. Gambetta benahm sich ihnen gegenüber sehr rücksichtsvoll und gab ihnen einen Passierschein. Einen andern stellte er mir am nächsten Morgen, den 31., aus und empfahl mich darin allen Civil- und Militärbehörden mit ganz besonderer Dringlichkeit.

Ich benutzte ihn sofort, um meine teuren Gefangenen in Deutschland zu begrüßen.

Gambetta verlor keinen Augenblick, um de Valcourt zu belohnen. Vermutlich um ihn dafür zu entschädigen, daß er vom ehrlichen Admiral Fourichon entlarvt worden war, ernannte er ihn am 30. zu seinem Privatsekretär und am 31. zum Ritter der Ehrenlegion.

Im Jahre 1871 fand ich diesen Ritter in London wieder, wo er öffentliche Vorlesungen über Gambetta hielt. Er nannte sich jetzt Vicomte de Valcourt.

Welches Ungemach stieß ihm seitdem zu? Ich habe schon erwähnt, daß ihn die Staatsanwaltschaft 1873 nicht als Zeugen im Prozeß von Trianon vorzuladen wagte. Ist er noch in der Ehrenlegion, in die ihn Gambetta eingeführt hatte? Nachdem er es in Amerika mit verschiedenen Beschäftigungen versucht hatte, scheiterte er in Belgien auf der Anklagebank der Zuchtpolizei und wurde

wegen Betrugs und Fälschungen in contumaciam zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Ich schließe hier. Ich wollte nur zeigen, mit welchen großen Mitteln die Legende vom Verrat des Marschalls Bazaine, meines Bruders, verbreitet worden ist. Diese Legende ist eine Schmach und wird, wie ich fürchte, ein großes Unglück für Frankreich sein; aber sie ist Legende und mußte ihre abscheulichen Früchte tragen. Ginge ich in meinen Erzählungen weiter, so würde ich in dieser Legende noch einmal mit Gambetta zusammenkommen, diesmal nicht mehr mit demselben Gehülfen Valcourt, sondern mit einem andern, dem General Grafen d'Andlau, der gleichfalls mehr oder weniger direkt von Gambetta und andern belohnt wurde und ihnen seine Ernennung zum Senator verdankte.

Dies ist eine andere, nicht weniger traurige Geschichte.

Trotz des geheimen Druckes, den die Herren Gambetta und d'Andlau auf das gerichtliche Verfahren gegen den Marschall ausübten, gelang es ihnen doch nicht, Artikel 77 des Strafgesetzbuchs, der vom Verbrechen des Verrats handelt, auf ihn anzuwenden. Das Urteil, das gefällt wurde, bot Gambetta eine schöne Gelegenheit, öffentlich seinen Irrtum anzuerkennen.

Er hätte das Unrecht, das er begangen hat, damit nicht wieder gut gemacht, er hätte vielleicht jene Legende nicht zerstören können, aber er wäre der Anklage entgangen, — unwissentlich, wie ich glauben will, — einem Hillairaud den Dolch in die Hand gedrückt zu haben.

In unserer Zeit, in der die Politik die gesundesten wie die kränksten Köpfe angreift, kann man nicht ungestraft sagen, was Gambetta das Unglück hatte über ganz Frankreich auszuschreien: Für Bazaines Verbrechen hat die Gerechtigkeit kein Strafmaß.

Finden Sie nicht, daß die Gerechtigkeit Gottes bereits ihr Werk begonnen hat?*)

Möge sie nicht zu schwer auf unserem Lande lasten, das wenigstens damit entschuldigt werden kann, daß es gerade von denen, die es mit seiner Leitung betraut hatte, irregeführt worden ist.

Empfangen Sie, Herr Graf, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Bazaine
Ober-Ingenieur a. D.

Wir haben den letzten und traurigsten Teil der militärischen Laufbahn des Marschalls Bazaine vor den Augen des Lesers entrollt. Um einen allgemeinen, möglichst kurzen Überblick über sein ganzes Soldatenleben zu gestatten, gebe ich hier eine Kopie seines Führungs- und Dienst-Zeugnisses.

Ich gebe diese Personalien nach Seite 3 des einzigen stenographischen Berichts von den Sitzungen des 1. Kriegs-

*) Hauptmann Rossel wurde als Kommunegeneral erschossen. Boyenval beging Selbstmord. De Valcourt wurde zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. Oberst d'Andlau wurde zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt. Gambetta starb — man weiß wie! oder richtiger, man weiß noch nicht wie, denn bis heute hat man die Wahrheit nicht gesagt. Der Herzog von Aumale schließlich wurde verbannt.

gerichts, 1. Militärdivision in Versailles (Trianon), unter Vorsitz des Divisionsgenerals Herzogs von Aumale, welcher die amtlichen Schriftstücke und authentischen Zeugenaussagen enthält.

Kriegsministerium
1. Direktion

Büreau
des Generalstabs
und der
Militärschulen

## Führungs- und Dienstzeugnis des Herrn Bazaine (François Achille).

Geboren am 13. Februar 1811 zu Versailles, Departement Seine und Oise, — Sohn von Dominik und Marie Madeleine Vasseur. — Verheiratet am 12. Juni 1852 mit Fräulein Maria de la Soledad Indria Gregoria Tormo (ministerieller Consens vom 15. Mai 1852), Witwer seit 18. Oktober 1863, — wiederverheiratet am 26. Juni 1865 mit Fräulein Josepha de Pena y Barragan (ministerieller Consens vom 15. Mai 1865).

**Bezeichnung der einzelnen Truppenteile, in denen er diente, sowie seiner verschiedenen Rangverhältnisse.**

| | |
|---|---|
| 37. Linien-Infanterie-Regt.: Soldat | 28. März 1831. |
| Korporal . . . . . . . . . . | 8. Juli 1831. |
| Fourier . . . . . . . . . . | 13. Januar 1832. |
| Capitaine d'armes . . . . . . | 16. Juli 1832. |
| Fremdenlegion: Capitaine d'armes . | 16. August 1832. |
| Feldwebel . . . . . . . . . . | 4. November 1832. |
| Secondeleutnant . . . . . . . | 2. November 1833. |
| Premierleutnant . . . . . . . | 22. Juli 1835. |

| | |
|---|---|
| In besonderem Auftrage in Spanien | 27. Juli 1835. |
| Zur Disposition wegen Abschaffung der Stelle . . . . . . . . | 5. Dezember 1837. |
| 4. leichtes Infanterie-Regiment . . | 12. Dezember 1837. |
| Fremdenlegion: Hauptmann . . . | 20. Oktober 1839. |
| 8. Jägerbataillon z. Fuß: Hauptmann | 20. November 1840. |
| 58. Linien-Infanterie-Regiment: Bataillonskommandeur . . . . . | 10. März 1844. |
| 5. Linien-Infanterie-Regiment: Bataillonskommandeur . . . . . | 12. Oktober 1844. |
| 19. leichtes-Infanterie-Regt.: Oberst-Leutnant . . . . . . . . | 11. April 1848. |
| 5. Linien-Infanterie-Regt.: Oberst-Leutnant . . . . . . . . | 30. August 1848. |
| 55. Linien-Infanterie-Regt.: Oberst | 4. Juni 1850. |
| 1. Regt. der Fremdenlegion: Oberst | 4. Februar 1851. |
| Kommandeur der beiden Regimenter der Fremdenlegion in der Orientarmee und mit seiner Brigade der 6. Infanterie-Division der Orientarmee zudetachiert: Brigadegeneral | 9. Februar 1855.*) |
| Kommandant von Sebastopol . . | 10. Septemb. 1855. |
| Divisionsgeneral . . . . . . . . | 22. Septemb. 1855. |
| Stellvertretender Kommandeur der 2. Infanterie-Division, 1. Korps der Orientarmee . . . . . . | 9. Januar 1856. |

*) Falsch.

| | |
|---|---|
| Generalinspekteur des 18. Infanterie-Arrondissements für 1856 . . . | 28. Juni 1856. |
| Generalinspekteur des 23. Infanterie-Arrondissements für 1857 . . . | 30. Mai 1857. |
| Kommandeur der 19. Division in Bourges . . . . . . . . . | 13. November 1857. |
| Kommandeur der 3. Division, 1. Korps der italienischen Armee . . . . | 24. April 1859. |
| Rückkehr dieser Division nach Frankreich und Eintritt derselben als 2. Infanterie-Division in das 1. Korps zu Paris . . . . . | Juni 1860. |
| Generalinspekteur des 4. Infanterie-Arrondissements für 1868 . . . | 12. Mai 1868.*) |
| Generalinspekteur des 5. Infanterie-Arrondissements für 1861 . . . | 11. Mai 1861. |
| Generalinspekteur des 5. Infanterie-Arrondissements für 1862 . . . | 28. Mai 1862. |
| Kommandeur der 1. Infanterie-Division des Mexikanischen Expeditionskorps . . . . . . . . . . | 1. Juli 1862. |
| Oberkommandierender des Mexikanischen Expeditionskorps . . . | 16. Juli 1863. |
| Übernahme dieses Kommandos . . | 1. Oktober 1863. |
| Marschall von Frankreich . . . . | 5. Septemb. 1864. |
| Rückkehr nach Frankreich . . . . | 3. Mai 1867. |
| Kommandierender General des 3. Armeekorps zu Nancy . . . . . | 12. November 1867. |

*) Falsch.

| | |
|---|---|
| Hatte 1869 das Oberkommando des 1. Lagers zu Châlons, vom 1. Mai bis 30. Juni; Kaiserl. Erlaß vom | 23. März 1869. |
| Kommandierender General der Kaiserlichen Garde . . . . . . . | 15. Oktober 1869. |
| Kommandierender General des 3. Korps der Rhein-Armee . . . . . | 16. Juli 1870. |
| Oberkommandierender des 2., 3. und 4. Korps der Rhein-Armee . . | 9. August 1870. |
| Oberkommandierender d. Rhein-Armee | 12. August 1870. |
| Kriegsgefangener . . . . . . . | 28. Oktober 1870. |
| Rückkehr nach Frankreich . . . . | April 1871. |

## Verzeichnis der Feldzüge Bazaines.

### Afrika.

1833, 1834, 1835, 1840, 1841, 1842, 1843, 1844, 1845, 1846, 1847, 1848, 1849, 1850.

Rückkehr nach Frankreich am 6. Juli 1850.

### Afrika, vom 4. Februar 1851 bis 11. Juni 1854.

1851, 1852, 1853, 1854.

### Orient, vom 11. Juni 1854 bis 24. Juni 1857.

1854, 1855, 1856.

### Afrika, vom 29. August bis 26. Oktober.

1857.

### Italien.

1859, 1860.

**Mexiko, vom 23. August 1862 bis 3. Mai 1867.**

1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867.

**Rhein-Armee.**

1870.

Verwundungen und besondere Auszeichnungen.

Erhielt einen Schuß ins rechte Handgelenk bei Abd-el-Suel (Afrika) am 26. Juni 1835. Kopfverletzung in der Schlacht bei Melegnano (Marignan, Italien) am 8. Juni 1859.

---

## Dekorationen und Bemerkungen.

### Dekorationen.

| | |
|---|---|
| Ritter vom Orden der Ehrenlegion | 22. Septemb. 1835. |
| Offizier vom Orden der Ehrenlegion | 9. November 1845. |
| Kommandeur vom Orden der Ehrenlegion . . . . . . . . . . | 16. August 1856. |
| Großoffizier vom Orden der Ehrenlegion . . . . . . . . . . | 20. Juni 1859. |
| Großkreuz vom Orden der Ehrenlegion . . . . . . . . . . | 2. Juli 1863. |
| Empfing die Militärmedaille . . . | 28. April 1865. |
| Empfing die Italienische Medaille . | 1859. |
| Empfing die Mexikanische Medaille . | |
| Berechtigt, folgende fremdländische Orden anzunehmen und zu tragen: | |
| 1) Orden Karls III. von Spanien | 27. Februar 1838. |

2) St. Fernando-Orden 1. Klasse
(Spanien) . . . . . . . . 4. Januar 1841.
3) Isabella-Catholica-Orden . . . 4. Januar 1841.
4) Empfing die Krimmedaille der
Königin von England . . . . 1855.
5) Großkreuz des Bath-Ordens (Engl.)
6) Die Medaille für Militärverdienste
von Sardinien; Berechtigung vom 10. Juni 1857.

Die Übereinstimmung des Vorstehenden mit den im Bureau aufbewahrten Registern und Aktenstücken wird bestätigt.

Paris, 11. Mai 1872.

Beglaubigt: Gez.: Dubus.
Der Unter-Chef
gez.: F. Pollet. Gesehen: Der Büreau-Chef
Gez.: E. Lamy.

Der Chef' der 1. Abteilung.
Gez.: de Boucheman.

Obige Führungs- und Dienstzeugnisse, die, wie schon gesagt, auf Seite 3 des authentischen Berichts des Prozesses von Trianon angegeben sind, sind voller Fehler.

Abgesehen von den von mir bezeichneten falschen Daten sind viele Versetzungen und Veränderungen garnicht angeführt.

Besonders auffällig ist, daß die ruhmreiche Expedition nach Kinbourn mit keinem Worte erwähnt ist, und doch hatte dieses Kommando, das Bazaine übertragen war, die Eigentümlichkeit, daß ein französischer General nicht

nur einen englischen General, sondern auch ein starkes Kontingent der englischen Armee unter seinem Befehle hatte. Auch die beiden Verwundungen, die Hauptmann Bazaine erlitt, als er der französischen Hülfsarmee in Spanien angehörte, sind ganz unerwähnt geblieben.

Die Verwundung bei Borny 1870 fehlt gleichfalls. Verschiedene Dekorationen sind ausgelassen, unter andern die Großkordons des Ordens von Guadeloupe und vom Mexikanischen Adler. Was aber am schwersten wiegt, was geradezu unerklärlich erscheint, ist folgendes: Wir erwähnten, daß der Vorsitzende (der Herzog von Aumale) und die Richter des Kriegsgerichts einen Brief an den Kriegsminister richteten, um ihn zu bitten, gemeinschaftlich die Gnade des Präsidenten der Republik anzurufen. In diesem Schreiben heißt es:

„Berücksichtigen Sie die Führungs- und Dienstzeugnisse des Freiwilligen von 1831, zählen Sie die Feldzüge, Wunden und glänzenden Thaten, denen er seinen Marschallstab verdankt u. s. w.“

Diese Führungszeugnisse hatten also eine große Wichtigkeit —, aber ..... alle Belobigungen, die für einen Soldaten die wahren Adelsbriefe ausmachen, sind darin ausgelassen. Es handelt sich dabei um folgende Belobigungen:

Belobt bei der französischen Hülfs-Division für sechstägige Verteidigung im Dorfe Pons (Katalonien) gegen einen an Zahl bedeutend überlegenen Feind (vom 16. bis 22. September 1835).

Belobt bei der französischen Hülfs-Division für die Gefechte bei Aronitz Villatuerta und Allo (Navarra).

Belobt für hervorragende Dienste im Journal der Blokade von Miliana (12. Juni bis 8. November 1840).

Belobt im Rapport des General-Gouverneurs von Algerien wegen besonders erfolgreicher Teilnahme an dem Ereignisse, welche die Kapitulation Abd-el-Kaders zur Folge hatte (Januar 1848).

Belobt im General-Rapport Nr. 206 der Orient-Armee vom 5. Mai 1855 für seine Führung im Gefecht der Nacht vom 1. zum 2. Mai.

Belobt im General-Rapport Nr. 119 des mexikanischen Expeditionskorps vom 31. März 1863 wegen ebenso intelligenter wie unerschrockener Führung der Truppen beim Sturm auf Puebla.

Diese Belobigungen und hervorragenden Leistungen mußten, wie ich wiederhole, um so mehr Gewicht haben, als die Richter Bazaines seine Führungs- und Dienstzeugnisse berücksichtigen sollten.

Wie war eine solche Auslassung möglich?

Ich wünschte, die anderen dem Kriegsgericht von Trianon unterbreiteten Aktenstücke wären richtiger gewesen.

Ich kann aber nicht unerwähnt lassen, daß der Tagesbefehl des Generals de Ladmirault, der 1873 Gouverneur von Paris war, kein Datum trägt. Dieser auf der ersten Seite des Prozeßberichts eingetragene Tagesbefehl machte die Ernennung des Vorsitzenden und der Richter bekannt. Es ist also nur eins möglich: entweder ist

dieser Bericht mit einer, milde gesagt, strafbaren Leichtfertigkeit verfaßt worden — oder der Bericht war wirklich nicht datiert — und für diesen Fall überlasse ich es dem Leser, seine Schlüsse daraus zu ziehen.

Nur noch eine Bemerkung.

Ich habe drei Ausfertigungen der Führungs- und Dienstzeugnisse des Marschalls Bazaine vor Augen, sämtlich in aller Form unterzeichnet, numeriert und gestempelt. Die erste ist vom September 1854, die zweite vom 11. Mai 1872 und die dritte vom 17. Dezember 1887.

Die Richtigkeit aller drei ist bestätigt und alle drei sind . . . verschieden.

## Dreizehntes Kapitel.

Im Staatsgefängnis. — Übertretungen des Reglements. — Was die Frau will. — Eine Gosse als Glückspenderin. — Marschall Mac-Mahons Gnade. — Geheime Korrespondenz. — Alea jacta est. — Ohne Vertraute. — Eine Sternschnuppe. — Das Heilmittel schlimmer als das Übel. — Die wahren Verräter.

Die Todesstrafe war in zwanzigjährige Festungshaft umgewandelt worden .... d. h. in lebenslängliche, wenn man 60 Jahre alt ist.

Marschall Bazaine wurde nach der Insel Sainte-Marguerite gebracht. Hier befindet sich auf der Nordküste, gegenüber der Pointe de la Croizette das Fort, welches Richelieu erbauen ließ, als er 1637 die Insel gekauft hatte. Es wurde von den Spaniern vervollständigt und später nach Vaubans Plänen ausgebaut. Als Staatsgefängnis wurde es durch die Gefangenschaft der geheimnisvollen Person bekannt, deren man sich als „Mann mit der eisernen Maske“ erinnert.

Bazaine saß bereits seit acht Monaten. Seine Verurteilung hatte er selbst dadurch leicht gemacht, daß er den Zusammentritt des Gerichts verlangt und seinem Verteidiger verboten hatte, irgend etwas anderes als Antworten auf die Anklagepunkte zu seiner Verteidigung hervorzubringen. Er hatte also keine Absicht, sich dem

Urteilsspruch zu entziehen — wenigstens nicht solange, als Frankreich unter einer gesetzmäßigen Regierung stehen und das Gesetz, wie es bestand, auf ihn anwenden würde.

Trotzdem wurde ihm gegenüber das Gesetz in doppelter Hinsicht übertreten.

Zunächst heißt es im Gesetz in Bezug auf Festungshaft, daß diese in einer Festung des Kontinents zu verbüßen ist.

Sainte-Marguerite aber ist eine Insel.

Ferner unterlag der Marschall nicht militärischer Überwachung, sondern einfach der Aufsicht eines Zuchthausdirektors, und damit verstieß man wieder gegen das Gesetz und machte aus der Festungshaft eine ganz gewöhnliche Zuchthausstrafe.

Dazu kamen Beleidigungen und Demütigungen aller Art, nicht nur infolge der beständigen Gegenwart des Gefängnisdirektors, vielmehr infolge von Befehlen, die dieser aus Paris erhielt.

Ich rede nicht von unnützem Mißtrauen und übertrieben strenger Aufsicht — so etwas ist von Gefängniswärtern nicht anders zu erwarten. Direktor Marchi aber hatte zum Beispiel Befehl, zu Bazaine nur mit dem Hut auf dem Kopfe zu sprechen. Traf er Bazaine zufällig, ohne daß er bedeckt war, so setzte er sofort seinen Hut demonstrativ auf, bevor er den Marschall anredete.

Marchi öffnete alle für Bazaine einlaufenden Briefe und verlangte, daß dieser ihm seine Korrespondenz vorlegte. Schließlich ging der Direktor soweit, daß er Bazaine in Gegenwart des Obersten Willette, der frei-

willig seine Gefangenschaft teilte, die Mitteilung machte, er habe beim Minister angefragt, ob er dem Gefangenen nicht die entehrende Sträflingskleidung anlegen solle.

Nach und nach hatten diese Vorgänge in Bazaine solchen Ekel erregt, daß er, als die Rede davon war, seinen Aufenthaltsort zu wechseln und ihn nach einer vielleicht noch weiter entlegenen Festung zu schaffen, wo er noch mehr der Willkür überlassen wäre, endlich den dringenden Bitten seiner Frau nachgab, die vom ersten Tage an alles versucht hatte, um ihn zur Flucht zu bewegen.

Fräulein Josepha de Pena y Barragan hatte in ihrem achtzehnten Jahre den damals vierundfünfzigjährigen Marschall Bazaine in Mexiko geheiratet.

Eine Beurteilung der Frau Marschall Bazaine kommt mir nicht zu und hat nichts mit meinem Gegenstand zu thun. Ich muß aber bemerken, daß sie hübsch, verführerisch, hingebend, in gewissen Momenten von geradezu männlichem Mut und äußerst ehrgeizig war. Letztere Eigenschaft beweist ihre Heirat.

Ihre Eigenliebe, ihr Herz und ihr Ehrgeiz erlitten einen schweren Schlag, als der Held, mit dem sie ihr Leben verbunden und der sie über so viele andere Frauen emporgehoben hatte, sie zu der demütigen und hoffnungslosen Rolle, Gefährtin eines Gefangenen zu sein, verurteilte. Sie war fest entschlossen, ihren Mann unter allen Umständen zur Flucht zu zwingen und hoffte, ihm einen anderen leitenden Posten auf irgend einem großen politischen Theater Europas verschaffen zu können.

Es kam in Sainte-Marguerite zu peinlichen Auftritten.

Die Frau Marschall wollte die Flucht, Bazaine wollte nicht. Aber man weiß: was die Frau will, will Gott — in einem neuen Kampf, der heftiger als alle früheren war und in dem Frau Bazaine drohte, ihn zu verlassen und seine Kinder mit sich zu nehmen, unterlag Bazaine und kapitulierte — diesmal nicht mit kriegerischen Ehren.

Ich muß hier einschalten, daß Frau Bazaine, die mit der karlistischen Partei in Verbindung stand, einige Tage nach der Flucht dem Marschall erklärte, daß es nur von ihm abhinge, zum Oberkommandierenden von Don Karlos' Truppen ernannt zu werden.

Dieses Mal ließ sich der Marschall nicht bewegen. Er hatte, sagte er, der Königin Isabella während ihrer Minderjährigkeit fünf Jahre lang gedient, er hege für sie nur Achtung und Dankbarkeit und würde sich durch nichts bewegen lassen, gegen sie zu kämpfen.

Dies war eine neue Enttäuschung für Frau Bazaine.

Das Gebäude, welches der Gefangene bewohnte, war durch eine Hängebrücke, die über eine Art tiefen Hohlweg führte, mit der Plattform verbunden, auf welcher der Marschall spazieren gehen durfte. Letztere lag auf einem Felsen, dessen Fuß die Wellen bespülten. Um auf dieser Seite zu fliehen, mußte man also einen Abstieg von 23 Meter unternehmen — d. h. einen Meter mehr als die Höhe des Obelisken auf dem Konkordienplatz in Paris.

Marschall Bazaine hatte an einer Stelle, wo der Felsen unter dem Geländer hervorragte, eine alte, nicht mehr dienende steinerne Gosse bemerkt, die mit Sand und

Steinen, die der Regen hineingespült hatte, verstopft war. Das Ende der Gosse ragte um einen guten Meter über den Felsen hinaus.

Diese Stelle wählte Bazaine zur Flucht.

An der inneren Seite der Geländermauer hatte der Marschall einen Flecken Erde bepflanzt. Blumen gediehen in diesem kläglichen Gärtchen nicht, nur ein paar magere Salatköpfe fristeten hier ihr Leben. Er wühlte nun die Erde auf und legte dadurch den inneren Teil der Gosse blos. Durch diese wollte er ein Tau ziehen und im Innern sicher befestigen, um nach Übersteigung des Geländers frei daran hängend, sich zur Erde hinunter lassen zu können.

Die Öffnung der Gosse hatte er mit einem eisernen Gardinenhaken, der zur Befestigung von Rouleaux diente, freigelegt. Um aber das Material zum Tau zu finden und zu verarbeiten, hatte es der List des Gefangenen bedurft, und ein solcher ist ja immer erfinderischer und geschickter als seine Wärter.

Die von der Frau Marschall in die Festung gebrachten Koffer waren von Herrn Marchi selbst mit peinlicher Sorgfalt untersucht worden und hatten nichts verdächtiges ergeben. Aber — man denkt nicht an alles, und Marchi ließ die kleinen Stricke, mit denen die Koffer verschnürt waren, unbeachtet.

Gerade diese kleinen Stricke, an welche der Marschall die von der Schaukel seiner Tochter knüpfte und die er mit einander verflocht und in kleinen Zwischenräumen mit Knoten versah, ermöglichten die Flucht des Marschalls.

Da ein sechzigjähriger und ziemlich korpulenter Mann, frei an einem Tau schwebend, leicht von physischer Schwäche erfaßt werden kann — umsomehr als sein rechtes Handgelenk in Afrika von einer Kugel durchbohrt worden war und ihm daher nur wenig nutzen konnte — so machte man ihm aus dem Rücken der Schaukel eine Art Turngürtel mit einem Haken, wie man solche bei Dachdeckern sieht, die sich so an Knotentauen festhalten. Den Haken hatte man aus einem Croquetbogen gemacht.

Gelang die Flucht, entging der Marschall seinen Wärtern und erreichte er das Meer, so blieb nur noch zu regeln, wie er aufgenommen und sicher ins Ausland geschafft werden könnte.

Nachdem die Flucht einmal beschlossen und mit ihren Möglichkeiten und Gefahren genau erwogen worden war, machte Frau Bazaine, ehe sie ihren Mann veranlaßte, sein Leben aufs Spiel zu setzen, einen letzten Versuch und rief die Gnade des Marschalls de Mac-Mahon an.

Sie reiste mit ihrem Schwager nach Paris und bat um eine Audienz beim Präsidenten der Republik.

Der Empfang der unglücklichen Bittsteller bei Mac-Mahon war mehr als kalt.

Vergebens erinnerte ihn die Frau Marschall, daß ihr Mann sein Kamerad, sein Führer gewesen war, daß er zweiundvierzig Jahre lang die Epaulettes mit Ehre und Ruhm getragen hatte und daß man das Recht habe, ihn zu erschießen, aber nicht ihn für den Rest seines Lebens moralisch zu martern. Es half nichts.

Der Marschall ließ sich nicht erschüttern. Er sagte

nur, daß er eine solche Bitte wohl verstände, aber nichts thun könne .... sie solle indessen auf die Zukunft hoffen.

— Hoffnung ist bei Gott, antwortete Frau Bazaine lebhaft, er giebt sie allen.

Hiernach entfernte sie sich mit ihrem Schwager.

Man hatte verabredet, dem Gefangenen von Sainte-Marguerite durch ein gewöhnliches Mittel geheimer Korrespondenz das Resultat des in Paris versuchten Schrittes mitzuteilen.

Es gelang Frau Bazaine, einige Zeilen der Neugier des Gefängnisdirektors auf folgende Weise zu entziehen:

Wenn nämlich ein Brief für den Marschall ankam, pflegte Direktor Marchi nur den oberen Teil des Couverts aufzuschneiden, den Inhalt zu lesen und dann den Briefbogen, ganz wie zuvor zusammengelegt, wieder hineinzustecken. Hierauf ließ er den Brief dem Gefangenen zustellen. Man brauchte also nur das Couvert vorsichtig zu öffnen und das Papier mit einem Licht zu erwärmen, um einige darauf mit sympathetischer Tinte geschriebene Zeilen hervortreten zu lassen.

Frau Bazaine schrieb nun ihrem Mann, er solle vom 30. Juli an jeden Abend gegen sieben Uhr in der Richtung des Juan-Golfes ausspähen. Würde er eine kleine Fischerbarke bemerken, von der man vorsichtig Signale gebe, so könne er sich für benachrichtigt halten und die Flucht versuchen.

Da kein Tag bestimmt war, würde das Boot jeden Abend bis zur Ausführung der Flucht wiederkommen.

Sie selbst hatte sich die Mithülfe ihres Neffen, Herrn de Rul gesichert. Dieser war ein junger Mann von edlem Charakter und erprobter Energie; seine unabhängigen Vermögensverhältnisse gestatteten ihm, sich an einer solchen Unternehmung zu beteiligen. Ferner war Frau Bazaine im Einverständnis mit einer englischen Familie, die eine Villa gegenüber der Insel bewohnte und mit einigen früheren Offizieren, die dem Marschall ergeben waren und gleichfalls an der Küste wohnten. Einer von diesen, Hauptmann Doineau, mußte seine Treue für seinen früheren Vorgesetzten in Afrika mit mehrmonatlicher Gefängnisstrafe büßen.

Frau Bazaine fuhr nach Spa, richtete sich mit ihren Kindern, um jeden Verdacht abzulenken, offenkundig in einem Hotel ein und reiste dann plötzlich mit Herrn de Rul nach Genua.

Hier mietete sie von der Kompagnie Peirano Danovaro eine Yacht, die zum Preis von 1000 Franken für jede vierundzwanzig Stunden Tag und Nacht zu ihrer Verfügung stehen sollte.

Nachdem man an Bord geschlafen hatte, ging es am Sonnabend, den 8. August, um 5 Uhr früh in See. Das Wetter war sehr schlecht. Am Abend ging der Kapitän vor Port-Maurice, welches ein Erdbeben vor 2 Jahren fast ganz zerstört hat, vor Anker.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr fuhr man nach San Remo weiter. Das schon Tags zuvor bewegte Meer war jetzt sehr erregt. Herr de Rul wurde krank und auch Frau Bazaine litt so sehr, daß man sie bei der Ankunft

ohnmächtig und verzweifelnd ans Land tragen mußte; hier fing sie dann wie ein Kind an zu weinen.

Wer die von der Seekrankheit verursachte furchtbare Angst und Mattigkeit kennt, wird verstehen, welche Willenskraft und Ausdauer dazu gehört, ein solches Unternehmen unter ähnlichen Verhältnissen durchzuführen. Plötzlich wurde das Meer wie mit einem Zauberschlag ruhig. Frau Bazaine, die abergläubisch war wie alle Mexikanerinnen, sah hierin ein glückliches Vorzeichen. Man dampfte um 3 Uhr weiter und war um 7 Uhr im Juan-Golf.

Sie und ihr Neffe fuhren in einem Boot der Yacht an die Küste und stiegen in geringer Entfernung von der Pointe de la Croizette bei einer kleinen, als Landungsplatz dienenden Treppe ans Land, wo die Matrosen auf sie warten sollten.

Dann begann für beide Reisende das äußerst schwierige Suchen an der Küste entlang nach einer Barke, denn die Matrosen der Yacht durften nicht wissen, was sie vorhatten.

Mit Hülfe der Eingeweihten an der Küste hätte man sich im voraus ein Boot sichern können; de Rul hatte aber nur unter der Bedingung seiner Tante Unterstützung zugesagt, daß er ganz ihre Sache führen dürfe, daß niemand von dem Moment der Flucht benachrichtigt werden sollte und daß sie alles selbst thun würden.

Man wandte sich vergeblich an mehrere Fischer. Endlich wollte zwar einer sein Boot vermieten, aber nur, wenn er es selbst führen könne, und damit war ihnen natürlich nicht gedient.

Die Zeit drängte, und da wahrscheinlich alle andern auf Befragen dieselbe Forderung stellen würden, beschloß Frau Bazaine, weiteren Verhandlungen ein Ende zu machen. Sie zog ein Goldstück aus der Tasche und gab es dem braven Seemann zum Wechseln, unter dem Vorwande, Angeld zu geben.

Sobald er fort war, sprang de Rul ins Boot, half Frau Bazaine hinein und ruderte in der verabredeten Richtung ins Meer hinaus.

Inzwischen kam der Fischer mit dem Gelde zurück. Er wunderte sich, sein Boot nicht mehr anzutreffen; mit den 20 Franken in seiner Hand beruhigte er sich aber bald, überzeugt, daß man ihn nicht bestehlen würde.

Er faßte also mit philosophischer Ruhe seinen Entschluß und machte sich nach Hause auf den Weg, als einer seiner Nachbaren, der obige Unterhandlung mit angehört hatte, ihn fragte:

— Weißt Du wenigstens, wer Dein Boot gemietet hat?

— Nein.

— Den Herrn kenne ich nicht, aber die Dame ist Frau Bazaine.

— Frau Bazaine!

Das erregte in unserm Mann denn doch eine unbestimmte Unruhe. Er fand die Art und Weise, wie man das Boot gemietet hatte, doch etwas seltsam und unerklärlich. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

Er wartete: drei Stunden, vier Stunden, die Nacht brach herein und Niemand kam zurück. Endlich stieg er

in ein anderes Boot und machte sich auf die Suche nach dem ersten.

Wie stand es nun während dieser Zeit um Marschall Bazaine?

Mit einem guten Fernrohr, das er in einem feindlichen Fort gefunden hatte, beobachtete er das Meer und entdeckte die verabredeten Signale, die, wie man sich denken kann, sein Blut in schnellere Wallung versetzten.

Er ging sofort in seine Zelle, holte das Tau und befestigte es an einer quer vor die Gosse gelegten eisernen Stange. Dann bedeckte er die Gosse eiligst mit Erde.

Nach Beendigung seines Diners kam der unvermeidliche Herr Marchi zum Marschall, der mit Oberst Willette, von gleichgültigen Dingen sprechend, auf und ab ging.

Während der Unterhaltung kam man zufällig auf Aerolithen und Sternschnuppen zu sprechen. Bazaine sagte zu Marchi:

— Wenn die Frage Sie interessiert, so lesen Sie doch die Artikel, die dieser Tage im „Univers“ standen.

— Ah! was sagen sie denn?

— Wir sollen in einer Jahreszeit stehen, in der Meteore sehr häufig sind, und wenn Sie genau aufpassen, werden Sie heute Abend einen sehr großen sehen.

Das war ein Spiel mit der Gefahr, wer aber den Marschall kennt, weiß wie sehr jede Gefahr und ihre Gemütsbewegungen ihn anregen und heiter stimmen. Dank dieser Heiterkeit führte er während seiner ganzen Laufbahn seine Truppen ins Feuer als ginge es zum Tanz.

Um 10 Uhr zogen die Schildwachen mit geladenem Gewehr auf der Plattform auf. Zwanzig Minuten später schützte Bazaine Müdigkeit vor; er wünschte Willette und Marchi gute Nacht und zog sich zurück.

Der Direktor kehrte in sein Zimmer zurück, überzeugt, daß der Marschall nach dem seinigen ging.

Dieser aber legte die Hand auf eine kleine grüne Bank, neben der er sich befand, stieg hinüber und erreichte, auf allen vieren kriechend, den entgegengesetzten Rand des Felsens, wo er sein Tau plaziert hatte.

Seit dem 30. Juli war der Marschall stets vorbereitet. Er hatte beständig zweitausend Franken in Gold bei sich, ein kleines mexikanisches Kruzifix und eine Schachtel Wachsstreichhölzer.

Gerade als er sich hinunterlassen wollte, bemerkte er an einem Streichholz, das de Rul in Brand gesetzt hatte, daß sich die Barke merklich genähert hatte. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, stieß sich mit dem Fuß ab, und Gott bittend, daß das Tau stark genug sein möge, begann er sich hinabzulassen. — Er war etwa 15 Meter weit, als er einen Felsvorsprung bemerkte, an dem er mit Hülfe seines Hakens für einige Augenblicke ausruhen konnte.

Um seinerseits Frau Marschall Bazaine, die immer näher kam, ihren Mann aber nicht erkennen konnte, Nachricht zu geben, daß die Flucht glücklich von statten ging, nahm er ein Streichholz aus seiner Tasche, rieb es gegen den Felsen und ließ die kleine Flamme aufleuchten. Dann glitt er weiter hinunter.

Da bemerkte er, daß das Tau zu Ende war und noch mehrere Fuß ihn vom Boden trennten. Er war erschöpft und Blut quoll unter seinen zerrissenen Fingernägeln hervor. Er schloß die Augen und ließ sich fallen.

Er war glücklich zwischen zwei Felsen auf eine Lage Sand gefallen.

Er erhob sich sofort und ging entschlossen ins Meer, teils schwimmend, teils an den Unebenheiten des Felsens sich anklammernd. Er sah jetzt deutlich in nur geringer Entfernung Herrn de Rul aufrecht im Boot vor sich und bereit, ihm ein Tau zuzuwerfen.

Gleich darauf griff ihm de Rul unter die Arme und zog ihn ins Boot. Es war höchste Zeit: die Kräfte des Marschalls waren erschöpft.

Seine ersten Worte waren:

— Ach, meine lieben Kinder, wie hingebend seid Ihr für mich!

Er ließ sich kaum Zeit, Atem zu schöpfen, ergriff eins der Ruder, de Rul nahm das andere, während sich Frau Bazaine ans Steuer setzte. So gings nach dem Platz an der Küste, wo das Boot und die Matrosen des „Ricasoli“ treu ihrem Auftrage auf sie warteten.

Während dies geschah, war der Fischer, den wir verließen, als er sich auf die Suche nach seinem Boot gemacht hatte, bei Sainte-Marguerite gelandet und hatte verlangt, den Offizier der Wache zu sprechen. Er fragte ihn:

— Haben Sie nicht Frau Bazaine gesehen?

— Ihr seid verrückt, Alter! Frau Bazaine ist weit,

und wenn Ihr sie hier sucht, müßt Ihr viel Zeit übrig haben.

Trotz seiner beharrlichen Bitten wurde der gute Mann abgewiesen, und es blieb ihm schließlich nichts übrig, als unverrichteter Sache nach Hause zu gehen.

Der Marschall entwischte so auf der einen Seite gerade als der Fischer auf der andern landete. Es bedurfte wirklich einer Fügung der Vorsehung, daß der Marschall, nachdem er glücklich aus der Festung gekommen war, auch noch dieser zweiten Gefahr entging, die er natürlich erst nachher erfuhr.

Etwa gegen 1 Uhr morgens war man an Bord des „Ricasoli." Außer dem Bootsmann schliefen alle. Man ließ den Kapitän wecken und erklärte ihm, daß er heizen lassen und sofort nach Genua absegeln müsse.

— Aber mein Patent ist für Nizza; ich kann nicht nach Genua, sagte er.

Er hatte seine Nacht ruhig angefangen und hoffte, sie so beendigen zu können. So hatte Frau Marschall Bazaine es indessen nicht gemeint.

— Sie stehen mir zur Verfügung, sagte sie. Wenn ich bezahle, will ich, daß man mir gehorcht. Wenn irgend welche Verantwortlichkeiten damit verbunden sind, so nehme ich sie auf mich.

Es folgte eine äußerst heftige Diskussion. Der Kapitän merkte, daß Frau Bazaine einen unbeugsamen Willen besaß und that schließlich, was sie wollte.

Ehe sie wieder in ihre Kajüte trat, empfahl sie dem Kapitän beiläufig, ziemlich gleichgültigen Tons, ihren

„alten Intendanten.“ Am folgenden Vormittag 11 Uhr war man in Genua.

Wir wissen jetzt, welche Gründe Bazaine zur Flucht veranlaßten. Aber trotz der handgreiflichen Ungerechtigkeit seiner Verurteilung, trotz der Schmach, mit der ihn die Milderung seiner Strafe bedeckte, trotz der Unerbittlichkeit, mit der der Präsident der Republik Frau Bazaine empfing — trotz alle dem muß ich sagen, daß Marschall Bazaine mit seiner Flucht einen schweren Fehler beging.

Wäre er in Sainte-Marguerite oder einer andern Festung geblieben, so hätte gewiß die öffentliche Meinung, nach all den politischen Ereignissen der letzten 13 Jahre, besser unterrichtet und mit mehr Unparteilichkeit urteilend, die Revision dieses Prozesses verlangt, der eine Schmach für Frankreich war. Die Rechtfertigung Bazaines konnte um so glänzender daraus hervorgehen, als man die Interessen erkannt hätte, welche die glücklicherweise in Frankreich noch in der Mehrheit vorhandenen anständigen Leute irregeführt hatten.

Durch seine Flucht zerriß Bazaine das letzte Band, das ihn an das Vaterland knüpfte.

Was hat er gewonnen? — Ohne persönliches Vermögen, kümmerlich in Spanien vegetierend, hat er, um den materiellen Schwierigkeiten des Lebens Trotz zu bieten, nicht einmal eine Militärpension, noch irgend ein anderes Ruhegehalt als Belohnung seiner zweiundvierzigjährigen ruhmvollen Dienstzeit.

Wenn Frau Marschall Bazaines Liebe auf gleicher

Höhe mit ihrem Ehrgeiz stand, so hätte ihr, auch als die Vorsehung ihr ein anderes als das erhoffte Schicksal bestimmte und namentlich weil sie ihm zur Flucht verholfen hatte — die Person dieses armen alten, ruinierten, von allen verlassenen Soldaten heilig sein müssen. Sie hätte ihn nie verlassen dürfen.

Leider war dem nicht so. — Frau Marschall Bazaine ist seit langem mit ihrer Tochter nach Mexiko zurückgekehrt.

# Epilog.

Ich habe es für meine Pflicht als Mann von Ehre und als guter Franzose gehalten, den Lesern, die mir bis hierher gefolgt sind, die Gründe vor Augen zu führen, welche den Prozeß des Marschalls Bazaine motivierten — und das unerhörte Verfahren zu zeigen, dessen Opfer er geworden ist.

Ich habe geglaubt, daß dieser Prozeß, bei dessen Beurteilung das Ausland mit verletzender Strenge über uns zu Gericht gesessen hat, für unsere Armee die traurigsten Folgen haben könnte, indem er bei ihr den verhängnisvollen Irrtum bestehen ließ, daß sie alles gethan habe, was sie thun konnte.

Man muß sich nicht einbilden, daß wir gesiegt hätten, wenn Marschall Bazaine nicht in Metz gewesen wäre, wenn ein anderer an seiner Stelle gestanden hätte. Diejenigen, die einen solchen Irrtum wissentlich verbreiten oder bestehen lassen, täuschen unsere Armee, indem sie ihr ihre Schwächen und Fehler verheimlichen. Und das sind die wahren Verräter.

Nach den Opfern, die das Land seit siebenzehn Jahren gebracht hat, hat die französische Armee jetzt eine Organisation und Macht, die sie nie zuvor besessen hat. Sie

weiß, daß je größer die Fehler gewesen sind, um so größer ihre Pflicht ist, sie wieder gutzumachen. Sie hat das Gefühl ihrer Macht und diese verleiht ihr eine moralische Kraft, ohne welche es unmöglich ist zu siegen.

Diese Kraft ist zu allen Zeiten die wahre Ursache der Siege der französischen Heere gewesen.

Will man siegen, so darf man nicht verkennen, daß man den Geist der Truppen mit derselben Sorgfalt heben wie ihre Bewaffnung vervollkommnen muß.

Ich habe nach Überzeugung und Gewissen gesagt, was ich für die Wahrheit halte. Nur wenn man das Übel kennt, kann man das geeignete Heilmittel anwenden.

Druck von Dobrzynski & Müllner in Berlin.